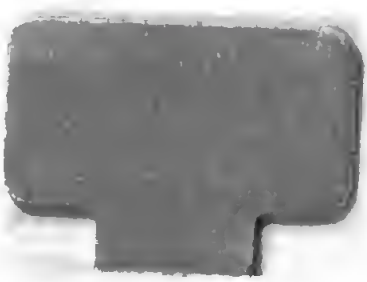
15
5
456
BIBLIOTECA NAZIONALE
CENTRALE • FIRENZE •



Digitized by Google

Handbuch

zur

Geschichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Raumer

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1864.

Libreria tedesca ed inglese
di
ERMANNO LOESCHER
TORINO
5. Via Carlo Alberto. 5.

15. 5. 456.

Handbuch

zur

Geſchichte der Litteratur.

Digitized by Google

15. 5. 456

Handbuch

zur

Geſchichte der Litteratur.

Von

Friedrich von Raumer.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
—
1864.

Digitized by Google

Meinen verehrten Zuhörerinnen

gewidmet.

Vorwort.

Seit dem Winter 1849—1850 habe ich geſchichtliche Vorleſungen für Damen, und zwar in den letzten beiden Jahren über die Geſchichte der Litteratur gehalten. Sie machten mir, durch die fortdauernde freundliche Theilnahme meiner zahlreichen Zuhörerinnen große Freude, und gaben Veranlaſſung ein kurzes, bis in die Zeit Goethes und Schillers hinabführendes Handbuch niederzuſchreiben, woran ſich umſtändlichere, mündliche Erörterungen (z. B. über die Lebensumſtände der Schriftſteller) anknüpften. Bei dieſen Verhältniſſen, dieſem Zwecke, war es nothwendig aus dem unermeßlichen Inhalte der Litteraturgeſchichte, nur das Anziehendſte und Wichtigſte auszuheben; mithin alle mittelmäßigen Schriftſteller, ja ſelbſt nicht wenige der gerühmteren unerwähnt zu laſſen, — insbeſondere ſobald (ungeachtet löblichen Inhalts) die Form vernachläſſigt war. Hingegen erſchien es wichtig, zunächſt hinſichtlich der am kürzeſten behandelten alten Litteratur, durch eine Auswahl vorzuleſender Stellen, eine nähere Bekanntſchaft mit den Schriftſtellern ſelbſt herbeizuführen.

Berlin, 30. September 1863.

Inhaltsübersicht des ersten Theils.

Erste Abtheilung . . . . . S. 1—85.

Litteraturgeschichte und politische Geschichte 3. — Ursitz der Menschen 4. — Sprache 4. — Schrift 4. — Schreibmaterialien 5. — Schulen und Bibliotheken 5. — Aegypten 6. — Asiaten 7. — Chinesen 7. — Confucius 8. — Assyrer, Babylonier, Meder 8. — Phönicier und Carthaginenser 9. — Araber 9. — Perser 9. — Zoroaster 9. — Inder 11. — Vedas 12. — Buddha 13. — Indische Philosophie 13. — Indische Litteratur 14. — Die Juden 15. — Kabbala 17. — Die Griechen 17. Homer 18. — Hesiodus 22. — Gnomiker 23. — Elegiker 23. — Lyriker, Pindar, Sappho 24. — Die Dramatiker 24. — Tragiker, Aeschylus, Sofokles 25. — Euripides 26. — Lustspiel, Aristofanes 31. — Menander 32. — Die Alexandriner 32. — Apollonius 32. — Callimachus, Theokrit 33. — Romane 34. — Redner 35. — Isokrates 35. — Demosthenes 37. — Philosophie (ältere bis Sokrates) 40. — Platon 41. — Aristoteles 42. — Akademie, Stoa 44. — Skeptiker 45. — Epikur 47. — Neuplatoniker, Philo, Plotin 48. — Geschichtschreiber, Herodot 49. — Thucydides, Xenophon 50. — Polybius, Dionysius, Josephus, Diodor 51. — Plutarch, Pausanias, Appian, Arrian, Dio Cassius, Herodian 52. — Julian, Zosimus 53. — Lucian 53. — Geographen, Mathematiker, Aerzte 53. — Römer 55. — Ennius 56. — Plautus, Terenz 57. — Tragödie 58. — Lehrgedichte 58. — Lukrez 59. — Katull, Tibull, Properz 60. — Ovid 61. — Virgil 62. Horaz 63. — Persius 64. — Juvenal, Martial, Silius Italicus, Valerius Flaccus, Statius 65. — Cicero 66. — Plinius 1, 2, Seneka 68. — Geschichtschreiber 68. — Cäsar 68. — Sallustius, Livius 69. — Vellejus, Suetonius, Tacitus 70. — Curtius, Nepos, Valerius, Justinus 71. — Kaisergeschichtschreiber 71. — Ammianus Marcellinus 71. — Juristen 72. — Christliche Schriftsteller 72. — Mittelalter 72. — Philosophen 73. — Anselm von Canterbury 74. — Abälard 75. — Bernhard von Clairvaux 77. — Hugo und Richard S. Viktor 77. — Guigo 78. — Alber-

tus magnus 79. — Wilhelm v. Auvergne 80. — Thomas von Aquino 80. — Bonaventura 81. — Raymundus Lullus 81. — Duns Skotus 82. — Roger Bakon 83. — Innocenz III. 84. — Geschichtschreiber 84.

Zweite Abtheilung . . . . . S. 87—233.

Mittelalter 89. — Sprachen 89. — Italienische Sprache 90. — Dante 90. — Petrarka 94. — Boccacio 96. — Kirchenväter 99. — Herstellung der Wissenschaften 100. — Mediceer 100. — Provenzalen 103. — Franzosen (Marot, Ronsard, Malherbe, Geschichtschreiber) 105. — Spanier (Alfons X., Juan Manuel) 107. — Amadis (Lobeira) 109. — Romane 110. — Portugal 110. — England (Chaucer, Barbours, Balladen) 110. — Deutschland (Ulphilas, Otfrid, Nibelungen, Konrad von Würzburg) 113. — Italien 116. — Erzählende Gedichte 118. — Ariost 120. — Tasso 122. — Camoens 125. — Italienische Dramatiker (Tasso, Guarini, Machiavelli, Metastasio, Alfieri, Goldoni, Manzoni u. s. w.) 128. — Spanisches Drama (Celestina, Encina) 131. — Lope de Vega 132. — Calderon 134. — Cervantes 138. — Spanische Litteratur (Balladen, Garzilasso, Montemajor, Ercilla, Gongora, Perez de Hita, Mendoza, Zurita, Mariana, Ferreras, Moncada, Quevedo, Feijoo u. A.) 140. — Portugal 144. — Deutschland 145. — Lyriker des 17. Jahrhunderts (Opitz, Gryphius, Flemming u. s. w.) 146. — England 169. — Spenser 169. — Shakspeare 169. — Ben Johnson 172. — Anhang zu Shakspeare 173. — Religiöse Epopeen 212. — Milton 214. — Klopstock 218. — Geschichtschreibung 219. — Italienische Geschichtschreiber (Machiavelli, Guicciardini, Bentivoglio, Sarpi, Pallavicini, Davila, Denina, Muratori, Tiraboschi, Botta, Colletta) 224. — Französische Memoiren (Thuanus, Sully, Richelieu, Brantome, Motteville, Retz, S. Simon) 228. — Zeitalter Ludwigs XIV. 230. — Recension 232.

Dritte Abtheilung . . . . . S. 235—310

Montaigne 237. — Französische Kanzelredner 242. — Bossuet 243. — Flechier 245. — Massillon 246. — Bourdaloue 247. — Rochefoucauld 256. — Pascal 258. — Satiren 260. — Rabelais 261. — Boileau 263. — Französisches Drama 265. — Jodelle 266. — Corneille 267. — Racine 268. — Quinault, Lafontaine, Fenelon, Romane 270. — Moliere 271. — Philosophen, Descartes 272. — Malebranche 273. — Bacon 278. — Hobbes 287. — Locke 287. — Shaftesbury 289. — Bolingbroke 300. — Philosophie 309.

Erste Abtheilung.

I. Einleitung.

1) Die Litteraturgeſchichte bildet die zweite Hälfte zur politiſchen Geſchichte, und ward in neuern Zeiten mit vielem Fleiße und Erfolge bearbeitet und dargeſtellt.

2) Dieſer Gewinn iſt jedoch oft von einer böſen Gefahr begleitet: daß nämlich Viele ſich mit dem Leſen jener Litteraturgeſchichten begnügen, ohne die weit wichtigern Quellen ſelbſt in die Hand zu nehmen.

(Auch meine Vorträge werden nur den Küchenzettel geben, nur anzeigen wo die beſten Speiſen zu finden ſind.

3) Die politiſche Geſchichte läuft ab an einem untrennbaren Faden: die Verbindung von Urſachen und Wirkungen, die Uebergänge und Gegenſätze liegen meiſt klar zu Tage; hingegen ſteht die Litteraturgeſchichte allerdings mit der politiſchen Entwickelung, dem allgemeinen Bildungszuſtande, dem Sinn und Charakter des Volkes u. ſ. w. in weſentlicher Verbindung. Andererſeits aber finden wir faſt unerklärliche, wunderbare Erſcheinungen, verletzende Lücken und überraſchende Sprünge: durch höhere Schickung treten die verſchiedenartigſten Meiſter in den Vordergrund: Heſiod folgt auf Homer, Virgil auf Lukrez, Goethe auf Klopſtock.

4) Die Litteraturgeſchichte ſteht der politiſchen an Wichtigkeit gleich; ja auf Jahrhunderte hinaus haben Homer und Ariſtoteles mehr gewirkt als Solon und Alexander.

5) Die Litteraturgeſchichte umfaßt alle geiſtige, befeſtigte Entwickelung. Im engeren Sinne pflegt man jedoch Dichtkunſt,

Beredſamkeit, Philoſophie und Geſchichte darunter zu begreifen; insbeſondere ſofern zu dem lehrreichen Inhalte, eine vollkommene Form hinzutritt.

6) Die Geſchichte der Künſte ſteht mit der Geſchichte der Wiſſenſchaften in enger Verbindung, bedarf jedoch einer umſtändlichen beſondern Behandlung.

7) Alle Geſchichte iſt an den Menſchen gekettet, kommt nur durch ihn zu Tage: daher ſind die Fragen unabweislich, wo iſt der Urſitz der Menſchen, ſtammen Alle von einem Adam, oder von mehreren, haben die verſchiedenen ſogenannten Raſſen eine gleiche Befähigung für höhere Bildung? Eine umſtändliche Erörterung dieſer und verwandter wichtiger Punkte, würde uns viel zu ſehr aufhalten; daher verweiſe ich auf die dritte Auflage meiner Vorleſungen über die alte Geſchichte, und bemerke nur, daß etliche Menſchenſtämme ſich nie bis zu einer litterariſchen Bildung erhoben haben, mithin hier zu übergehen ſind.

8) Alle Mittheilung beruht auf der Sprache. Ueber ihren Urſprung ſind viele Vermuthungen aufgeſtellt worden, z. B. ſie beruhe auf Nachahmung thieriſcher Töne. Aber woher haben denn die Thiere ihre Naturlaute? auch giebt es keinen Uebergang aus dem Thieriſchen zum Menſchlichen Sprechen oder Singen; — höchſtens einen Mißbrauch der Stimme bei falſchem, geſchmackwidrigem Schreien und Deklamiren. In Wahrheit iſt die Sprache eine Gottesgabe: die Organe ſind dazu vorhanden wie zu andern Thätigkeiten, oder Funktionen.

8) Es iſt bis jetzt unmöglich geweſen alle Sprachen auf eine Urſprache zurückzuführen, oder für alle dieſelbe Güte, Bildſamkeit und Bildung nachzuweiſen.

9) Vom Sprechen zum Schreiben iſt ein äußerſt wichtiger aber ſehr ſchwerer Schritt. Und zwiſchen Schreiben und Schreiben, welche folgenreiche Unterſchiede! Bilderſchrift, Hieroglyphen, Wörter, Silben-Buchſtabenſchrift. Selbſt gebildete Völker ſind hier auf halbem Wege ſtehen geblieben, Aegypter, Chineſen, Mexikaner. Das Auffinden einzelner Tonbezeichnungen, des Alphabets, des ABCs iſt von einer, oft vergeſſenen, unend-

lichen Wichtigkeit.[1]) Nun erſt wird Mittheilung unter verſchiedenen Völkern, wird Schreiben im höheren Sinne möglich, und mit dem Schreiben iſt das Leſen untrennlich verbunden. Ohne Schrift keine Geſchichte, keine Kunde vom Denken und Thun des Menſchen.

10) Die Litteratur (ja jede Bildung) iſt abhängig von der Sprache, dem Wortreichthum, dem grammatiſchen Bau, der ſyntaktiſchen Stellung. Werke geſchrieben in einer vollkommenen Sprache, laſſen ſich in keine unvollkommene überſetzen, ja nicht in der Urſchrift verſtehen, ohne daß der Leſer ſich eine höhere Bildung aneignet.

11) Das Auffinden und die Benutzung zweckmäßiger und dauerhafter Schreibmaterialien, war nicht ohne Schwierigkeit, beförderte aber die Verbreitung und Erhaltung litterariſcher Werke auf erfreuliche Weiſe. Mit der unſchätzbaren Erfindung des Druckes, iſt ihre Vermehrung ins Unendliche geſichert und kaum der Untergang eines wahrhaft wichtigen Werkes noch zu befürchten. Nicht minder erleichtern Stenographie, Dampfmaſchinen, Telegraphen den geiſtigen Verkehr, und es thut ſich die heilſame Wechſelwirkung der materiellen und geiſtigen Welt auf eine ſo augenfällige Weiſe kund, daß dawider erhobene Zweifel keine Widerlegung verdienen.

12) Alle dieſe günſtigen Verhältniſſe führten natürlich zur Mehrung von Schulen und Bibliotheken, und ein Jetztlebender kann leichter die Kenntniß verſchiedener Litteraturen erwerben, als ein Grieche oder Römer die Kenntniß einer einzigen. Bei dem hiedurch ermöglichten Verſuche aus umfaſſenden Schätzen das Wichtigſte vorzulegen, werde ich mich zunächſt der Zeitordnung, der Chronologie, anſchließen.

---

1) Von ſchlechtem Buchſtabiren und Ausſprechen, z. B. das Engliſche.

II. Aegypten.

1) Soweit unſere Kenntniſſe reichen, ſind die Denkmale der Aegypter die älteſten, weshalb zuerſt von dieſem Volke die Rede ſein muß; obgleich von eigentlich litterariſchen Erzeugniſſen faſt nichts auf uns gekommen iſt. Begeiſterte Forſcher behaupten indeſſen, daß bei einer ſo hohen erweislichen Ausbildung der Aegypter in andern Richtungen, auch die Litteratur eine reiche müſſe geweſen ſein. Doch dürfen wir Zweifel und Bedenken wider jene Behauptung nicht unerwähnt laſſen.

2) Wir beſitzen kein ſchriftliches, ägyptiſches Werk, weder in Proſa noch in Verſen; denn Inſchriften, Todtenliſten, einzelne Urkunden u. dgl. kann man nicht als wiſſenſchaftliche Bücher betrachten. Deren Verluſt könnte man jedoch um ſo eher traurigen Zufällen und Umwälzungen zuſchreiben, da von Geſchichtſchreibern ehemals vorhandene große Bibliotheken erwähnt werden. Dieſer erfreulichen Deutung treten aber folgende Bedenken entgegen.

a) Die Bildung war meiſt in den Händen der Prieſter und wenn dieſe auch hie und da förderten, haben ſie an andern Stellen nicht minder geſtört und gehemmt. Ihre Kenntniſſe und Geheimniſſe (von denen man in der That wenig, oder nichts weiß) ſind gewiß überſchätzt worden.

b) So zahlreich die noch vorhandenen Inſchriften ſind, enthalten ſie faſt nur leere Floskeln und Phraſen[1]); den inhaltsreichern der Griechen und Römer weit nachſtehend.

c) War Sprache und Schrift jemals ſo ausgebildet und beweglich um darauf eine Litteratur im höheren Sinn zu gründen? Hätte man die beſſeren griechiſchen und römiſchen Schriftſteller angemeſſen ins Aegyptiſche überſetzen können?

1) Die Inſchriften in den Grabmählern ſind reichhaltiger und mannigfaltiger als die auf den großen Obelisken.

d) Die gelehrten und sehr fleißigen Alexandriner geben keine Auskunft über eine reiche ägyptische Litteratur, und ebenso wenig finden sich Zeugnisse daß dieselbe durch Griechisches oder Römisches wäre bereichert oder umgestaltet worden.

III. Die asiatischen Völker.

Den besondern Darstellungen schicke ich zwei allgemeinere Bemerkungen voran:

1) hat man den abendländischen Völkern, die asiatischen oft als ein gleichartiges Ganzes gegenübergestellt. Dies ist irrig, denn sie gehören zwar geographisch demselben großen Welttheile an, sind aber unter einander außerordentlich verschieden.

2) Erinnern wir Beispielsweise nur an die Verschiedenheit der Bildung, der Verfassungen, der Sprachen, der religiösen Ansichten und Einrichtungen. (So besitzen z. B. einige Völker Schriften, welche sie für heilig, oder für geoffenbart halten, während andere Völker derselben entbehren.) — Gehen wir jetzt ins Einzelne, so finden wir

A. bei den nordasiatischen Völkern

keine irgend nennenswerthe Litteratur.

B. Die Chinesen

besitzen dagegen (nach dem Zeugnisse sachverständiger Männer) mehr, in ihrer Weise gedruckte Bücher, als das gesammte Abendland. Das Wenige, durch Uebersetzungen zugänglicher Gewordene, ist zwar nicht ohne merkwürdige Eigenthümlichkeit, erweiset aber keineswegs das Dasein einer vollkommen ausgebildeten Litteratur, wo Dichter, Philosophen, Redner im höheren Sinne nicht fehlen dürfen. Nirgends ist von einem chinesischen Homer, oder Aristoteles die Rede, und noch weniger findet sich geschichtlich-politischer Boden für einen Demosthenes. Die äl-

teſten angeblich hiſtoriſch-religiöſen Schriften (z. B. der Schuking und Iking), ſind meiſt unverſtändlich, oder unverſtändigen Deutungen unterworfen. So viel Ungewiſſes und Unerweisliches auch mit der Geſchichte des Confucius (Kongtſe) verbunden iſt, ſteht doch feſt daß er in der Mitte des ſechsten Jahrhunderts vor Chriſtus lebte und als Geſetzgeber und Religionsſtifter bis auf den heutigen Tag außerordentlich großen Einfluß übte. Seine von Aberglauben meiſt entfernte, (aber leider nicht immer befolgte) Lehre legt allen Nachdruck auf das Sittliche. Er ſagt:

„Das Geſetz der praktiſchen Philoſophie beſteht darin, daß man das glänzende Prinzip der Vernunft, welches wir vom Himmel erhalten haben, entwickele und ins Licht ſtelle, daß man den Menſchen veredele, und ſeine Beſtimmung in die Vollendung ſeiner ſelbſt, in das Streben nach dem allein Guten ſetze. Veredle dich, dann wirſt du leicht deine Familie, das Reich, die ganze Welt veredeln.“

„Wenn die Menſchen nicht tugendhaft werden, und ihre Fehler geſtehen, ſo macht ihnen der Himmel ſeinen Willen fühlbar, daß ſie ſich beſſern. Die Menſchen richten ſich zu Grunde indem ſie die ewigen Geſetze übertreten. Der Menſch ſei ſchlicht und rein und halte immer die rechte Mitte. Vom Himmel ſtammen alle geſelligen Einrichtungen, vom Himmel ſind den Völkern, um ihnen zu helfen und Unterſtützung zu ſein, Fürſten und Einrichtungen gegeben.“

Näher in dieſe verwickelten Verhältniſſe einzugehen, erlaubt Ort und Zeit nicht, und ebenſo wenig können Proben aus Schriften mitgetheilt werden, welche zur ſchönen Litteratur Chinas gehören.[1])

Von der etwanigen Litteratur

C. der Aſſyrer, Babylonier und Meder

iſt nichts auf uns gekommen; doch kann ſie wohl nicht ganz gefehlt haben, wenn die Nachrichten über die großen Kenntniſſe

1) Die auf dem Grabe trauernde Wittwe.

und genauen aſtronomiſchen Beobachtungen in Babylon irgend gegründet ſind.

Daſſelbe gilt

D. von den Phöniciern

welche als ſeefahrendes, handeltreibendes Volk, wiſſenſchaftliche Kenntniſſe keineswegs ganz entbehren konnten. Auch wird ihnen von Einigen die Erfindung der Buchſtabenſchrift zugeſchrieben. Alles Litterariſche iſt jedoch bis auf unbedeutende Bruchſtücke verloren. Wir wiſſen, daß Carthago (die phöniciſche Pflanzſtadt) eine nicht unbedeutende Litteratur beſaß, ſie iſt aber bis auf einzelne Bruchſtücke ebenfalls verloren.

E. Die Araber

treten in dem hier behandelten Zeitraum noch gar nicht als ein gebildetes Volk hervor. Sehr merkwürdig ſind dagegen:

F. die Perſer

1) oder das Zendvolk, deren heilige Schriften Anquetil du Perron im vorigen Jahrhundert aufgefunden hat. Sie ſind gewiß kein neueres Machwerk, obgleich ſie nicht aus einer Zeit, und nicht von demſelben Verfaſſer herrühren. Am Beſten, man nennt ihren Inbegriff Zendaveſta, und bezeichnet Zoroaſter als den Haupturheber. Der wichtigſte Theil heißt der Vendidad, der jüngſte iſt der Bundeheſch.

2) Die Religionslehre des Zendvolkes und der Perſer ſteht höher als die der meiſten aſiatiſchen Völker, und anſtatt ſich in willkürlichen, ja unſinnigen mythologiſchen Erfindungen und Fabeleien zu gefallen, begnügt ſie ſich mit einfachen Darſtellungen und Gegenſätzen, und legt ein großes, ſehr löbliches Gewicht auf Sittlichkeit und Recht.

3) Nach der einen Auffaſſung ſtehen zwei Urweſen an der Spitze, ein gutes Ormuzd und ein böſes Ahriman (von welchen eine doppelte Schöpfung ausgeht) und die ſich untereinander bekämpfen. Ueber beiden ſchwebe die Zeruane Akarene, die ewige Zeit; was aber zuletzt doch nur heißen könnte: Ormuzd

und Ahriman ſind gleich ewige Urweſen, und nicht aus einer höhern weſenhafteren Quelle entſprungen.

4) Eine andere Erklärung nimmt nur ein höchſtes Weſen an, von welchem unmittelbar Alles erſchaffen ward. Das Böſe iſt nicht uranfänglich und gleich wichtig wie das Gute, ſondern erſt durch den Abfall Ahriman's entſtanden und gemehrt. — Dies erinnert an die jüdiſche Auffaſſung, ſowie auch die Lehre von reinen und unreinen Thieren in einer Doppelſchöpfung von Ormuzd und Ahriman, eine ſinnreiche Erklärung findet.

5) Ueber Reihefolge und Wechſelwirkung des Perſiſchen und Indiſchen, fehlt es an genügenden Beweiſen, und während Einige Zoroaſter (gleichwie Buddha und Confucius) ins ſechste Jahrhundert vor Chriſtus ſetzen, ſchiebt ihn Bunſen willkürlich bis 3500 Jahre vor Chriſtus zurück.

6) Feuer und Licht galt als Sinnbild des Ormuzd, daher der Feuer- und Sternendienſt, welcher mit einer höheren Anſicht in Verbindung ſtand, und nie bis zu wildem Naturgötzendienſt und blutigen Opfern hinabſank.

7) Die Guten werden nach dem Tode belohnt, die Böſen (im Duzakh) beſtraft; doch giebt es keine Ewigkeit der Höllenſtrafen.

8) Selbſt Ahriman wird mit ſeinen Geſchöpfen nicht zerſtört, ſondern nach 12,000 Jahren rein, herrlich und himmliſch werden.

9) Man ſoll Ormuzd, das Gute, aus allen Kräften ehren, immerdar rein denken, reden und handeln. Dazu helfen Gebet, leſen der heiligen Schriften, bereuen des Böſen, und auch manche äußerliche Reinigungen und ſymboliſche Gebräuche.

10) Nirgends wird (wie in Indien) unthätige Zurückgezogenheit und thörichte Selbſtpeinigung angeprieſen; vielmehr Thätigkeit empfohlen, beſonders für Landbau, Gärtnerei, Viehzucht, Bewäſſern u. ſ. w.

11) Gewiß iſt (ich wiederhole es) die Glaubenslehre des Zendvolkes ungleich reiner, würdiger und geiſtiger, als die übrigen polytheiſtiſchen Religionen Aſiens.

12) Von ſonſtiger Litteratur des Zendvolks und der Perſer iſt nichts auf uns gekommen, ja wir wiſſen nicht ob ſie jemals vorhanden war.

G. Die Inder.

1) Die geringe Kenntniß, welche die Alten von Indien beſaßen, iſt in neuern Zeiten außerordentlich vermehrt worden; doch bleiben übrig noch gar viele Zweifel, Bedenken und Lücken.

2) Man nimmt an daß die indo-germaniſchen Arier (das heißt, die Kräftigern, Würdigern) von Nordweſten nach Indien hinabgezogen ſeien. Woher und wie ſie in jene Urſitze gekommen, iſt unbekannt.

3) Sie fanden ein dunkelfarbigeres, minder gebildetes (oder bildungsfähiges Volk) vor, über deſſen Herkunft wir ebenfalls nichts wiſſen.

4) Die Inder theilen ſich ſeit uralter Zeit in vier Hauptklaſſen oder Kaſten: die Brahmanen (Prieſter), die Kſchatrijas (Rasbuten, Krieger), die Waishyas, Gewerbtreibende (Banianen), die Shudras, oder Dienenden. Die drei erſten Klaſſen ſind weſentlich bevorzugt; vor Allen aber ſind jene Brahmanen die in Wahrheit herrſchende Kaſte. Kein Glied einer Kaſte darf willkürlich in eine andere übergehn, oder den Beruf und die Lebensart ſeiner Vorfahren verlaſſen. Ja den Parias verſagt man, auf verdammenswürdige Weiſe, alle menſchlichen Rechte.

5) Es ſteht nicht mit Sicherheit feſt, ob die Kaſteneintheilung ſich gründet auf Stammverſchiedenheit, Gewalt, religiöſe Anſichten, oder auf dies Alles zuſammengenommen. Gewiß hatte ſie den größten, mehr hemmenden, als fördernden Einfluß, auf Bildung und Entwickelung der Inder.

6) Die natürliche Freude über ſo viele, neue und wichtige Entdeckungen, führte zur Ueberſchätzung des Gefundenen. Die

Anſichten über Alter, Umfang und Werth ſind allmählig berichtigt worden: des wahrhaft Gebliebenen, Erwieſenen iſt jedoch ſo viel, daß jene Freude nicht verringert, wohl aber gereinigt und verklärt iſt.

7) So finden wir in Indien eine mannigfaltige, eigenthümliche Litteratur. Daß neuere Unterſuchungen ihr Alter ſehr herabgeſetzt haben, thut jener Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit keinen Abbruch.

8) Jede Litteratur ſteht mit der Sprache in engſter Verbindung und Wechſelwirkung. Das Sanskrit (die heilige, von den Volksdialekten verſchiedene, höher ausgebildete Sprache) zeichnet ſich aus durch den ſehr großen Reichthum grammatiſcher Formen, durch Wohllaut und freie Wortſtellung. Die Sprache giebt indeß nur die Möglichkeit, noch nicht die Wirklichkeit einer Litteratur.

9) Mit dem Sanskrit ſtehen in Verbindung perſiſch, griechiſch, lateiniſch, germaniſch, ſlaviſch; wogegen ſich kein Uebergang zeigt zum Semitiſchen und Chineſiſchen. Es iſt unerwieſen, ja unerweislich, daß das Sanskrit die einzige, erſte Urſprache ſey.

10) Die älteſten ſchriftlichen Denkmale Indiens ſind die Vedas: nämlich der Rigveda, Jadſchurveda und Samaveda, woran ſich ein vierter, jüngerer Theil, der Atharvaveda anſchließt. Sie ſind überhaupt nicht gleich alt, nicht ohne Veränderungen, Verſtümmelungen und Zuſätze. Mit Recht gelten ſie für die Urquellen der Religion und Theologie Indiens, zeigen aber nicht ein und daſſelbe Grundſyſtem, und enthalten gar mancherlei Dinge (z. B. Beſchwörungsformeln, mediciniſche Rathſchläge u. dgl.) welche man keineswegs im höheren Sinne religiös nennen kann. Auf eine nähere Vergleichung mit der Bibel und dem Koran können wir hier nicht eingehen. Es genügt Folgendes zu bemerken.

11) Die älteſte indiſche Religion ruht nach den Vedas auf der Verehrung von Naturkräften, und kam aufſteigend zur Anerkenntniß und Verehrung eines demſelben zum Grunde liegenden Prinzips, welches ſich jedoch nicht bis zu einem perſön-

lichen Gott erhob. Von Menſch- und Thierwerdungen Gottes, oder Vergötterung der Menſchen iſt in den Vedas gar nicht die Rede, oder vielleicht ganz vereinzelt, in wahrſcheinlich eingeſchobenen Stellen.

Jene Religion iſt alſo weder Götzendienſt im ſpäteren, indiſchen Sinne, noch hat ſie ſich zu der Höhe der chriſtlichen Religion, oder auch nur der Griechen erhoben. Die Vedas lehren keine perſönliche Unſterblichkeit, ſondern nur eine, erſt ſpäter weiter erörterte Wanderung der Seelen.

12) Aus dieſen älteren, einfachern Lehren entwickelte ſich die von Brahman (dem Schaffenden), Viſhnu (dem Erhaltenden), Shiva (dem Zerſtörenden), und hieran reihte ſich allmählig die bunteſte, willkürlichſte Mythologie, und ein grauſamer, verdammenswerther Götzendienſt, insbeſondere ſeitens der Anhänger des Shiva.

13) Dem Allem trat Buddha, oder Shakyamuni, entgegen. Er lebte wahrſcheinlich von 622 bis 543 vor Chriſtus, erſt am Hofe ſeines Vaters, eines Fürſten, dann mehrere Jahre als Büßer. Hierauf ward er Volkslehrer, verwarf die Kaſteneintheilung und die Herrſchaft der Brahmanen, empfahl Reinigung und Vereinfachung des Gottesdienſtes, Abſchaffung blutiger Opfer, legte großen Nachdruck auf Sittlichkeit, Demuth, Geduld, uneigennützige Tugend. Allerdings haben ſich zu Buddha's Lehren, allmählig nicht wenige Auswüchſe und Verkehrtheiten hinzugefunden, doch ſoll die Zahl ſeiner Bekenner noch 192 Millionen, oder gar den vierten Theil aller Menſchen begreifen.

14) Wir finden in Indien eine merkwürdige Entwickelung der Philoſophie, doch hat ſie weder auf die griechiſche Einfluß geübt, noch hat ſie eine entſcheidende Einwirkung von dieſer erfahren. Einzelnes iſt tiefſinnig und großartig, aber es fehlt logiſcher Fortſchritt und wiſſenſchaftliche ſyſtematiſche Entwickelung. Anſtatt tüchtige Thätigkeit zu empfehlen und dazu vorzubilden, ſtellen einige Lehrer Büßereien drüber hinauf; ja die Vernichtung aller Perſönlichkeit gilt ihnen als höchſtes Ziel menſchlichen Beſtrebens und Daſeins. Die griechiſche Anſicht von Leben

und Welt ist das vollständigste Gegentheil der indischen Lehren. Ob diese sich mehr den Vedas anschließen, oder ihnen widersprechen, hebt jene Hauptrichtung nicht auf.

15) Bei Betrachtung der Litteratur im engern Sinne treten uns zunächst zwei große Werke entgegen, welche man Epopeen, oder Heldengedichte genannt hat, obgleich sie sich von allen abendländischen wesentlich unterscheiden. Das Ramajana, oder die Rameis handelt von dem Kampfe und Siege des göttlichen Helden Rama über Rahana, den Fürsten der Rakschasas, oder bösen Genien. Das Mahabharata handelt von dem Kriege zweier verwandten Geschlechter, der Pandavas und Kurus welche letzteren durch Hülfe des Krishna besiegt werden. Beide Gedichte stammen weder aus einer Zeit, noch von einem Verfasser, und schon deshalb kann von Einheit des Plans und der Behandlung kaum die Rede sein. Den Haupttheilen nach sind sie gewiß jünger als Homer, und weit entfernt von seiner Schönheit, Regelmäßigkeit, Zusammenhang und Charakterzeichnung. Es ist ganz unmöglich einen übersichtlichen Auszug, aus den ganz willkürlich an einander gereihten Thatsachen, Erfindungen, Abschweifungen, ja Thorheiten zu geben. Auch haben sich wohl wenige Europäer durch angeblich 480,000 Verse des Ramajana und 400,000 Verse des Mahabharata durchgearbeitet. Neben der Hauptaufgabe ist (wie in einer Encyclopädie) anderes ganz Fremdartige aufgenommen, und neben Anziehendem und Lehrreichen, finden sich gar viel langweilige Wiederholungen, widerwärtige Erzählungen, rohe Verfluchungen, Unanständigkeiten und Geschmacklosigkeiten.

[Lesen: Herabkunft der Göttin Ganga, A. W. Schlegel III, 29–30.]

16) Die Hitopadesa enthält ineinandergeschobene, fortspielende Fabeln, Apologen und Erzählungen, umkränzt mit allerhand Betrachtungen und Lehrsätzen, bald tiefsinnig und verständig, bald sonderbar und scharf, nicht Weniges trivial.

[Lesen: Die vier Harthörigen, Schlegel III, 76.]

17) Die Gitagovinda, ein Liebesidyll mit vorwaltender Sinnlichkeit, von einigen mystisch ausgedeutet.

18) Die Lyrik ist religiös oder erotisch. Dort finden sich auch Zauberformeln, Beschwörungen und Gebete, mit unzähligen Wiederholungen, sowie eine Hinneigung zu Geschmacklosigkeiten und Unanständigkeiten.

19) Wichtiger und eigenthümlicher erscheint die Entwickelung der dramatischen Litteratur. Sie ist zufolge neuerer Untersuchungen jünger als die griechische, jedoch wesentlich von ihr unterschieden.

Am gerühmtesten bleibt die Sakuntala des Kalidasa, der erst nach Christus gelebt haben soll. Gewiß steht dies Drama den übrigen voran, ward indeß in der Freude ob der neuen Entdeckung überschätzt, und meist nach Bearbeitungen beurtheilt welche Mangelhaftes beseitigt hatten.

Die Urvasi des Kalidasa und andere auf uns gekommene indische Dramen, sind geringern Werthes als die Sakuntala und noch loseren Baues.

[Lesen: Raumer's Vorl. II, 479—480.]

20) Die Inder hatten gar keinen Sinn für geschichtliche Wahrheit, so daß es nicht blos fehlt an allen Geschichtschreibern, sondern auch an den einfachsten, scheinbar unentbehrlichen, chronologischen Bestimmungen.

21) Zur Ausbildung der Beredsamkeit gab es keine Veranlassung und Gelegenheit.

II. Die Juden.

1) Die Juden besaßen keine epischen oder dramatischen Dichter, keine kritischen Geschichtschreiber, keine Philosophen oder Redner, keine ausgezeichneten Mathematiker oder Naturforscher, keine bildende Künstler.

Woher nun bei dieser Dürftigkeit ihrer geistigen Entwickelung und Litteratur, ihr großer, dauernder weltgeschichtlicher Einfluß?

2) Ohne Zweifel durch die Einfachheit, Verständlichkeit und den Tiefsinn ihrer Gotteslehre. Es genügt indeß hier anzudeuten, daß auch diese einer christlichen Reinigung und Verklärung bedurfte.

3) Wesentlich unterscheidet sich Darstellung und Prüfung der jüdischen Litteratur, dadurch von der Behandlungsweise aller anderen Litteraturen, daß lange Zeit die meisten Bearbeiter davon ausgingen: sie sey unmittelbar, unantastbar von Gott eingegeben, und Grundsätze und Regeln welche anderwärts zweckmäßig zur Anwendung kommen möchten, deshalb hier ganz unanwendbar, ja gottlos!

4) Es wäre unpassend hier auf die deshalb mit großem Scharfsinn und noch größerer Leidenschaft geführten Streitigkeiten näher einzugehen, doch darf man behaupten:

a) das geschichtlich Gewordene und Geschehene lasse sich nicht nach der Willkür, oder dem Befehl einer alten oder neuen Schule beseitigen oder vernichten.

b) Irthümer und Uebertreibungen haben hiebei nach allen Richtungen stattgefunden; sie können aber, bei unermüdlich fortgesetzten Untersuchungen und Forschungen, heilsam berichtigt werden.

c) Es ist eine durchaus unbegründete Furcht, das wahrhaft Wahre, Tiefsinnige, Erhebende, Ewige der heiligen Schrift könne durch menschliche Prüfungen jemals ganz zerstört werden. Vielmehr steht in Aussicht, dasselbe werde wie Gold im Feuer, von allen Schlacken gereinigt, desto schöner und wirksamer hervortreten.

d) Ueber die Trefflichkeit der Lyrik (der Psalmen), der Sittensprüche, des so eigenthümlichen Buchs Hiob u. s. w. sind nie Zweifel erhoben worden; wohl aber in wie weit die prophetischen Bücher diesen Namen verdienen.

e) Da die Bibel jedem bekannt ist, jeder im Religionsunterricht darüber so weit belehrt wird, als es für einen gebildeten Menschen erforderlich ist, so erscheint es nicht nöthig an dieser Stelle streng wissenschaftliche Untersuchungen und Ergebnisse vorzulegen. Gewiß kann es niemand einfallen an die Stelle der Bibel, die Religionslehren und Bücher irgend eines andern

asiatischen Volkes, oder den unverständlichen Pindar statt der erhabenen Psalmen einführen zu wollen.[1])

IV. Die Griechen.

1) Die griechische Litteratur ist unter allen die reichste und mannigfaltigste. Sie umfaßt von ihrem Entstehen bis zu ihrem Hinsterben einen Zeitraum von 2000 Jahren, und verdient deshalb jedenfalls eine genauere Betrachtung als die meisten anderen Litteraturen.

2) Land und Sprache haben gewiß zu leichter und trefflicher Ausbildung beigetragen; die Haupturſache des Gelingens liegt jedoch in einer, nicht weiter zu erklärenden, höhern, geistigen Begabung.

3) Griechenland ist von Norden und Osten, zu Lande und zu Wasser bevölkert worden, und steht insofern unläugbar in Verbindung mit Asien.

4) Diese Verbindung ist aber nur eine untergeordnete, und alles Hellenische erscheint so wesentlich originell, ursprünglich, daß sich mehr Verschiedenheiten als Aehnlichkeiten mit dem nachweisen lassen, was man wohl asiatisch genannt hat.

5) Insbesondere ist bis jetzt unerwiesen und unerweislich, daß in Griechenland Anfangs Kasteneintheilungen vorgewaltet, Priester geherrscht haben, und heilige Gedichte vorhanden gewesen, wogegen die homerischen nur oberflächlich und gering erscheinen müßten. Wie hätten auch diese angeblich so großartigen

1) Kabbala, die mündliche Ueberlieferung ist erst nach Ch. Geb. entstanden oder weiter gebildet. Sie enthält eine willkürliche Mischung von Philosophie, Theologie, Mysticismus, Allegorien, Aberglauben, Zahlendeutungen, Wort- und Buchstabenspiele. — Unter den Namen Masorah, Mischnah und Gemara werden aufgeführt spätere exegetische, kritische und grammatische Bemerkungen und Auslegungen.

und wirkungsvollen Gedichte ganz spurlos verschwinden und dem angeblich Geringhaltigern eine begeisterte Anerkennung zu Theil werden können. Was als uralt bezeichnet wird (wie Orpheus) ist unächt und späteren Ursprungs.

6) Wie gewöhnlich bildete sich in Griechenland die Dichtkunst eher aus, als die Prosa. Diese erhielt wahrscheinlich (etwa um 600 v. Chr.) durch Pherecydes von Syros u. A. eine bestimmtere Gestaltung, während man Homer und die Homeriden (diese Meister der epischen Dichtkunst) viel höher hinaufsetzen muß.

7) Ueber Homer und die Homeriden sind in neuerer Zeit so umständliche Untersuchungen angestellt und so viel entgegengesetzte Ergebnisse aufgestellt worden, daß wir (wemgleich nur in höchster Kürze) davon sprechen müssen.

a) Seit mehr als 2000 Jahren war es die allgemeine, nicht bezweifelte Ansicht, oder vielmehr Ueberzeugung, daß die Ilias und Odyssee, zwei in sich meisterhaft abgerundete und abgeschlossene Dichtungen, von einem großen Dichter herrührten.

b) Dagegen hat man (angeregt durch F. A. Wolf) behauptet: jene Gedichte wurden nicht niedergeschrieben, sondern mündlich fortgepflanzt: denn zur Zeit ihrer Entstehung war die Schreibkunst noch nicht erfunden, oder in großem Umfange gebräuchlich.

c) Ilias und Odyssee bilden kein ursprünglich wohl organisirtes Ganzes, sondern sind in späterer Zeit zusammengesetzt aus vielen einzelnen Sagen, Erzählungen u. dgl., welche von ganz verschiedenen Verfassern herrühren und künstlich verbunden wurden, ohne sich bis zu einer preiswürdigen Einheit zu erheben.

d) Diese Lehren haben in Deutschland sehr großen, außerhalb Deutschland wenig Beifall gefunden. Wir theilen einige der erhobenen Einwendungen mit.

α) Es steht nicht fest wenneher das Schreiben begann und in welchem Maße man davon Gebrauch machte. Die Beantwortung hieher gehöriger Zweifel, hat aber keinen Einfluß auf Werth und Inhalt der Gedichte.

β) Gewiß liegen der Ilias und Odyssee viele, von verschiedenen Personen herrührende, volksthümlich gewordene Sagen und Erzählungen zum Grunde; jene bewundernswürdigen Werke sind aber nicht von lauter kleinen Leuten zusammengewürfelt worden. Es muß zuletzt ein großer Dichter (denn viele anzunehmen ist jedenfalls noch kühner) so groß wie ihn Jahrhunderte nur einmal erzeugen, mit tiefsinniger Begeisterung die bisher zerstreuten Strahlen zu solchem Sonnenglanze vereinigt, die vereinzelten Töne zu solcher Harmonie gesteigert, die schwankenden Gestalten so geordnet und zu solch einer festen Persönlichkeit erhoben haben, daß Jahrtausende ihrem frischen Leben nichts rauben konnten.

γ) Beistimmend sagt Leonidas von Tarent:

Wenn auf feurigem Wagen die Sonn' an dem Himmel hinauffährt,
Schwinden die Sterne dahin und es erblasset der Mond.
Also verloschen vor dir, Melesigenes, Schaaren der Sänger,
Als du das strahlende Licht himmlischer Musen erhobst.

δ) Im Homer finden wir das Kräftigste wie das Mildeste, die höchste Mannigfaltigkeit bei der größten Uebereinstimmung und eine unübertroffene Klarheit der Darstellung. Mehr als irgend ein Dichter bietet er Stoff zu bildlichen Darstellungen: Alles ist sichtbar und geistig zugleich, Alles zugleich anmuthig und schön, und nirgends Widriges und Entsetzen Erregendes, wie in hochgerühmten Gedichten und Gemälden aus der Zeit mißverstandenen und hierin mißbrauchten Christenthums.

ε) Allerdings sind in der Ilias und Odyssee Lücken, wenig vermittelte Uebergänge, einzelne Wiederholungen und Episoden; aber in weit geringerer Zahl als in den meisten anderen epischen Gedichten, welche erweislich von einem Verfasser herrühren.

ζ) Schiller hat die Dichtkunst, oder die Dichterwerke, in zwei Haupttheile zerfällt, die naiven und sentimentalen. Beide undeutsche Worte haben jedoch, ohne künstliche Deutung, keinen bestimmten, umfassenden, sich untereinander ausschließenden Sinn, geben keine Handhabe zu einem logisch genügenden Ge-

genſatze. Vielmehr gehören beide Richtungen zueinander, keine kann in einer irgend ausgebildeten Litteratur ganz fehlen. Das Natürliche kann nicht ohne Empfindung ſeyn, und dieſe ſoll nicht der Natur widerſprechen. Sowie manche neuere Dichter ſich vorzugsweiſe im ſogenannten Naiven, Natürlichen bewegen, ſo findet ſich bei den Alten auch die edelſte Sentimentalität. Der alten Elegiker nicht zu gedenken, welche Empfundenes an die Spitze ſtellen, giebt Homer und vor Allen Euripides ſo glänzende Beiſpiele, daß ſie keiner ſpäteren Entwickelung und Darſtellung nachſtehen. Ich theile hier zunächſt den mit Recht bewunderten Abſchied Hektors von Andromache mit.

[Leſen: Ilias, VI, 399—489 Abſchied der Andromache.
u. XXIV, 460—524 Priamus bei Achilles.
Odyſſee XI, 582—640 Unterwelt (vgl. Virgil).
— X, 270—332 Circe.]

η) Es wäre unpaſſend Inhalt und Anordnung der Ilias und Odyſſee hier umſtändlich zu entwickeln, ihre Aehnlichkeit und Verſchiedenheit nachzuweiſen. Das Leſen beider Werke gewährt größeren Genuß, und wenn es Anſtrengung koſtet, oder eine Verſetzung in andere Zeiten erfordert, um an der faſt ausſchließlich kriegeriſchen Ilias Gefallen zu finden, ſo iſt die romantiſche Odyſſee jedem verſtändlich, der nicht durch einſeitige Leſereien ſeinen Geſchmack verbildet hat.

Ɔ) Als Zeugniſſe für die oben ausgeſprochenen Anſichten über Homer, erlaube ich mir Nachſtehendes mitzutheilen:

Ceſare Balbo (Speranze, p. 78): „Jetzt iſt die Thorheit (smania) im Gange, das zu leugnen, was der gleiche Sinn aller Geſchlechter als allgemeine Gewißheit betrachtete, eine Anmaßung, das zu finden und zu lehren, was man niemals lehrte oder wußte.“ — Fauriel (Poésie provençale, II, 226): „Die Epopeen der Griechen übertreffen alle anderen in Hinſicht auf die Verbindung der einzelnen Theile untereinander und mit dem Ganzen.“ — Franck (Séances, XXXIX, 67): „Die revolutionäre Kritik Deutſchlands behandelt die geiſtige Welt ſo, wie die Demagogie von 1793 die Geſellſchaft (la société) behan-

delte. Ueberall, wo ſie in einer etwas entfernten Vergangenheit Namen erblickt, die uns in Erſtaunen verſetzen, ſo unterdrückt ſie dieſelben, um an ihre Stelle einen namenloſen Haufen zu ſetzen." — Quarterly review (1847, LXXXI, 381, 385, 416, 417): „Ein zerſtörender Geiſt findet in Deutſchland zu viel Duldung und Beifall. Lachmann's Angriffe haben Nichts vollbracht. Wir müſſen aufs lebhafteſte gegen Buchſtaben und Geiſt ſeiner Verſuche proteſtiren. Laßt uns nicht das Beſitzthum der Menſchheit verkümmern durch ſpitzfindige und willkürliche Speculationen gegen die Echtheit (integrity) der homeriſchen Gedichte." — Grote (I, 472; II, 202): „Die neueren Hypotheſen ſind nicht allein durch kein genügendes Zeugniß unterſtützt, ſondern es ſtehen ihnen auch andere Zeugniſſe entgegen, ſowie das große Gewicht innerer Wahrſcheinlichkeit. Auch findet ſich in den höchſten Erzeugniſſen großer Genien etwas, das über den Bezirk oder Geſichtskreis (compass) angeblich philoſophiſcher Theorien hinausreicht." — Leſſing (Dramaturgie, I, 186): „Das Werk eines Dichters mit der Chronologie in der Hand unterſuchen, ihn vor den Richterſtuhl der Geſchichte führen, um ihn da jedes Datum, jede beiläufige Erwähnung mit Zeugniſſen belegen zu laſſen, heißt ihn und ſeinen Beruf verkennen, ihn, mit einem Worte, chicaniren." — Stolberg (Reiſe, II, 388, in Bezug auf Homer): „Unmündige an Geiſt wollen da beſtimmen, wo die Dichtung unbeſtimmt ſeyn mußte, wofern ſie nicht trocken wie eine Zeitung, oder nicht albern wie ein Märchen der Spinnſtube ſein ſollte." — Wilhelm v. Humboldt[1]): „Durch die Verabſäumung der ſorgfältigen Trennung des zu berechnenden ſtufenartigen, und des nicht vorauszuſehenden unmittelbar ſchöpferiſchen Fortſchreitens der menſchlichen Geiſteskraft verbannt man ganz eigentlich aus der Weltgeſchichte die Wirkungen des Genies." — Bernhardy[2]): „In der Ilias und Odyſſee ſind Stoff und Form, Götterthum

1) Kawiſprache, S. XXXIII.
2) Griechiſche Litteraturgeſchichte, II, 55.

und Menschlichkeit, epischer Ton und stylistische Mittel in so innigen Zusammenhang versetzt und mit so weiser Beherrschung zum lichtesten Gemälde gruppirt, daß ein Herausgreifen einzelner Glieder, eine Zerstückelung des Ganzen in seine Bestandtheile durchaus verwehrt wird." — Welcker: Der Dichter der Ilias ist eine Person, unter allen Geschlechtern der Menschen eine der hervorragendsten; eine andere unbekannte Person, eine höchst sinnvolle und kunstgeübte, ist der Dichter der Odyssee. [1]) Goethe: „Die Ilias erscheint mir so rund und fertig, daß Nichts dazu- noch davongethan werden kann."[2]) Ganz derselben Ansicht war Tieck, gewiß ein großer Kenner dichterischer Schönheit und Organisation. In der Nähe von Ilium ruft die Gräfin Hahn-Hahn aus[3]): „Alter Homer! Wie müßtest du lächeln, wenn du wüßtest, welche Mühe sich die Speculation unserer kleinen, hohlen Zeit giebt, um deine große volle Existenz in die bettelarme Sphäre des Zweifels zu ziehen."

Mögen diese Zeugnisse auch für sachverständige Philologen kein Gewicht haben, so zeigen sie doch die Mannigfaltigkeit der Eindrücke, welche Homer auf verschiedene Gemüther ausübt.

8) Unter dem Namen des Hesiodus sind drei Gedichte auf uns gekommen: Werke und Tage, die Theogonie, und das Schild des Herkules. Sie sind untereinander wesentlich verschieden und haben gewiß nicht einen Verfasser. Alle stehen nach Quantität und Qualität weit hinter den homerischen zurück, oder können eigentlich gar nicht mit diesen verglichen werden.

Das Schild des Herkules ist Bruchstück eines spätern Gedichts mit lobenswerthen Einzelnheiten, aber nicht ohne Ueberladung und plastische Verwirrung.

Die Theogonie sucht sehr Tiefsinniges, aber Zerstreutes unter gewisse Gesichtspunkte zusammenzufassen. Der merkwür-

1) Welcker, Der epische Cyklus, S. 127. Doch ist zwischen den Werken Shakspeare's ein viel größerer Unterschied, als zwischen der Ilias und Odyssee.

2) Briefe an Schiller, IV, 208.

3) Orientalische Briefe, I, 304.

dige Inhalt iſt durch die mannigfachſten Deutungen, noch nicht zur vollſtändigen Klarheit gebracht worden. Wir geben als Probe eine Stelle welche die Muſen verherrlicht.

[Leſen: Theogonie von 81—103, die Muſen.]

Die Werke und Tage (auch Hausregeln benannt) verſetzen uns auf lebhafte und anziehende Weiſe in jene alte, einfache, aber auch ſchon vielfach hausbacken überlegende, verdrießliche Zeit. Das Herabſinken des menſchlichen Geſchlechts von einem glücklichern, trefflichern Zuſtande (wovon Homer nicht erfüllt iſt) wird hier ſchon als eine Art Glaubensartikel vorgetragen.

Bis auf die heutige Zeit findet ſich der Irthum, alles Preiswürdige in die Vergangenheit, oder Zukunft zu verlegen, und das Ungebildete, oder Ueberbildete götzendieneriſch zu verehren. Wiederum betrachtet Heſiod löblicherweiſe die Gerechtigkeit als den Mittelpunkt der menſchlichen Entwickelung. Wir theilen die auf jene Weltalter bezügliche Stelle Heſiods mit, und werden ſpäter nachweiſen, wie drei römiſche Dichter, Lukrez, Tibull und Ovid (und wie Thomſon) dieſen Gegenſtand behandelt haben. Praktiſcher iſt eine andere Stelle, wo der Werth der Arbeit hervorgehoben wird.

Weltalter. Arbeit.

[Leſen: Werke und Tage 109—201, und 303—314.]

9) Zweifelhaft mag es bleiben, ob man die Gnomiker, (die Sammlung von Sinn- und Denkſprüchen) den Dichtern, oder den Populärphiloſophen beizählen ſoll. Gewiß ſind ſie nicht ohne Bedeutung und Eigenthümlichkeit, wenngleich den jüdiſchen Gnomikern nachſtehend.

10) Hingegen zeigen die wenigen Bruchſtücke, welche leider von den zahlreichen Elegikern nur übrig geblieben ſind, eine große Vollendung und Mannigfaltigkeit. Die griechiſchen Elegien handeln nämlich keineswegs (wie meiſt bei anderen Völkern), lediglich von Liebesfreuden und Liebesnoth; ſondern wir finden auch Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und beflügelnder Kraft, politiſche Ergüſſe, Bemerkungen und Belehrungen über natürliche und ſittliche Verhältniſſe, bittern, ja ungerechten Tadel,

Darstellungen heiteren Lebensgenusses, sowie der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge. Ueberall ein aufgeregter Zustand des Gemüths, und zugleich eine Richtung sittlicher und künstlerischer Beruhigung.[1])

Verwandt mit der Elegie, und doch wieder verschieden, war der zornige Jambus, welchen besonders Archilochus gebrauchte, und mißbrauchte.

11) Schon vor der höhern Ausbildung des Epos haben gewiß lyrische Versuche stattgefunden. An der Spitze der glanzvollen und tonreichen Lyrik steht der hochgerühmte Pindar (geb. 522 v. Chr.); doch läßt sich nicht läugnen, daß er mehr gepriesen wird als gelesen, mehr gelesen als verstanden. Ein Dichter der, ungeachtet der gelehrtesten Erläuterungen, nach Form und Inhalt oft ein Geheimniß bleibt, kann nicht popular, nicht für unzählige Gebildete (wie Horaz) ein Lehrer und Begleiter werden. Selbst die geschicktesten Uebersetzer sind nicht im Stande seine Hymnen angenehm, verständlich und begreiflich zu machen.

[A. W. Schlegel III, 131. Thiersch I, 1.]

Von der hochgepriesenen Sappho ist fast nichts übrig geblieben: man lese ein von A. W. Schlegel übersetztes Gebet an Aphrodite.

[Schlegel III, 129.]

Begnügen müssen wir uns gleichermaßen nur anzudeuten den ehemaligen Reichthum der Blumenlesen, der inhaltsreichen Epigramme, der anmuthigen anakreontischen Tändeleien, der Thierfabeln und Volkslieder für Landleute, Hirten, Schiffer, Handwerker aller Art, ja für Ammen und Bettler.

12) In keiner Dichtungsart war jedoch Hellas reicher und bewunderuswürdiger als in der dramatischen. Allerdings ist auch hier das Meiste verloren gegangen, doch behält das Gerettete außerordentlich großen Werth. Ohne uns hier mit den

1) Raumer, Vorlesungen II, 140: Solon, Simonides, Anakreon, Tyrtäus, Theognis, Poseidippos, Metrodoros.

dürftigen Nachrichten über die Entſtehung der Tragödie und Komödie aufzuhalten, wenden wir uns ſogleich zu dem erſten großen, bewundernswerthen Meiſter

A. dem Aeſchylus.

Er ward geboren 525, und ſtarb 456 v. Chr.; er erlebte und nahm Theil an den Schlachten von Marathon, Artemiſium, Salamis, Platää. Von etwa 70 Trauerſpielen, ſind uns nur ſieben erhalten: Prometheus, Agamemnon, Choephoren, Eumeniden, Perſer, Sieben vor Theben und Die Flehenden. Die Zeit erlaubt uns nicht ihren Inhalt zu entwickeln und zu beurtheilen, es genügt zu bemerken, daß die Sprache und die dramatiſche Form beim Aeſchylus zwar noch nicht vollkommen ausgebildet iſt; er aber, im Verhältniß zu ſeinen Vorgängern, einen außerordentlichen Fortſchritt zeigt, ja an Erhabenheit der Geſinnung und der Darſtellung kaum von irgend einem Dichter übertroffen wird. Selbſt kurze Stellen aus ſeinen Trauerſpielen reichen hin dies zu beweiſen.

[Droyſen I, 53—55 Klytemneſtra nach Agamemnon's Ermordung.
— II, 19—23 Perſer, Schlacht bei Salamis.
— II, 125—134 Sieben vor Theben.]

B. Sofokles

ward geboren 496 und ſtarb 406 v. Chr. Auch von ſeinen vielen Trauerſpielen ſind nur ſieben auf uns gekommen: König Oedipus, Oedip in Kolonos, Antigone, Elektra, Ajax, die Trachinierinnen, Philoktet. Dieſe Trauerſpiele ſind kunſtreicher verwickelt als die des Aeſchylus, und dennoch einfacher menſchlich. Die Kühnheit iſt gezügelt durch Ebenmaß, und die Einführung mehrer Perſonen (neben der Einſchränkung des lyriſchen Chors) erweiſet einen weſentlichen Fortſchritt auf der ganz eigentlich dramatiſchen Bahn. Mannigfache Beurtheilungen ſind einſtimmig in dem wohlverdienten Lobe des Sofokles; hier mag eine bezeichnende ſchöne Inſchrift von Simmias aus der Anthologie Platz finden:

Leiſ' umſchleichet den Hügel des Sofokles Ranken des Epheus,
Grüßt das grüne Gelock über des Schlummernden Grab;
Roſen entfaltet den purpurnen Kelch, und mit Trauben belaſtet
Breite ſich ſchlankes Geflecht blühender Reben umher;
Schönes Symbol klugſinniger Kunſt, die im Chore der Muſen
Unter den Chariten einſt emſig der Süße geübt. [1])

[Leſen: Ödip in Kolonos 668—719 Lob von Kolonos.
— 1585—1664 Tod des Ödipus.
Elektra 516—583 Elektra und Klytemneſtra.
Antigone 332—364 Macht des Menſchen.]

C) Euripides

ward geboren 480 v. Chr. am Tage der Schlacht bei Salamis und ſtarb 406 v. Chr. nachdem er 70 bis 80 Tragödien ge-

---

1) Es ſei erlaubt einige kurze, unbedeutende Bemerkungen hinzuzufügen.

I. Elektra. 1) Ihr Charakter iſt von Sofokles herber gezeichnet als von Euripides. 2) Der Wechſelreden Vers um Vers, der Klagen, und des Verhandelns, Diſſerirens (zwiſchen Elektra, Chryſothemis und Klytemneſtra) iſt nicht weniger, wie im Euripides. 3) Kann man fragen: ob der anfeuernde Pädagog, und die erfundene Erzählung vom Tode des Oreſtes zur Entwickelung nothwendig ſind?

II. Die Trachinierinnen. Der Charakter der Dejanira iſt trefflich gehalten, ihr Irthum tief beklagenswerth, ihr Tod edel und würdevoll. Es giebt keine ausreichenden Gründe dies Trauerſpiel dem Sofokles abzuſprechen.

III. Philoktet. In unſeren Tagen dürfte ſchwerlich jemand wagen, dieſen Gegenſtand für ein Trauerſpiel zu erwählen. Auch ſind der Erzählungen, Klagen und kurzen Wechſelreden gar viel.

IV. Ajax. Tekmeſſa iſt edel und eigenthümlich, und Ajax Tod in großem Styl. Die Sprache und die Conſtruktionen ſind im Sofokles oft ſehr künſtlich und verwickelt; ſie verhalten ſich zu denen des Euripides, wie Thucydides zum Demoſthenes.

V. König Ödipus. So meiſterhaft die Spannung und Steigerung behandelt iſt, bedarf doch der verletzende geſchichtliche Inhalt einer höheren Verklärung und Verſöhnung. Dieſe findet ſich

VI. im Ödip in Kolonos.

VII. Soll man eine Rangordnung der ſophokleiſchen Trauerſpiele aufſtellen, ſo dürfte (aus mehreren Gründen) Antigone das vollkommenſte ſeyn.

ſchrieben hatte, von denen 17 nebſt einem ſatyriſchen Drama auf uns gekommen ſind. In neuern Zeiten iſt dieſer große Dichter höchſt einſeitig und ungerecht beurtheilt, von mir aber in einer umſtändlichen Abhandlung vertheidigt worden, die ſich im zweiten Theile meiner Vorleſungen über die alte Geſchichte befindet. Allerdings ſind die Trauerſpiele des Euripides nicht von gleichem Werth, zeigen aber eine bis dahin nicht gekannte Mannigfaltigkeit, die vollendetſte Gewandtheit in Behandlung der Sprache, eine (laut dem Zeugniſſe des Ariſtoteles) unerreichte Kraft tragiſch leidenſchaftlicher Charaktere und Darſtellungen, die edelſte Sentimentalität, und ein weiſſagendes, tiefſinniges Hineingreifen in ſpätere Anſichten, Denk- und Gefühlsweiſen. Daher haben ſich neuere Dichter ihm angeſchloſſen, nicht dem Äſchylus und Sofokles. [1]) Zum Beweiſe des Behaupteten hebe ich etliche Stellen aus, und theile zwei beiſtimmende, ſehr gewichtige Zeugniſſe, Goethe's und Tieck's mit. Jener ſagt:

„Um eine große Perſönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man ſelber wiederum etwas ſeyn. Alle die dem Euripides das Erhabene abgeſprochen, waren arme Heringe und einer ſolchen Erhebung nicht fähig; oder ſie waren unverſchämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer ſchwachen Welt mehr aus ſich machen wollten, und auch wirklich machten,

---

1) Medea I, S. 267, v. 1109—1203 Medeas Rache.
I, S. 238, v. 217—269 Schickſal der Weiber.
I, S. 329, v. 1154—1235 Hippolyt's Tod.
I, S. 78, v. 449—518 Phönicierinnen Bruderſtreit.
I, S. 12, v. 247—374 Hekuba und Ulyſſes.
I, S. 21, v. 512—574 Polyxena's Tod.
III, S. 17, v. 350—403 Troerinnen, Caſſandra.
II, S. 62, v. 1514—1585 Iphigenia in Aulis Rettung.
Bacchen Bd. II, S. 164—167, v. 589—686.
(— — — S. 177—180, v. 937—1047.)
Vorleſ. Leſſing über Hekuba.
Ich über Trojanerinnen, alte Geſchichte II, 399.

als ſie waren.“[1]) Er ſchreibt nach wiederholtem Leſen des Dichters[2]): „Des Euripides großes und einziges Talent erregte zwar, wie ſonſt, meine Bewunderung, doch was mir diesmal hauptſächlich hervortrat, war: das ſo grenzenloſe als kräftige Element, worauf er ſich bewegt. Auf den Localitäten und deren uralten, mythologiſchen Legendenmaſſe ſchifft und ſchwimmt er, wie eine Stückkugel auf einer Queckſilberſee, und kann nicht untertauchen, wenn er auch wollte. Alles iſt ihm zur Hand: Stoff, Gehalt, Bezüge, Verhältniſſe; er darf nur zugreifen, um ſeine Gegenſtände und Perſonen in den einfachſten Verlauf vorzuführen, oder die verwickeltſten Beſchränkungen noch mehr zu verwirren; dann zuletzt nach Maßgabe, aber doch durchaus zu unſerer Befriedigung, den Knoten entweder aufzulöſen oder zu zerhauen.“

Endlich ſchreibt mir Ludwig Tieck, nachdem ich ihm meinen Aufſatz mitgetheilt hatte:

„Ja, mein Freund, es iſt wahr, daß es zu meinen Vorſätzen gehört, einmal meine Meinung über die herrlichen Werke des Euripides auszuſprechen. In früherer Zeit, als ich noch keinen Sinn für Aeſchylus und Sophokles hatte, war es mir vergönnt, mich an den Gedichten des Euripides entzücken zu können. — Sie erinnern ſich meiner Freude über Ihren herrlichen und auch damals ſchon ketzeriſchen Aufſatz über den großen Dichter in Ihren Vorleſungen über die alte Geſchichte. Nur ſchienen Sie mir noch zu wenig zu ſagen, und ſo möchte ich Ihrer neueren mir mitgetheilten Darſtellung von meinem Standpunkte aus noch mancherlei lobend hinzufügen.

„Warum denn nur nach Sophokles den jüngeren Dichter meſſen? Dieſer vollendete Künſtler zeigt uns nur eine Form; in dieſer iſt er groß und unnachahmlich. Ob er ſie in allen Werken beibehalten? Die wenigen überbliebenen können uns darüber nicht belehren. Die Schauſpiele des Aeſchylus ſind in

1) Eckermann's Geſpräche, II, 269.
2) Goethe's und Zelter's Briefwechſel, VI, 343.

der Form mannigfaltig, ein jedes ist anders componirt und aufgefaßt. So auch Euripides; die fast dreimal größere Anzahl seiner Tragödien belehrt uns über sein Wesen, seine Absicht und Kunst vollständiger. Indem er neue Formen sucht, die Tragödie dem Zuschauenden menschlich näher rückt, ein neues Element erstrebt und es so findet, anticipirt er gleichsam die Zukunft und nähert sich mehr wie einmal jener schwärmenden, farbigen Poesie der Neueren, die wir dem Sophokles, Aeschylus und den Römern gegenüber die romantische genannt haben. Ich meine, wenn der Fühlende, für Dichtkunst Begabte sich ohne Vorurtheil oder Pedanterie unbefangen den großen Erscheinungen hingiebt, so steht Euripides unserer Gefühlsweise näher, und ist uns verständlicher als seine beiden großen Kampfgenossen. Wenn ich seine Gedichte wie von dem Morgenroth einer ahndungsvollen Romantik übergossen nennen möchte, so denke ich vornehmlich an die wundersame Helena, die erhabenen Bacchen, die tief rührende und fast humoristische Alceste, den groß poetischen Hippolyt, dessen Schluß mit dem Hauche der Göttlichkeit himmlisch umweht ist, den azurblauen hellen Anfang des Ion — welche Tragödie die Trojanerinnen, Hekuba, der rasende Herkules! — Wie seltsam von Waldgefühl und Einsamkeit erfrischt Iphigenia in Taurien und Elektra! — Wie kindlich, hell, erhaben Iphigenia in Aulis! — Wie ungeheuer die Phönissen?

„War ich so glücklich, mich schon als Jüngling an diesen mächtigen und tiefsinnigen Werken begeistern zu können, so ist bei zunehmendem Alter meine Bewunderung des großen Meisters immer nur gestiegen. Versetze ich mich in seine Zeit und Umgebung, so fällt auch fast jeder Tadel weg, den Philologen und Aesthetiker gegen ihn haben aussprechen wollen. Unsere Kritik, die an neueren großen Dichtern Reflexion und Rhetorik so oft über die Gebühr bewundert, sollte den großen Alten nicht darüber hofmeistern, wenn er diesem Gelüste oft folgt.

„Ist freilich der Rhesus für meinen Liebling zu gut und zu poetisch, und muß ihn die höhere Kritik deswegen dem

Sophokles zuſchreiben, ſo iſt Alles, was ich geſagt, Geſchwätz, und Alles, was ich im Euripides glaube gelernt zu haben, inhaltleere Thorheit: denn ich habe in dieſem jetzt ſo oft geprieſenen Dichtwerk immer nur ein Exercitium ſpäterer Zeit ſehen können.

„Kann unſer Dichter nun, neben ſeiner Größe, tragiſchen Kraft und claſſiſchen Vollendung noch auf Humor, romantiſche Malerei und Süßigkeit, auf Entdeckung und Ausführung von poetiſchen Schönheiten Anſpruch machen, die den hochgebildeten Griechen bis dahin fremd waren und doch ſogleich mit Freude von ihnen aufgenommen wurden, ſo iſt eine Charakteriſtik dieſes mächtigen Dichters keine leichte Aufgabe. Die Alceſte, wo ſich die Tragödie faſt mit der Komödie vermählt, kann ich bewundern; aber ſchwer iſt es, von dieſer Erſcheinung das Richtige auszuſagen, denn was der Dichter hier gewagt, iſt vielleicht noch mehr als Shakſpeare unternahm, der niemals ſeine echte Tragödie auf dieſe Weiſe mit dem Humor vereinigte.

„Andeutungen, wie Sie ſehen, lieber, treuer Freund, die ſich in einem Briefe nicht ausführen laſſen. Vielleicht wird mir der Tag von den Muſen gegönnt, dieſe Phantaſien der Kritik niederzuſchreiben. Goethe wie Hermann konnten auch, jener als Jüngling, dieſer als Greis, ihre Bewunderung des Dichters nur andeuten. Aber meine erlebten Entzückungen, die ſeit funfzig Jahren wiederkehren, wird mir keine moderne Kritik wegdisputiren können.“

Mit dieſen Zeugniſſen übereinſtimmend ſagt Gillies (History of Greece II, 276): alle Werke dieſes unſchätzbaren Schriftſtellers erweiſen das unermüdliche Beſtreben ſeine Landsleute zu erwärmen für alle Tugenden und Liebenswürdigkeiten, welche das Privatleben ſchmücken; ſowie lebendig zu erhalten eine glühende Liebe des Vaterlandes, und eine edle Begeiſterung für deſſen Freiheit und Ruhm.

13) Das Luſtſpiel

ward bei den Griechen nicht zu gleicher Höhe mit dem Trauerſpiele ausgebildet. Die neueren Dichter ſtehen hier voran, und insbeſondere iſt Shakſpeare als der Schöpfer eines vollkommen poetiſchen Luſtſpiels zu betrachten. Allerdings bleibt

A. Ariſtophanes,

der Meiſter der ſogenannten alten Komödie, ein Mann von außerordentlichen Gaben, der oft das Edelſte und Heilſamſte (ſo den Frieden) muthig vertheidigte, der nach Form und Inhalt auch das Kühnſte, Regelloſeſte, Unerwartetſte wagen, das Tadelnswerthe welches ſich in allen Verhältniſſen zeigte, mit Nachdruck, Witz und Erfolg angreifen durfte. Indem ſich aber dieſe Angriffe nicht bloß gegen ſchlechte Perſönlichkeiten richteten, ſondern auch die Edelſten verſpotteten und verläumdeten, ging mit der äſthetiſchen Berechtigung, auch oft die erwünſchte ſittliche Wirkung verloren, und der Pöbel ſprach leichtſinnig und anmaßend das nach, was Ariſtophanes ihm aus höherem Standpunkte vorgeſagt, und zu ſeiner Beurtheilung hingeſtellt hatte. In ausgelaſſenem Uebermuthe verhöhnt und zerſtört der Dichter den Glauben an Staat, Philoſophie und Götter, erkennt innerhalb ſeiner Zeit kaum irgend etwas als würdig an und weiſet bloß verneinend auf ein Vergangenes zurück, was keineswegs über Tadel erhaben und gewiß nicht herzuſtellen war. Des Sokrates, und ſelbſt des Euripides Beſtrebungen eröffnen eine neue Welt des Seyns, Anſchauens und Denkens, nicht ſo die des Ariſtophanes, weshalb Zeller mit Recht ſagt (I, 727): „was half es altväterliche Tugend zu empfehlen und die Neuerer anzuklagen, da Ariſtophanes doch ſelbſt den Standpunkt der Vorzeit verlaſſen hatte, und mit dem, was ihr heilig war, in ausgelaſſener Laune ſein Spiel trieb.“

Nur das Vorleſen eines ganzen ariſtophaniſchen Luſtſpiels, könnte die Behandlung und das Fremdartige nachweiſen; dazu fehlt es aber nicht allein an Zeit, ſondern es iſt der darin enthaltenen, zahlloſen Unanſtändigkeiten halber, in dieſen Kreiſen

auch ganz unmöglich. Deshalb genüge eine kleine, erträglich Probe:

[Raumer, Vorlesungen II, S. 484—485.]

B. Die neuere Komödie

deren Hauptschriftsteller Menander und Philemon waren, giebt nicht zu allen soeben ausgesprochenen Rügen Veranlassung; denn sie hielt sich fern von politischem Boden, und durfte hochgestellte Personen nicht mehr mit bitterem Spotte an den Pranger stellen. Sie bewegt sich vielmehr in bürgerlichen und häuslichen Kreisen, erfreut sich an künstlichen Ereignissen und Verwickelungen, und an scharf gezeichneten Charakteren. Aber diese Charaktere kehren immer wieder, die Verwickelungen sind oft künstlich und unnatürlich; und nur zu oft zeigt sich (bei aller sonstigen Vollkommenheit) ein Mangel an Zartgefühl und sittlichem Sinn, welcher auch Personen verletzt, die zu zieriger Pedanterie gar nicht geneigt sind. Aber freilich hat sich die neuere und neueste Zeit, von denselben Fehlern gar nicht frei gehalten. Aus jenen griechischen Lustspielen sind nur dürftige Bruchstücke auf uns gekommen; erst die nachahmenden Römer, Plautus und Terenz, werden uns Gelegenheit geben, nochmals davon zu sprechen.

14) Die Alexandriner.

Die Ptolemäer, welche nach dem Tode Alexander's des Macedoniers Aegypten beherrschten, unterstützten die Gelehrten dergestalt, daß Alexandrien Jahrhunderte lang, der Hauptsitz der Wissenschaften ward. Aber es ergab sich schon damals daß Unterstützungen jener Art in gewissen Richtungen (z. B. für Naturforschung, Bücherſammlung u. dgl.) zwar sehr heilsam wirken, Genien anderer Art, insbesondere Dichter, auf diesem Wege nicht erschaffen werden. So hat

Apollonius von Rhodos (um 250 v. Chr.).

die Argonautenfahrt episch behandelt und den Homer möglichst nachzuahmen gesucht, aber sprachlicher Fleiß und mythologische

Gelehrſamkeit können den Mangel urſprünglicher Kraft und friſcher Begeiſterung nicht erſetzen. Noch überladener mit unpaſſender Gelehrſamkeit und ſchwülſtiger, pedantiſcher Rederei, ſind die zuviel geprieſenen und zu oft nachgeahmten Hymnen des

Callimachus (um 250 v. Chr.).

Ein anderes Uebel, welches ſich nachmals öfter gezeigt hat, war Zank und Streit, in welche von einem Fürſten begünſtigte, ſich nahe ſtehende Dichter zu gerathen pflegen: ſo hier Apollonius von Rhodos und Callimachus.

In dieſelbe Zeit gehören die letzten Blüten helleniſcher Poeſie, die bukoliſchen Dichter, Biou, Moſchus und vor Allen, der immerdar aufs höchſte geprieſene

Theokrit.

Wir wollen hier nicht unterſuchen, ob die nach Form und Inhalt verſchiedenen, unter ſeinem Namen gehenden Gedichte, wirklich von ihm herrühren; wohl aber können wir nicht verhehlen daß, unſeres Erachtens, die ganze Dichtungsart zu hoch angeſchlagen und zu viel bewundert wird. Dieſe Eclogen, Idyllen, ſind, im Vergleich zu epiſchen und dramatiſchen Kunſtwerken, doch nur kleine Kunſtſtücke. Allerdings beſtimmt ſich der Werth eines Gedichts nicht nach ſeinem Umfange, allein wir finden hier bald ein bis zum Unſittlichen hinabſinkendes Verfahren, oder eine breite Darlegung des Unbedeutenden und Unnatürlichen, oder eine kränklich ſentimentale Verhätſchelung, welche aus der Unzufriedenheit mit den gegebenen geſelligen Verhältniſſen hervorwächſt, aber durch erfundene, unwahre, haltungsloſe Schäfernaturen nicht kann zu kräftiger Geſundheit erhoben werden. — Freilich ward die Sache nicht gebeſſert, als man jenen ergötzlichen Kleinigkeiten gegenüber, große Epopeen, oder Lehrgedichte ſchrieb über Aſtronomie, Botanik, Jagd, Arzneikunde u. dgl.

[Leſen: Theokrit's erſte Idylle (Bindemann), S. 1—3, 8—9.
III, S. 38—39.
V, S. 56—57.]

15) Die griechiſchen Romane.

a) Zur Zeit der höchſten politiſchen und wiſſenſchaftlichen Entwickelung Griechenlands, gab es keine Romane; vielleicht weil die große Theilnahme an den vaterländiſchen Angelegenheiten und die außerordentliche Entwickelung und Wichtigkeit der dramatiſchen Dichtkunſt, hinderten Blick und Theilnahme für erfundene Familiengeſchichten zu gewinnen. Erſt zwiſchen dem 3. u. 5. Jahrhunderte n. Chr. wurden die auf uns gekommenen Romane geſchrieben, nämlich: Theagenes und Chariklea von Heliodor, Abrokomes und Anthia von Xenophon dem Epheſier, Klitophon und Leucippe von Achilles Tatius, Chäreas und Kallirrhoe von Chariton, Daphnis und Chloe von Longus.

b) Von Chriſtenthum iſt in dieſen Werken keine Spur: es ſey daß die Verfaſſer es nicht kannten, oder nicht kennen wollten, und ſein Weſen mit dem Inhalte der Romane unverträglich erſchien.

c) Das Beſtreben alles Langweilige zu vermeiden und das Intereſſe zu erhöhen, führte zu einer Häufung von Begebenheiten, die ſich bis zum Wunderbaren und Unglaublichen ſteigern. Neben den vielen Stürmen, Schiffbrüchen, Entführungen, Opferungen u. dgl. finden ſich aber auch lehrreiche Aufſchlüſſe über die damaligen geſelligen Verhältniſſe, Sitten und Gebräuche. Allerdings koſtet es einige Mühe, oder vielmehr guten Willen und Geſchicklichkeit, ſich in ſehr fremdartige Zuſtände hineinzufinden; aber die Ausbeute iſt doch eigenthümlicher, als wenn man viele Romane der neueſten Zeit durchlieſet. Auch ſind jene griechiſchen Romane kurz, und wohl geſchrieben, ſo daß es noch mühſeliger ſeyn würde, durchzuleſen den Amadis des Lobeira, die Diana des Montemajor, die Clelia der Scuderi, die Pamela und den Grandiſon Richardſon's.

d) Rühmen muß man endlich, daß die Frauen (oder doch die Heldinnen der Werke) ſehr hoch, ja höher geſtellt werden als die Männer, und daß Liebe und Treue der Mittelpunkt und Triumph aller jener Darſtellungen iſt.

e) Vielen gerühmten Idyllen und bukolischen Gedichten dürfte der reizende Hirtenroman des Longus voranstehen. Wir theilen den Anfang desselben mit.

[Lesen: S. 22—28.]

16) Beredsamkeit.

a) Die Kraft natürlicher, gedankenreicher Beredsamkeit, (wie wir sie im Perikles und Thucydides erkennen) suchten zunächst sicilische Theoretiker und Sophisten, (wie Korax, Tisias, Gorgias) zur Kunst auszubilden, und welche Irthümer und Mißbräuche sich auch hieran reihten, darf man doch um deswillen nicht den Werth und die hohe Vollendung der ächten Meister verkennen. Wir können hier nur an zwei erinnern, die jedoch unter sich sehr verschieden waren.

b) Isokrates

geboren sieben Jahre vor Platon, gestorben im 98. Jahre aus Schmerz über die Niederlage von Chäronea, war aus Bänglichkeit und Mangel an Stimme von der Rednerbühne und von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen, schrieb aber eine große Zahl von Reden und stiftete eine Schule an welcher viele ausgezeichnete Männer Theil nahmen. Jene Reden zeigen zwar keine herrschende Kraft, oder erschöpfenden politischen Scharfsinn, enthalten aber viel geschichtlich Lehrreiches und erweisen einen edlen, sittlichen Sinn.[1]) Wir geben aus ihnen, eine kurze Zusammenstellung beweisender Stellen.

„Ein König sey so unbeweglich für das was Recht ist, als das Gesetz. Er strebe nicht nach der größten, sondern nach der wohlgeordnetsten, den Bürgern wertheſten Herrschaft. Er wähle zu Rathgebern und Freunden nicht die, welche das Angenehmste, sondern das Heilsamste sprechen. Er befreie die Bürger von aller Furcht, und wolle denen nicht schrecklich erscheinen, welche kein Unrecht thun. Niemand wünsche den Wechsel öffentlicher

1) Großes Lob des Isokrates, siehe Platon's Phädrus am Schlusse.

Verhältniſſe, denn durch ſolche Umwälzungen gehen die Städte zu Grunde, und die Häuſer werden umgeſtürzt. Recht handeln iſt der beſte und ſicherſte Bundesgenoſſe. Rathſchlage mit Bedacht, und führe das Beſchloſſene kräftig aus. Das Herrſchen iſt das Größte auf Erden und erfordert die meiſte Klugheit. Die Menge der Geſetze und Beſchlüſſe beweiſet nicht die Trefflichkeit eines Staates; ſie haben keine Bedeutung ohne die Sitten. Eines Staates Seele iſt ſeine Verfaſſung; ſie berathet Alles, bewacht die Vortheile, und vermeidet die Unglücksfälle. Zügelloſigkeit und Uebermuth erzeugt Noth, Mäßigung hingegen Wohlſtand. Die Philoſophie erzieht uns zum Handeln, macht uns milder, läßt uns dem Irthume kräftig entgegentreten und uns der Nothwendigkeit unterwerfen. Sterblich iſt dein Körper, unſterblich die Seele; trachte darnach daß dein Ruhm unſterblich werde, wie deine Seele. Nur Weisheit iſt ein unſterblicher Beſitz. Beherrſche dich ſelbſt, und halte es für das Königlichſte deinen Lüſten nicht knechtiſch zu dienen, ſondern deinen Leidenſchaften zu gebieten. Was du mit Worten anklagſt, übe nicht mit der That aus. Bewundere keine Lehren, ohne darnach zu handeln. Lehre und befiehl Nichts, was du ſelbſt übertrittſt. Der Jugend ſey ein Muſter, und den Bürgern ein Vorbild. Wie du zum Gegenwärtigen ſprichſt, ſo denke vom Abweſenden. Wähne nicht, das Böſe könne mehr nützen als das Gute; denn wo das Wort Verwerfliches bezeichnet, ſind auch die inneren Kräfte und Wirkungen verwerflich. Sey tapfer im Gemüth und wohlgerüſtet, aber hüte dich wieder das Gerechte im Uebermuthe aufzutreten. So behandele die Schwächeren, wie du wünſcheſt daß du von den Stärkeren behandelt werdeſt; worüber du zürneſt, wenn du es von Anderen erleideſt, das thue ihnen auch nicht. Niemand iſt beklagenswürdiger, als wer den Glauben an die verliert, denen er vertraute. Nichts ſey geheim; das Gute kann und ſoll ſich öffentlich zeigen, und nicht die ſind glücklich, deren Frevel verborgen blieben, ſondern die, welche keine begehen. Blieben ſie aber auch verborgen, ſo weißt du ſie doch ſelbſt. Sey wahrhaft, daß deine Worte mehr gelten als die

Schwüre Anderer. Das ſchönſte Opfer und die größte Gottesverehrung, iſt ein ſchöner und gerechter Wandel."

c) Demoſthenes (382—322 v. Chr.)

der größte Redner ſeiner, ja faſt aller Zeiten, erhob ſich zu dieſer Höhe nicht bloß durch Naturanlage, Fleiß und Kunſt, ſondern vorzugsweiſe durch politiſch-prophetiſche Weisheit, und einen Adel, eine Kraft und Reinheit des Charakters, deſſen Glanz durch Klatſchereien und Verläumdungen nicht kann verunreinigt werden. Die Geſchichte ſeines Lebens läßt ſich hier nicht erzählen, wohl aber darf der Wunſch ausgeſprochen werden, daß man wenigſtens ſeine und ſeines bedeutenden Gegners Aeſchines Reden gegen und für die Krone leſen möge. Wie ſehr ſeine Weisheit ſelbſt über heutige politiſche Verhältniſſe belehren könnte, zeigen folgende zuſammengetragene Stellen.

„Wenn ſich (ſo ſprach er) irgend ein Gott bei euch verbürgte[1]) — denn ein Menſch vermöchte dieſe Bürgſchaft nicht zu leiſten —, daß, wenn ihr euch der Ruhe ergäbet und Alles geſchehen ließet, Philippos nicht endlich auch euch anfallen würde, ſo wäre dies zwar, bei Zeus und allen Göttern, ſchimpflich und der Macht des Staats und der Thaten euerer Vorfahren höchſt unwürdig, aus bloßer Trägheit die anderen Hellenen der Knechtſchaft preiszugeben (und ich möchte bei Gott lieber ſterben, als ſo etwas rathen); aber wenn ein Anderer es riethe und euch beredete, ſo ſey es; hindert ihn nicht, gebt Alles preis. Wenn aber niemand ſo etwas glauben kann, wenn wir vielmehr Alle überzeugt ſind, daß jede Eroberung die wir ihm verſtatten, den Feind mächtiger und gefährlich macht: wie können wir zaudern, oder wann werden wir uns entſchließen, unſere Pflicht zu thun?[2]) Welchen Zeitpunkt erwartet ihr noch? Bis euch die dringende

1) Ich habe wichtige Stellen aus verſchiedenen Reden aneinander gereiht, und davon vor Jahren in Bezug auf Preußen einen damals nur zu nahe liegenden Gebrauch gemacht. Siehe Heidelberger Jahrbücher, 1809, II, 204, und meine vermiſchten Schriften, III, 1.

2) Demoſthenes über den Cherſoneſos.

Noth zwingt? Und wie ſoll man das nennen, was jetzt geſchieht? Ich wenigſtens glaube, daß es für freie Männer keine dringendere Nothwendigkeit geben kann, als die ihnen die Scham über ihr eigenes Betragen auflegt.[1]) Hütet euch alſo, euch einen Herrn zu geben, indem ihr einen Krieg vermeiden wollt und nur zeigt daß ihr den Muth verloren habt, und doch in der Hauptſache unterzuliegen glaubt."

„Nur dadurch iſt Philippos ſo hoch emporgewachſen, daß er immer den Unverſtand derer, die ihn noch nicht kannten, betrog und zu Hülfe nahm.[2]) Seitdem Sprecher aufgekommen ſind, die bei euch umherfragen: Was wünſcht ihr? Was ſoll ich in Vorſchlag bringen? Womit kann ich euch einen Gefallen erweiſen? — ſeitdem wird dem Genuſſe des Augenblicks, das Wohl der Stadt zum Opfer gebracht, und der Erfolg iſt, daß bei jenem Alles vortrefflich, eure Sache aber ſchmachvoll ſteht. Wir zaudern und leben in ſchwacher Unthätigkeit und blicken auf die Nachbarn; voll Mißtrauen gegeneinander, nicht gegen den, der uns Allen Unrecht thut! Denn er, Philippos, ſah ein daß alle vorliegenden Plätze gleichſam Preiſe ſind, die für den Sieger bereit liegen, und daß der Natur nach die Güter der Entfernten den Anweſenden, die Beſitzungen der Sorgloſen den Thätigen und Kühnen zufallen müſſen. Dieſen Geſinnungen gemäß hat er ſie alle in ſeine Gewalt bekommen, und beſitzt ſie zum Theil nach Kriegsrecht als Sieger, zum Theil hat er ſie ſich als Freunde und Bundesgenoſſen zugeeignet.[3]) Wir aber ſitzen ſtill und unthätig, ohne daran zu denken daß der Träge nicht einmal ſeinen Freunden zumuthen kann, etwas für ihn zu thun, geſchweige denn den Göttern. Es iſt alſo kein Wunder daß ein Mann, welcher ſelbſt zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen iſt und keinen günſtigen Augenblick verſäumt, daß der uns übermeiſtert, da wir nichts thun als zögern, Beſchlüſſe abfaſſen

1) 1., 2., 3. Philipp.
2) 1., 3. Olynth.
3) 1. Philipp.

und nach Neuigkeiten fragen.[1]) Der Krieg wird bald von dorther zu uns kommen, und wir werden das Schickſal derer haben, die auf hohe Zinſen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben[2]), und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren ſehen. Wir ſollen vielmehr vor allen Dingen darauf bedacht ſeyn, daß wir nicht hinter unſerem Glücke zurückbleiben: denn es iſt ſchimpflich, ja die höchſte Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormals beſaßen, ſondern auch die günſtigen Verhältniſſe und die Bundesgenoſſen, welche das Glück uns anbietet, zu verſchmähen.[3]) Der Wohlſtand eines Staats liegt meines Bedünkens in der Treue, in dem Wohlwollen, in der Menge ſeiner Bundesgenoſſen; und daran ſeyd ihr ausnehmend arm. Dadurch daß ihr Alles ſo leichtſinnig nehmt und um euch her preisgebt, iſt er glücklich, groß und allen Griechen und Nichtgriechen furchtbar geworden; ihr aber ſeht euch verlaſſen und herabgewürdigt; reich zwar an Allem, was man kaufen kann, aber in den Anſtalten zur Erreichung nothwendiger Zwecke ein Gegenſtand des Gelächters.[4]) Denn wenn die That fehlt, ſcheinen alle Worte eitel und leer, vornehmlich wenn ſie von uns kommen; und je rüſtiger wir ſie gebrauchen, deſto weniger finden ſie bei den Menſchen Glauben.[5]) Reicher an Menſchen, an Einkünften, an Vorräthen als je, wird Alles unnütz, weil ihr es nicht gebraucht, wie es einem Staate von unſerem Range gebührt. Selbſt nur gerettet zu werden, iſt Alles, was kleinere Staaten wünſchen können; euch aber liegt ob, dieſes zu thun. Euch haben die Vorfahren mit vielen ſchönen und großen Gefahren dies Ehrenamt errungen, auf euch haben ſie es fortgeerbt. Wenn aber jeder müßig ſitzt und nur darauf ſinnt, wie er die Arbeit vermeide, ſo fürchte ich, daß ſich niemand finde

---

1) 1. Olynth.
2) 3. Olynth.
3) 1. Olynth.
4) Ueber den Cherſon.
5) 1. Olynth.

der ſie übernehme, und daß wir in die Noth gerathen, Alles thun zu müſſen, was wir nicht wünſchen!“ [1])

[Leſen: Rede über die Krone 178—185, Demoſth. Vertheidigung.]

17) Philoſophen.

a) Die griechiſche Philoſophie durchläuft in einem Zeitraum von mehr als 1000 Jahren, man kann ſagen alle Stufen einer irgend möglichen Entwickelung. Dieſe iſt ferner durchaus ſelbſtändig, lückenlos, frei von fremdem, ſtörenden, oder fördernden Einfluß, ſteigt von einfachen Anfängen, zur höchſten, mannigfachſten Ausbildung, und zeigt ſelbſt in ihrem Hinſterben, noch ſehr eigenthümliche, bis dahin unbekannte Geſtaltungen.

[Sprüche der 7 Weiſen, Raumer Vorleſ. II, S. 195.]

b) Die älteſte, ſogenannte joniſche Schule (an ihrer Spitze, Thales) wandte ihre Forſchung zur Löſung der ſchwierigſten Fragen über Welterſchaffung und Weiterbildung. Sie ſuchte den Urſprung aller Dinge im Waſſer, in der Luft, oder in eigenthümlichen Miſchungen. Der Erfolg dieſer Naturphiloſophie mußte um ſo ungenügender ſeyn, da wir, bei außerordentlich vermehrten Thatſachen und Beobachtungen, eben nicht weiter gekommen ſind.

c) Am entgegengeſetzten Ende der griechiſchen Welt, gründete Pythagoras eine von der joniſchen weſentlich verſchiedene Schule, wo die mathematiſche Betrachtung der Welt vorherrſchte, ein politiſcher Einfluß auf die geſelligen Verhältniſſe der Menſchen aber zugleich geſucht, und eine Zeit lang erreicht ward.

d) Die Erforſchung des Einzelnen erſchien dem Parmenides und ſeinen Genoſſen (Xenophanes, Zeno, und Meliſſus) als untergeordnet, weshalb ihre, von der Stadt Elea in Süditalien benannte eleatiſche Schule, mit großem Scharfſinn ihren Blick auf das Ganze richtete und zu dem Ergebniß kam: daß wiſſenſchaftlich, alles Vorhandene nur ein Einiges ſey und bilde.

e) Die Lehre vom Eins, vom unbegränzten, unbewegten Seyn, fand Heraklit einſeitig und mangelhaft. Einleuchtender

1) 3. Philipp.

erſchien das ſtete, ewige Werden, das Entſtehen und Vergehen, das Thun und Leiden der Dinge.

f) Weiter gehend, auflöſeten Leucipp und Demokrit, dieſe einzelnen, mannigfaltigen Dinge, in bleibende Urbeſtandtheile, in Atome, durch deren Bewegung, Einigung, Trennung alles Vorhandene entſtanden ſey, und fernerhin entſtehen und vergehen werde. Dies Syſtem hat bis auf den heutigen Tag, nur unter gewiſſen näheren Beſtimmungen, (Modificationen) ſehr viele Anhänger gehabt.

g) Dem Anaxagoras erſchien dieſe rein mechaniſche Weltbildung, weder begreiflich, noch genügend; er hielt vielmehr die Einwirkung eines verſtändigen, geiſtigen Princips für unentbehrlich.

h) In dieſe verſchiedenen, ſich oft widerſprechenden Richtungen, griffen die Sophiſten mächtig ein, indem ſie der Perſönlichkeit des einzelnen Menſchen, ein bisher unbeachtetes Gewicht beilegten. Ihr, in gemäßigtem Sinne, als heilſam zu betrachtender Einfluß, verwandelte ſich aber in einen ſehr verderblichen, ſobald ſiejede Regel, jedes allgemeine Geſetz als ſtörend und hemmend bezeichneten, und dem ganz willkürlichen Meinen und Belieben des Einzelnen, ausſchließlich und entſcheidend Recht und Macht zuſchrieben.

i) Dieſen ſchädlichen Uebertreibungen, ſowie der Einſeitigkeit der Naturphiloſophie, trat Sokrates preiswürdig entgegen, und ſeine einfache Lehre, ſowie ſein edler Wandel, ward für Sittlichkeit und Wiſſenſchaft gleich heilſam und fruchtbringend.

k) Weit entfernt von der tyranniſchen Leitung mancher Lehrer, geſtattete Sokrates jedem ſeiner Schüler, freie, eigenthümliche Entwickelung, und ſo ſtellten Antiſthenes (der Arme) das Entbehren, und Ariſtipp (der Reiche) das Genießen in den Vordergrund ihrer Sittenlehre. Aber erſt

l) Platon (429—348 v. Chr.) bekämpfte alle zeitherigen Einſeitigkeiten, und beſtrebte ſich ſie möglichſt zu verſöhnen und das Irrige vom Wahren abzuſcheiden. Er reinigte insbeſondere die Sittenlehre von eigenliebigen, verderblichen Auswüchſen, er-

hob die Gotteslehre auf eine zeither ungekannte Stufe und suchte für die geselligen Verhältnisse in seiner Republik ideale Auswege. Daß ihm das Letzte großentheils mißlungen sey, ergiebt sich schon daraus, daß er für den allzu aristokratisch begünstigten Theil seiner Staatsbürger, Gemeinschaft der Güter und Weiber verlangte. Eben so wenig hat Platon über das Verhältniß der Dichter und Künstler zu Staat und Sittlichkeit, etwas praktisch Brauchbares aufgestellt. Das in Athen damals Erreichte, Verwirklichte stand höher als Platons wohlgemeinte, aber einseitige und unausführbare Träumereien. Deßungeachtet wird Platon noch immer und mit Recht, bis auf den heutigen Tag, als das Haupt der Philosophen anerkannt, welche den Menschen über den Kreis bloßer Sinnlichkeit hinaus, in höhere geistigere Regionen erheben, und daselbst, als in seiner wahren Heimath ansiedeln wollen.

Die Kunst und Schönheit seiner philosophischen Gespräche ist im Allgemeinen von niemand bestritten worden, obwohl mehrere sehr trockenen Inhalts, und selbst die vorzüglicheren oft übermäßig weitläufig und voller Wiederholungen sind.[1]) Daher ist es auch fast unmöglich, kurze einzelne Proben auszuheben und als charakteristisch mitzutheilen: es mag genügen hier auf das Gastmahl und den Phädon hinzuweisen. Doch wird Manchen der kurze paulinische Hymnus auf die Liebe mehr ansprechen und ergreifen, als die langen Reden in jenem Gastmahle, und die Unsterblichkeitslehre im Phädon erschien ausgezeichneten Männern so ungenügend, daß sie die Spekulation auf diesem Boden zur Seite stellten und im Offenbarungsglauben Hülfe suchten.

[Lesen: Republik, Bd. 7, S. 361—366, Höhle ꝛc.
Phädon, 118—127, Sokrates Tod.]

m) Aristoteles.

Ein weit umfassenderer Geist als der, einer Richtung halber, göttlich genannte Platon, war Aristoteles. Denn außer

1) Siehe später ähnliche Urtheile von Montaigne und Bolingbroke.

dem Gesammtgebiete der eigentlich spekulativen Philosophie, beherrschte er den ganzen Schatz, welchen Geschichte und Natur ihm darboten. Auch begnügte er sich keineswegs mit einem bloßen Gedächtnißwissen, sondern ordnete Alles nach allgemeinen, lichtvollen Gesetzen. Er hat großentheils zuerst, oder doch mit wesentlichem Fortschritt behandelt und dargestellt, die Physik, Metaphysik, Logik, Psychologie, Ethik, Politik, Poetik, Rhetorik und Naturgeschichte. Sein Blick reicht in die weiteste Ferne, und zugleich sah er das Nächste und Kleinste. Seine Wissenschaft verkümmerte und zersplitterte nicht durch das Einzelne, sondern dies gewann Bedeutung, durch die Verbindung mit Regel, Gesetz und Zweck. Weder die kleinsten Erfahrungen, noch der täuschende Glanz unbestimmter, unpraktischer Ideale und Fantasien konnten ihn verwirren, oder verführen; er wußte die höchsten Forderungen der Spekulation, mit den Ansichten und Ueberzeugungen gewöhnlicher Menschen zu verständigen. Kunst und Wissenschaft, Sittlichkeit und Poesie (welche bei Platon in unversöhnlichem Streite leben, und sich über ihre Rechte und Ansprüche nicht einigen können) hat Aristoteles die ihnen zukommende natürliche Stelle angewiesen. So ist er auch hier, der, alle Richtungen und Ergebnisse der Vergangenheit und Gegenwart (fast möchte man sagen, auch der Zukunft) erkennende, durchdringende, ordnende und versöhnende Geist!

Selbst eine nur kurze Uebersicht des gedankenreichen Inhalts einiger Werke des Aristoteles, würde viele Stunden erfordern; doch findet sich ein solcher Versuch, in der dritten Ausgabe meiner Vorlesungen über die alte Geschichte; hier muß ich mich begnügen aus der sehr lehrreichen Politik und der nikomachischen Ethik des Aristoteles Stellen auszuheben, welche den großen in neuern Zeiten bisweilen mißhandelten Mann, einigermaßen nach Form und Inhalt kennen lehren:

[Lesen: Buch I, Cap. 2, S. 414—415, Das höchste Gut.
— — — 3, S. 431—433, Glückseligkeit.
— — — 5, S. 455—457, desgl. und Lebenszweck.
— — — 6, S. 465—466, Thätigkeit.
— — — 8, S. 491—403, Tugend.

Buch I, Cap. 9, S. 498—499, Tugend.
— II, — 2, S. 555—557, Tugend.
— IV, — 3, S. 101—105, Geiz und Verschwendung.
— VIII, — 4, S. 440—443, Freundschaft.
— — — 12, S. 477—483, Verfassung.
— X, — 10, S. 640—644, Gesetze.
Politik — IV, — 11, S. 338—348, beste Regierungsform.
— VII, — 1, S. 547—553, Glück des Staates.

n) Nach dem Tode der beiden großen, ihre Zeit und die Nachwelt beherrschenden Häupter, Platon und Aristoteles, ward die Philosophie nach verschiedenen Richtungen allerdings noch mit Scharfsinn und Erfolg bearbeitet, doch blieb nicht verborgen daß der, mehr, oder weniger geschickte Ausbau des Einzelnen, keine erheblichen Fortschritte des Ganzen in sich schloß. So finden wir Platoniker in der Akademie, Aristoteliker (oder Peripatetiker) im Lyceum, Stoiker in der bunten Halle (Stoa pöcile), Cyniker im Kynosarges, Anhänger des Epikur in seinen Gärten.

o) Die nächsten Schüler des Platon (Speusippos sein Neffe, Xenocrates, Polemo u. A.) pflanzten unter dem Namen der älteren Akademie seine Lehren zum größten Theil unverändert fort. Die neue Akademie (Arcesilaos, 316—241 v. Chr., Karneades, 214—129 v. Chr.) nahm an: Platon sey von den enggezogenen Schranken der menschlichen Erkenntniß überzeugt gewesen; sie wandten sich deshalb zu einem gemäßigten Eklekticismus und Skepticismus, welcher allerdings mit einem Erlöschen philosophischer Zeugungskraft in Verbindung stand.

p) Anfangs blieben die eigentlichen Peripatetiker (so insbesondere Theophrast, Eudemus und Strato) allerdings die gelehrtesten, ohne die Form zu vernachlässigen, oder gering zu schätzen. Später und das ganze Mittelalter hindurch geschah dies leider in hohem Maße, und die von Aristoteles so meisterhaft betriebene Naturforschung, setzten die Scholastiker fast ganz zur Seite.

q) Nach dem Sinken der Peripatetiker, theilten zwei Schulen die Herrschaft der gebildeten Welt, die Epikureer und die

Stoiker. So verschieden, ja entgegengesetzt deren Systeme auch waren, trafen sie doch darin zusammen, daß jedes eine Richtung bis zum Verkehrten verfolgte, die Hälfte höher hielt als das Ganze, die Beziehungen auf den Einzelnen (das Subjekt) vorherrschten, und dessen Verbindung mit Objekten, mit dem Oeffentlichen und Gemeinsamen vernachlässigten. Die Epikureer suchten allein Hülfe in dem Genusse, welchen die Außenwelt darbietet; die Stoiker in der Tugend des Einzelnen und seiner Unabhängigkeit von der Außenwelt.

r) Epikur war geboren im Jahre 342 v. Chr. (sieben Jahre nach Platon's Tode) und starb im Jahre 271. Er legte bei mündlichem Vortrage und in sehr zahlreichen (aber verloren gegangenen) Schriften, die Atomistik Demokrits und die Ethik des Aristipp, seiner Lehre zum Grunde, suchte jedoch beide auszubilden und zu berichtigen. Indeß waren jene Grundlagen viel zu einseitig und mangelhaft, als daß diese Bemühungen gelingen konnten. Die Sinnesanschauung (lehrte Epikur) bestimmt die Wirklichkeit und ist die Grundlage aller Wahrheit. Wissenschaft trägt nichts bei zur Glückseligkeit des Lebens, und nur der Nutzen bestimmt ihren Werth. Die Welt ist das Werk des Zufalls, ohne Zweckbegriff, und die Moral bloß eine empirische Klugheitslehre. Die Seele ist räumlich und wirkt im Raume; sie ist, weil aus Atomen zusammengesetzt, auch trennbar und vergänglich. Tod, das heißt Beraubung der Empfindung, kann weder ein Gut, noch ein Uebel genannt werden. Der Zufall beherrscht die Welt, und die seligen Götter haben mit den Angelegenheiten der Menschen nichts zu thun. Diese sind auf sich selbst und auf das Vergängliche beschränkt.

Wenn Platon himmelan, Aristoteles rings um die Welt führt, so führte Epikur (oder doch seine Schule) nur zu oft in Sümpfe und Moräste.

s) Die Cyniker (an ihrer Spitze Diogenes von Sinope) begnügten sich nicht mit einer wahrhaft natürlichen Lebensweise, und einer sittlichen Kräftigung gegen die Schläge des Schicksals; sondern gingen mit Aeußerungen, Sitten und Bestrebungen, bis

zu einem unſchönen und fratzenhaften Aeußerſten. Diogenes wies philoſophiſche Unterſuchungen weniger mit geſundem, als mit plattem Verſtande zur Seite; ja ſelbſt Mathematik, Muſik und andere edle Bildungsmittel hielt er für überflüſſig und unnütz. Auch zeigte ſich hier neben ſcheinbarer Demuth, der ärgſte Hochmuth; ſowie gewöhnlich aus der Unterwerfung unter die eigenen Grillen, Anmaßung gegen Andere hervorgeht.

t) Einer ſolchen zur Roheit hinabſinkenden und dennoch hochmüthigen Weltbetrachtung und Lebensart, mußte nothwendig eine andere entgegentreten, welche vorzugsweiſe dem Erhabenen nachſtrebte und den Menſchen unmittelbar erhob; aber ſchon um dieſes ſtrengen Gegenſatzes willen, ließ ſich vorausſehen, daß die Stoiker ſchwerlich die rechte Mitte, Tiefe und zugleich Beweglichkeit, würdigen Ernſt gemildert durch innere Heiterkeit erreichen würden.

Das Syſtem der Stoiker ward allmählich entwickelt durch Zeno von Kittium in Cypern (um 300 v. Chr.), Kleanthes (um 260 v. Chr.), Chryſippus (geſt. um 209 v. Chr.) u. A. Sowie Epikur ſich dem Demokrit und Ariſtipp anſchloß, ſo die Stoiker dem Heraklit und Antiſthenes.

Sie lehrten: „der Stoff unſerer Erkenntniß kommt aus den Sinneswahrnehmungen. Nichts wirkt was nicht ein Körper iſt. Dieſe Welt iſt die beſte, alſo vernünftig. Die Stoiker (bemerkt deshalb Cicero) lehren die Welt ſey Gott.“ In einem Gedichte ſagt jedoch Kleanthes:

„Nimmer geſchieht etwas auf Erden ſonder dich, Herrſcher!
Nimmer im Meer und am ätheriſchen Pole des Himmels,
Außer was Frevler begehen in ſinnberaubter Bethörung.
Doch du verſteheſt es auch in Weisheit zu ordnen, was ungleich,
Ordneſt was ordnungslos, und machſt Unliebliches lieblich.
Alſo ſtimmeſt du Alles in Eins, ſelbſt das Böſe zum Guten,
Daß durch die weite Natur ein ewig herrſchend Geſetz ſey!“

„Tugend und Einſicht ſtehen in enger Verbindung, und die Richtung der Wiſſenſchaft auf das praktiſche Leben iſt deshalb von der höhern, ja höchſten Bedeutung. Wer eine Tugend beſitzt, beſitzt alle (ſo innig ſind ſie untereinander verbunden);

nicht minder ſind alle Vergehungen und Laſter (weil ſämmtlich Abweichungen vom Rechten) unter ſich gleich. Nicht auf Genuß, ſondern auf Thätigkeit gründet ſich die Sittlichkeit, und nichts iſt gut und nützlich als das Ehrbare, nichts ein Uebel als das ſittlich Schlechte. Der Schmerz iſt kein Uebel, und Gleichmuth (Apathie) das höchſte Ziel menſchlicher Beſtrebungen."

Ein von der thätigen, handelnden Welt ſich zurückziehender ſtoiſcher Weiſe, war ein kaum zu erreichendes Ideal, das zwar (wenn es ſich irgendwo zeigte) Verwunderung erregen, aber nicht zur Nachahmung reizen konnte. Mit der Grundregel: ertrage und entbehre, kann man keine handelnde, vorwärts ſchreitende Welt zu Stande bringen, höchſtens einen traurigen Leichenzug der Geſchichte, nie einen freudigen, ſchaffenden Morgengeſang. Daher nahm während der theoretiſchen Herrſchaft des ſtoiſchen Syſtems, die Unſittlichkeit dennoch immer mehr und mehr überhand, und die denen eine Bekehrung noth that, fanden ſich mehr von dem äußerlichen epikureiſchen Lebensreichthum, als von der ſtoiſchen verdrießlichen Beſchränkung angezogen und meinten: „ein Ziel das die Beſten nicht erreichen könnten, wollten ſie ſich lieber gar nicht vorſtecken."

Die Stoiker hielten in ihrer ſtolzen Armuth, das Leben nicht einmal für ein Gut, oder hoben gar den freiwilligen Tod als den höchſten Grad der Tugend hervor. Alle dem Weltlaufe unterliegenden Stoiker, ſind traurige Beweiſe für das Ungenügende ihrer Lehre. Für die Betrachtung des Weltganzen und die Lebensführung des Einzelnen, bedurfte man einer höheren, tröſtlicheren Offenbarung.

u) Das Ungenügende, Wechſelnde, ſich Widerſprechende der Ergebniſſe philoſophiſcher Unterſuchungen, führte zu wiſſenſchaftlichen Zweifeln, zum Skepticismus. Die merkwürdigen und ſcharfſinnigen Häupter dieſer Schule waren Pyrrho aus Elis (etwas jünger als Ariſtoteles), Aneſidemus (aus Knoſſus auf Creta) um Chriſti Geburt, und Sextus Empirikus um das Ende des zweiten Jahrhunderts. Sie lehrten: „nicht

durch unbedingte Wahrheit, sondern durch Gesetz und Gebrauch wird das Handeln der Menschen bestimmt. Jeder Lehre kann man eine andere mit gleichem Gewichte gegenüberstellen, weshalb man sich alles Urtheilens enthalten, Gutes und Böses nicht allzu wichtig nehmen und überschätzen soll. Auf diesem Wege erreicht man das höchste Ziel, die vollkommen beglückende Seelenruhe, oder Ataraxie. Alle spekulativen Wissenschaften sind ungewiß und unbegründet." — Lob verdient die Mäßigung, heitere Ruhe, Bescheidenheit und Unermüdlichkeit der Skeptiker; wogegen ihre Geringschätzung alles Menschlichen und ihre fast nur verneinenden Ergebnisse, der Vernunft und dem Gemüthe gleichwenig genügten, und die ursprünglichen, unvertilgbaren Bedürfnisse gering zu achten, ja selbst die Wissenschaft zu verschmähen schienen.

v) Die späteren Akademiker hatten die Andeutungen Platon's über das Unzureichende der menschlichen Erkenntnisse in den Vordergrund gestellt, Plotin[1]) die Neuplatoniker ergriffen dagegen das Mystische seiner Lehre, als ihren wahren Mittelpunkt und die rechte Lebensquelle. Sie wollten (über alle Ergebnisse früherer Dogmatik hinaus) den Menschen (mit Zurücksetzung vernünftigen Denkens und Handelns) durch Ascetik, Mystik und Magie zu unendlich höheren Zielen, zu einem Anschauen Gottes, ja zu einer unmittelbaren Vereinigung mit ihm führen. Es war bei ihnen mehr Fantasie als Nachdenken, mehr Glaube als Erkenntniß, und die Verbindung mit gewissen düstern, morgenländischen Vorstellungen mußte von nützlicher Thätigkeit hinwegführen und den Lebensmuth vermindern.[2])

Seit Thales und die jonische Schule, erhebt sich die Entwickelung der griechischen Philosophie in mannigfaltiger Weise, und erreicht mit Platon und Aristoteles ihre größte Höhe.

1) Plotin stirbt 270 n. Chr.

2) Philo (um die Zeit Christi) ein gelehrter Jude in Alexandrien, suchte Griechisches und Orientalisches zu vermitteln, hatte auch wohl Einfluß auf die weitere Entwickelung des Christlichen.

Später zerfällt das Ganze in mehrere, keineswegs unintereſſante Theile und Richtungen. Die Geſchichte der mittleren und neueren Philoſophie zeigt nicht bloß wie man das Aeltere benutzte, ſondern wie man ſich auch neue Aufgaben ſtellte und ſie mehr oder minder glücklich löſete.

Gewiß war es ein ſehr großes Glück, daß die Entwickelung der griechiſchen Philoſophie weder durch weltliche, noch kirchliche Gewalt dauernd eingeengt, geſtört, oder willkürlich umgeſtellt wurde.

17) Die Geſchichtſchreiber.

a) Die Reihe der namhaften, griechiſchen Geſchichtſchreiber, beginnt mit Herodot von Halikarnaß (um die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr.) und ſchließt mit Zoſimus in der Mitte des fünften Jahrhunderts n. Chr. Ja rechnet man hinzu alle bis auf die Eroberung Konſtantinopels durch die Türken (1453 n. Chr.) uns erhaltenen byzantiniſchen Geſchichtſchreiber, ſo dehnt ſich jener Zeitraum erſtaunenswürdiger, litterariſcher Thätigkeit beiſpiellos bis gegen 2000 Jahre. Hingegen umfaßt der Zeitraum großartiger geſchichtlicher Schriftſtellerei der weltbeherrſchenden Römer faſt nur 200 Jahre.

So wie Homer unter den Dichtern, ſteht Herodot als der älteſte und zugleich würdigſte unter den auf uns gekommenen Geſchichtſchreibern. Die Jugend der Welt fand an ihm den unbefangenſten, einfachſten und ſchärfſten Beobachter und Darſteller. Er iſt in ſeiner Art noch nicht übertroffen worden; obgleich dieſelbe keineswegs für alle Zeitabſchnitte der Weltgeſchichte paßt, und ſchon ſein nächſter Nachfolger, Thucydides, anders ſchrieb und ſchreiben mußte.

Das Epos des Herodot trägt uns in mildem Fluge über alle Länder und Völker der Erde dahin, und zeichnet den bunten Wechſel der Natur, der Sitten, der Beſtrebungen. Von lange lebenden Aethiopen führt es zu den in ſich geſchloſſenen Aegyptern, zeigt wilde Stämme zur Seite, läßt geheimnißvolle Blicke in das undurchdrungene Afrika thun, deutet über Syrien,

Babylon, Suſa, über wachſende und fallende Reiche hinweg-eilend, Indiens Wunder an, und ſtellt endlich in die Mitte dieſes Weltkreiſes, als das Herrlichſte, das helleniſche Leben und die Kämpfe der Freiheit hin.

Dagegen richtet des Thucydides Werk alle Kräfte des Gemüths auf einen feſten Punkt, die Geheimniſſe unſerer Bruſt werden uns offenbar; es wird offenbar was ein großer Wille, was Anſtrengung, Ausdauer vermöge, was loſe Willkür und Uebermuth bereite. Wenn im Herodot alles Werk höherer Lei-tung, himmliſche Fügung, wenn Alles nur zu geſchehen ſcheint; ſo erhebt Thucydides den Glauben, daß der Menſch ſein Schick-ſal in ſeiner Hand halte, und die Götter mit oder gegen ihn ſind, nach ſeinem Thun. Die größten Verhältniſſe der Men-ſchen zu Menſchen, die größten und kleinſten Triebfedern des lebendigſten aller Weſen, des Staats, treten mit Sonnenklar-heit hervor, und die bewundernswerthe Unparteilichkeit und Kraft der Rede reißt uns hin zu Gefühlen und Entſchlüſſen, welche des unbewegten Gemüthes Kraft weit zu überſteigen ſcheinen.

[Leſen: Herodot Band I, Buch 1, Cap. 30—32, S. 21—26, Solon und Cröſus.
Thucydides Bd. I, Buch 2, Cap. 34—43, S. 166—174, Perikles Leichenrede.
Bd. I, Buch 3, Cap. 82—84, S. 312—316, Ausartung.
Bd. I, Buch 2, Cap. 47—53, S. 178—184, Peſt.]

Als den dritten großen Geſchichtſchreiber nennt man in der Regel Xenophon (welcher des Thucydides Geſchichte des peloponneſiſchen Krieges fortſetzte): gewiß aber ſteht er ſeinen beiden Vorgängern weit nach, und nur die Erzählung vom Rückzuge der 10,000 Griechen (welchen er ſelbſt leitete) zeigt unmittelbare Lebendigkeit und Darſtellungskraft. Seine poli-tiſchen und philoſophiſchen Schriften (die Denkwürdigkeiten des Sokrates, die Cyropädie u. A.) ſind ebenfalls eigenthümlich und merkwürdig, obgleich ſie ihn nicht in die Reihe der eigentlichen Philoſophen erheben. Die harmoniſche Ausbildung ſeiner Natur

hat ihm von jeher viele Freunde gewonnen, ohne ihn jedoch gegen den Vorwurf der Parteilichkeit zu ſchützen.

[Leſen: Vertheidigung des Sokrates, S. 632—634.
Tod des Theramenes, S. 1667—1669.
Schlacht bei Mantinea, S. 2000—2004.]

b) Zur Zeit Philipp's, Alexander's und der erſten Ptolemäer lebten Ephorus, Theopompus, Philiſtus, Timäus u. A.; aber ihre geſchichtlichen Werke ſind bis auf geringe Bruchſtücke verloren gegangen.

c) Polybius (ſt. 122 v. Chr.), ein Freund des jüngeren Scipio Afrikanus, ſchrieb eine Univerſalgeſchichte jener Zeit in 40 Büchern, von denen aber nur fünf ganz, und Einiges in Bruchſtücken erhalten iſt. Ihm fehlt allerdings die höchſte Kraft und Schönheit der Darſtellung, aber kaum iſt ein Geſchichtſchreiber verſtändiger und belehrender: deshalb nannte man ihn einen pragmatiſchen Geſchichtſchreiber, und er fand auf ſeinem Wege viele Nachahmer.

[Polybius I, C. 1—2, Einleitung, S. 23—26.]

Auch von den Werken des

d) Dionyſius von Halikarnaß (bis 55 v. Chr.) über die altrömiſche Geſchichte ſind nur einige Bücher auf uns gekommen; ſie verdienen aber der Gelehrſamkeit und des kritiſchen Beſtrebens halber großes Lob.

[Leſen: Buch I, C. 1—3, S. 13—17.
Buch IV, C. 9—11, S. 405—414, Servius Tullius.]

e) Zur Zeit des Auguſtus lebte Diodor von Sicilien und empfiehlt ſich, ungeachtet einzelner Irthümer, welche ſich in ſeinem univerſalhiſtoriſchen Geſchichtswerke finden, ſehr durch einfache Darſtellung und lehrreichen Inhalt.

f) Joſephus ein Jude, der zur Zeit des Vespaſian lebte, beſchrieb jüdiſche Alterthümer und den Krieg welcher mit der Einnahme Jeruſalems durch Titus endete. Für ältere Zeiten ſchließt er ſich den bibliſchen Schriften an, für die Geſchichte der neuern Ereigniſſe war er Theilnehmer und Augenzeuge. Von

[Leſen: jüdiſcher Krieg II, C. 8, S. 243—252, jüdiſche Sekten.

g) Plutarch aus Chäronea (ſt. 130) beſitzen wir eine in ihrer Art einzige Reihe von Lebensbeſchreibungen der berühmteſten Griechen und Römer. Seine Erzählung ermangelt nicht ſelten einer ſtrengen Anordnung (ohne fremdartige Abſchweifungen), ſeine Kritik der benutzten Quellen läßt Manches zu wünſchen übrig; deßungeachtet wird jedes unbefangene Gemüth beim Leſen jener, ungemein reichhaltigen und lehrreichen Biographien zu Theilnahme und Begeiſterung fortgeriſſen. Eine große Zahl anderer, meiſt philoſophiſcher Schriften, zeigt nicht minder Plutarch's Gelehrſamkeit und edle Geſinnung, und iſt nach dem Verluſte ſo vieler anderen Werke dieſer Art, doppelt wichtig. [1])

h) Appian (um 150 n. Chr.) bemerkte mit Recht, daß in allen geſchichtlichen Werken, das weltbeherrſchende Rom faſt ausſchließlich in den Mittelpunkt geſtellt ward, jedes andere Land dagegen unberückſichtigt blieb. Deshalb giebt er uns ſehr lehrreiche Spezialgeſchichten der einzelnen, von den Römern eroberten Reiche und läßt dann eine Erzählung der furchtbaren römiſchen Bürgerkriege folgen.

i) Arrian (ſt. um 160 n. Chr.) entwarf nach den beſten ihm zugänglichen Quellen und in einem preiswürdigen Style, die Geſchichte Alexanders des Macedoniers.

k) Dio Caſſius (ſt. um 230 n. Chr.) ſchrieb eine römiſche Geſchichte ſeit Erbauung der Stadt bis auf ſeine Zeit. Von 80 Büchern iſt aber weit der größere Theil verloren. Weitläufige Reden und allerhand abergläubige Berichte ſtören allerdings nicht ſelten den Eindruck; dennoch verdient das Werk das Studium Aller, die ſich genauer unterrichten wollen.

l) Herodians (um 230 n. Chr.) Geſchichte der römiſchen Kaiſer, vom Tode des Mark Aurel, bis zur Regierung der Gordiane, gehört zu den beſſern Werken, und übertrifft ohne Zweifel die lateiniſchen Geſchichtſchreiber der ſpäteren Kaiſerzeit.

---

1) Sehr lehrreich iſt des Pauſanias (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) Reiſe durch Griechenland, obgleich ein Mann von größerem Talente, damals viel mehr würde gegeben haben.

m) Julian's Cäſaren ſind mehr eine kritiſche Spottſchrift, als eine eigentliche Geſchichte ſeiner Vorgänger.

n) Zoſimus römiſche Geſchichte, von der Zeit Auguſts bis 410 n. Chr., iſt von chriſtlichen Beurtheilern oft unbillig getadelt worden. Es bleibt, trotz einzelner Mängel, ein wohlgeſchriebenes, lehrreiches, der Wahrheit nachſtrebendes, und ſie meiſt erreichendes Werk.

Es iſt erſtaunenswürdig, oder vielmehr Beweis der tieferen, durchgreifenden Bildung, daß ſo viele Griechen, wenigen Lateinern gegenüber, die römiſche Geſchichte bearbeiteten und nicht bloß der Zahl, ſondern auch dem Werthe nach, oft voranſtehen. — Eben ſo bringen

18) Lucians

mannigfaltige Schriften (ernſt und ſcherzhaft, geſchichtlich und philoſophiſch, kühn und witzig) das Uebergewicht auf die Seite der Griechen. Nicht minder ſtehen in der erſten Reihe die

19) Geographen

Eratoſthenes (um 220 v. Chr.).
Hipparch (160 v. Chr.).
Strabo, zur Zeit des Auguſtus. Die

20) Mathematiker

Euklid (300 v. Chr.).
Archimed (200 v. Chr.).
Ptolemäus (140 n. Chr.). — Die

21) Aerzte

Hippokrates (ſt. 370 v. Chr.).
Aretäus von Kappadocien (um 50 n. Chr.)
Galen (ſt. 200 n. Chr.).

Es liegt uns nicht ob, die Geſchichte der zuletzt genannten Wiſſenſchaften zu entwickeln; vielmehr genügt es einige Meiſter genannt zu haben, welche nicht minder groß waren und denkwürdig bleiben, als die welterleuchtenden Dichter, Redner, Phi-

loſophen und Geſchichtſchreiber, welche in der reichſten aller Litteraturen, der griechiſchen, uns belehrten und begeiſterten!

[Leſen: Plutarch, Solon bei Thales, C. 6—7, S. 228—230.
— und Piſiſtratus, C. 29—31, S. 267—271.
(Neander, Kirchengeſch. I, S. 34—36.)
Camillus, Cap. 17—18, S. 378—381.
Cap. 22—23, S. 387—390.

Diodor I, C. 1—4, S. 9—16, die Einleitung.
II, C. 44—46, S. 221—224, Amazonen.

Appian: a) VIII, C. 128—133, S. 470—476, Karthago's Untergang.
b) Bürgerkriege I, C. 95—96, S. 999—1001, Syllas Proſcription.
c) Buch IV, C. 5—15, S. 1375—1386, Antons Proſcription.

Arrian: a) Buch VI, C. 9—10, S. 419—424, Die Maller.
b) — VI, C. 12—13, S. 427—430, Alexander's Verwundung.
c) Charakter VII, C. 28—30, S. 554—558.

Dio Caſſius: a) Fragmente, Band I, No. 135—137, S. 95—102, Sylla.
b) Buch 57, C. 1, S. 396—398, Tiber.
c) — 69, C. 7, S. 278—279 u. 280—282, Hadrian.
d) Buch 76, C. 12, S. 489—491, Britannien.

Herodian: a) Buch I, C. 14—15, S. 44—48, Commodus.
b) — II, C. 4—6, S. 65—75, Pertinax.
C. 12, S. 89—90.
c) — IV, C. 8—9, S. 163—166, Caracalla.

Zoſimus: a) Buch II, C. 15—16, S. 146—149, Maxentius.
b) — II, C. 29—30, S. 168—172, Conſtantin.
c) — V, C. 23, S. 147—148, Mönche.
d) — V, C. 39—41, S. 178—184, Alarich.
e) — I, C. 50—56, S. 84—92, Zenobia.]

V. Die Römer.

1) Die römiſche Litteratur iſt weder ſo alt, noch ſo urſprünglich und eigenthümlich (originell), noch ſo mannigfaltig, noch durch viele Jahrhunderte erzeugend, noch im Allgemeinen ſo vortrefflich und werthvoll wie die griechiſche. Dennoch war und bleibt ſie von der höchſten Bedeutung, theils durch die große Macht des römiſchen Volkes, theils durch die Kraft und den langen Gebrauch der Sprache, theils durch die Vollkommenheit in einzelnen Richtungen. So ſtehen einige der römiſchen Geſchichtſchreiber, den griechiſchen gleich, und die Jurisprudenz ward von den Römern viel gründlicher, ſcharfſinniger und umfaſſender ausgebildet, als von den Griechen.

2) Die Römer wurden durch ihre volksthümliche Natur, weit beſtimmter zu einer praktiſchen und handelnden Richtung und Thätigkeit hingewieſen, als die Griechen. Deren freie, willkürliche Benutzung der Muße, brachte andere und mannigfaltigere Früchte, als die bei den Römern vorherrſchende Beſchäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten und das unruhige Leben auf dem Forum.

3) Die römiſche Litteratur entwickelte ſich erſt ſpät, zu einer Zeit wo das Volk ſchon Großes vollbracht hatte, aber auch ſchon von Ausartung ergriffen war. Der ſchöne, wahrhaft Treffliches erzeugende Zeitraum der römiſchen Litteratur umfaßt kaum 200 Jahre, von Cicero bis zum Tode des Trajan.

4) Die älteſte römiſche Schriftkunde findet ſich erſt 300 Jahre nach Erbauung der Stadt, 450 Jahre vor Chriſtus in den Zwölftafelgeſetzen. Aber auch hier zeigt ſich ſchon griechiſche Einwirkung.

5) Zweihundert Jahre ſpäter überſetzte und änderte Livius Andronikus, ein Grieche aus Tarent, griechiſche Luſtſpiele und wohl auch die Odyſſee; er beſchrieb den puniſchen Krieg

in Verſen. Eigenthümlicher und mehr italiſch waren die ſcherzhaften, dialogiſirten Darſtellungen und Poſſen, welche Fescenninen und Atellanen genannt wurden, nach zwei Orten in Etrurien und Campanien.

6) Rom wuchs ohne Zweifel aus Ackerbau und Krieg empor; Mythen und Sagen ſind dürftig, oder fehlen ganz. Die neuen Behauptungen: Rom ſey gleich Anfangs eine Handelsſtadt geweſen, und große Heldengedichte wären durch ſpätere Geſchichtſchreiber aufgelöſet und verdorben worden, ſind bis jetzt unerwieſen und wohl unerweislich.

7) Die römiſche Proſa iſt in ihrer Art vollkommener ausgebildet, als die Dichtkunſt; dieſe arbeitet ſich nachahmend erſt allmählig empor, während ſie bei den Griechen ſogleich in höchſter Vollkommenheit auftritt. Deßungeachtet iſt es rathſam, daß wir unſern näheren Bericht mit den Dichtern beginnen.

8) Man kann die römiſche Litteraturgeſchichte in drei Theile zerfällen:

a) von Livius Andronikus (240 v. Chr.) oder Ennius (etwa 150 v. Chr.) bis Auguſtus, 14 n. Chr.

b) Von Auguſtus bis Mark Aurel, 180 n. Chr.

c) Bis Caſſiodor, um 500 n. Chr.

9) Ennius, aus Rudiä in Campanien (ſt. 169 v. Chr.) iſt der erſte römiſche Dichter, welcher als ein würdiger Chorführer anerkannt ward. Er verbeſſerte die Verskunſt, hauptſächlich durch Einführung des Hexameters, ſchrieb Satyren, Lehrgedichte, Tragödien; vor Allem aber entwarf er Annalen ſeit Erbauung Roms, welche von Einigen als ein großes, nationales Epos bezeichnet werden, Andern aber nur für eine, poetiſch etwas ausgeſchmückte Chronik gelten. Es bleibt ſchwer aus den wenigen erhaltenen Bruchſtücken, ein vollgültiges Urtheil zu begründen. Denn obgleich kaum zu bezweifeln iſt, daß die Größe römiſcher Thaten zu dichteriſchen Ergüſſen nahe Veranlaſſung gab, ſo wäre doch ein vollkommen nationales, das Volk ergreifendes Epos, wohl ſo wenig verloren gegangen wie die Ilias und Odyſſee.

10) Mehr wiſſen wir von den römiſchen Luſtſpieldichtern: Plautus aus Sarſina in Umbrien (ſt. 184 v. Chr.) und Terenz aus Karthago, der Freund des jüngeren Scipio (ſt. 161 v. Chr.). Von jenem ſind 20, von dieſem ſechs Luſtſpiele noch vorhanden. Das herkömmliche Urtheil der Philologen lautet: Plautus iſt witziger, ergötzlicher, römiſcher als Terenz; deſſen Luſtſpiele ſind dagegen beſſer organiſirt und ſchicklicher abgefaßt. Dieſer Beurtheilung müſſen wir hinzuſetzen.

a) In den Luſtſpielen des Plautus wird zwar hie und da genannt ein römiſches Thor, eine römiſche Straße, ein römiſcher Beamter; dies kann aber die meiſt unrömiſche Sitte und Handlungsweiſe nicht umgeſtalten, und das aus dem ſinkenden Hellas herübergenommene Tadelnswerthe nicht in ächt Römiſches verwandeln. Terenz macht auch nicht einmal einen entfernten Verſuch ſeine griechiſchen, genau nachgebildeten Urbilder zu romaniſiren.

b) Die plautiniſchen Luſtſpiele ſind noch ſehr unvollkommen organiſirt: unzählige Monologe, kahle unbezeichnende Oertlichkeiten, unpaſſendes Kommen, Gehen und Zuſammentreffen, häufiges Beiſeiteſprechen u. ſ. w., erweiſen die noch nicht überwundene Ungeſchicklichkeit dramatiſch zu geſtalten.

c) Bis zu wahren Perſönlichkeiten, zur rechten Individualiſirung ſind die Charaktere ſelten herausgebildet: man bietet uns meiſt nur mit Namen verſehene Begriffe, welche unzählige ähnliche Leute (nur in verſchiedene Situationen verſetzt) unter ſich begreifen können und begreifen.

d) Dieſe wandelnden Geſammtperſonen werden faſt nirgends bis zu einer geiſtreichern, ſchöneren Komik, oder wahrhaft poetiſch in Thätigkeit geſetzt. Prahler, Schlemmer, Schmarotzer, betrügende Sklaven, ſittenloſe Verſchwender, Kuppler, liederliche Mädchen, füllen faſt den ganzen Kreis der auftretenden, im ächten Sinne unpoetiſchen, ja unwürdigen Perſonen.

e) Ueberall ſind die Geſchlechtsverhältniſſe in geringer Weiſe aufgefaßt, und nicht bloß erkünſtelte Dezenz wird verletzt, ſondern auch ächte Sittlichkeit und Humanität. Terenz (den man

um Latein ſprechen zu lernen, ſonſt mit Unrecht viel in Schulen las) ſteht in dieſer Beziehung nicht höher als Plautus. In der Hechra und dem Eunuchen dreht ſich das Ganze um die unſittlichſten Beſchlüſſe und Thaten. Das Ausſetzen der Kinder erſcheint als etwas Alltägliches, und im Selbſtpeiniger (Heautontimoroumenos) beruht die Verwickelung auf einem kalt verabredeten und genehmigten Kindermorde. Daher hat Limburg-Brouwer ganz Recht wenn er ſagt: (Civilisation des Grecs II, 70): Avec toute la décence du langage de Terence, la manière dont il traite ses sujets, est bien plus nuisible aux bonnes mœurs, que celle dont Aristophane débite ses grossièretés licencieuses.

f) Das neuere Luſtſpiel ſteht dem alten, in ſehr vielen Beziehungen gewiß voran. Man ſtelle den 20 plautiniſchen Komödien, 20 von Calderon und Moliere, oder eine geringe Zahl Shakſpeares entgegen, und es dürfte leicht werden zu beweiſen, daß hier die Fabeln reicher ſind, die Charaktere mannigfaltiger und individueller, der Witz treffender, die Handlung ſittlicher und edler, und der Scherz dennoch luſtiger und ergreifender.

Bei dieſen Verhältniſſen iſt es gleich ſchwierig kürzere oder längere Stellen zur Mittheilung auszuwählen. Nur der eigenthümliche Prolog zum Pönulus mag eine Ausnahme machen.

[Leſen: Meierotto, Sitten der Römer I, 117—120.]

11) Von römiſchen Tragödien iſt viel die Rede, aber keine wahrhaft und volksthümlich römiſche hat ſich erhalten, und die welche den Namen des Seneka tragen, werden wohl am meiſten von Beurtheilern geprieſen, welche ſich durch einzelne, unpaſſende Sentenzen beſtechen laſſen, und Schwulſt mit erhabener Poeſie verwechſeln.

12) Es iſt ein großer, jedoch durch die Zeitfolge veranlaßter Sprung, von mittelmäßigen dramatiſchen Verſuchen, zu einem hochgerühmten Lehrgedichte. Unabweislich drängt ſich aber die Frage hervor, ob das direkte, unmittelbare Lehren, eine wahre Aufgabe der Dichtkunſt ſey? Gewiß giebt es eine große Zahl mißlungener Lehrgedichte, und kaum Einzelne werden

glauben, man könne in dieſer Richtung das Höchſte der Poeſie erreichen. Wenn ſich jedoch mit ihrer Hülfe das Lernen erleichtern und verſchönern läßt, ſo darf man um jenes Mißlingens willen, nicht jede Unternehmung dieſer Art unbedingt verdammen. Vielmehr läßt ſich alsdann behaupten: daß wohl unter allen Lehrgedichten, das des Lucretius Carus (99—55 v. Chr.) über die Natur der Dinge, den größten Stoff behandele und den erſten Rang einnehme.

Hiegegen wird erinnert: Lukrez habe das mangelhafteſte und trockenſte der griechiſchen philoſophiſchen Syſteme, das des Demokrit und Epikur zu verherrlichen geſucht, und ſchon dadurch ſich ein dichteriſch unerreichbares Ziel vorgeſteckt. — Zur Antwort: jenes Syſtem genügt allerdings nicht den höhern geiſtigen Forderungen und Bedürfniſſen der Menſchen, allein aus platoniſchen Fantasmen, oder mit Schwebeln und Nebeln, ohne Thatſachen und Beobachtungen, läßt ſich noch weniger objektiv etwas erzeugen, ordnen, und darſtellen. Lukrez hat mit einer ächt römiſchen Kraft und Begeiſterung (welche ſich über die ſeiner bewunderten Lehrer weit erhebt) unzählige Thatſachen mit ungemeinem Scharfſinn zuſammengeſtellt und wiſſenſchaftlich ſo weit begründet als es damals irgend möglich war; er hat dem Trockenſten (z. B. der Atomenlehre) Leben eingehaucht, und noch jetzt werden Sachverſtändige ſeinem Werke mit Nutzen ihre Aufmerkſamkeit ſchenken. Denn der Atomismus ſpielt bis auf den heutigen Tag, in der Phyſik und Chemie eine große Rolle, und wenn er manche ältere Abwege zu vermeiden ſucht, iſt er an anderer Stelle vielleicht noch willkürlicher und weniger folgerecht.

Die Pſychologie fehlt im Lukrez nicht ſo ganz wie in mancher neuern Schule, und ſeine gegen perſönliche Unſterblichkeit aufgeführten Gründe, ſind in philoſophiſcher Weiſe noch nicht genügend widerlegt worden, haben aber (wie ich ſchon erwähnte) oft die Behauptung hervorgetrieben: nur mit Hülfe des Offenbarungsglaubens laſſe ſich hier ein ſicherer Boden gewinnen.

Außer Lukrez haben allein Ariſtoteles und Plinius der ältere, der Natur, dem Kosmos, eine großartige, erfolgreiche

Thätigkeit zugewandt. Obgleich jener verſchmähte durch herbeigekünſtelte Epiſoden das Intereſſe ſeines Gedichts zu erhöhen, weiß er doch durch die Wahrheit und Kraft ſeiner Begeiſterung für Alles Theilnahme zu erwecken; — ja den Adel und die Größe ſeines Charakters müſſen auch Gegner ſeiner Lehren anerkennen.

[Leſen: Buch I, S. 1, Vers 1—20, Anrufung der Venus.
— S. 5—7, Iphigenia.
— S. 13—14, die Winde.
Buch II, S. 51, Vers 1—19, weiſes Leben.
— S. 89—90, Wunder.
Buch IV, S. 193, Urtheile Verliebter.
Buch V, S. 256—258, die Weltalter.

13) Von Lukrez, dem ernſteſten, charakterſtärkſten, oft angegriffenen Dichter, wenden wir uns zu den weichen, ſchmachtenden, klagenden, allgemein bewunderten Elegikern: Catull (geb. 86 v. Chr.), Tibull (ſt. 19 v. Chr.), Properz (ſt. 15 v. Chr.); — im Ganzen demſelben Zeitalter angehörend, wo Lebenskraft und Würde der Republik bereits ganz geſchwunden war, und durch die Alleinherrſchaft hindurch, ſich die Möglichkeit arger Tyrannei vorbereitete. Begeiſterung für ältere Formen, oder gewaltige Thaten, zeigt ſich nur ausnahmsweiſe bei dieſen Dichtern (z. B. im Catull): das Meiſte läuft hinaus auf wenige eigenthümliche Gedanken, und zahllos ſich wiederholende, ſubjektive Gefühle. Etliche Philologen haben die Verſchiedenheit der Genannten, ſcharfſinnig und umſtändlich nachzuweiſen geſucht, nämlich die Anmuth in den Miniaturgedichten Katulls, die gefühlvolle Einfachheit Tibulls, die lebensbegierige und zugleich übergelehrte Begeiſterung des Properz. In Wahrheit verbindet derſelbe rothe, ſubjektive Faden, dieſe Schule der Elegiker.

Es wäre einſeitig und thöricht die geſammte Litteratur nach der Denk- und Gefühlsweiſe junger Mädchen zuſchneiden zu wollen, und Alles zu verdammen was darüber, daneben, oder darunter liegt. Gedichte, insbeſonders Liebesgedichte, wo Seeliſches und Geiſtiges gar nicht, oder höchſtens in kläglichen und beklagenswerthen Augenblicken zum Vorſchein kommt, ſind gewiß

tadelnswerth. Vergeſſen aber ſoll man andererſeits nicht, daß Leib und Seele eben zueinander gehören, und Gedichte an halb, oder ganz erfabelte, unwirkliche Frauen und Mädchen, wie man ſagt, weder Hand noch Fuß haben.

Möchte man aber gern der Begeiſterung (z. B. des Properz) folgen, ſo ergiebt ſich abſchreckend, daß der Gegenſtand der Gedichte oft unwürdig war, und der ſich hingebende, oder getäuſchte, oder nach leichtſinnigem Jubel verzweifelnde Schwächling, kaum des Mitleids werth iſt!

Wenn Goethe ein Nachahmer des Properz genannt wird, ſo ſteht er doch als Dichter weit höher, da Zank, Untreue und Gemeinheit, uns nicht von ihm erkältend in Verſen aufgetiſcht wird.

[Leſen: Catull: S. 3, Tod des Sperlings.
S. 85, Herzenskampf.
Tibull: Bd. I, Eleg. 1, V. 1—44, Genügſamkeit.
Bd. I, Eleg. 3, V. 35—50, Weltalter.
Properz: S. 81, Zank.
S. 103, Cynthias Stolz.

14) Ovid (geb. 44 v., geſt. 17 n. Chr.) wird oft in der Nähe, oder als Genoſſe jener Elegiker aufgeführt, iſt aber weſentlich von ihnen unterſchieden. Von Natur und durch Bildung war er eine weit reichere Natur, welche aus unwiderſtehlichem Triebe, mühelos die mannigfaltigſten dichteriſchen Werke erſchuf, Sprache und Form auf die ſeltenſte Weiſe beherrſchte, und in Klarheit, Anmuth und Gewandtheit der Darſtellung kaum je übertroffen ward.

Seine Schattenſeiten ſucht er nie heuchleriſch zu verſtecken (ſo ſpielt bewegliche Sinnlichkeit allerdings eine große Rolle); wenn er aber die Kunſt zu lieben lehrte, ſtellt er Mittel gegen die Liebe ſogleich daneben. Es fiel ihm nicht ein (wie Petrarka) eine kaum jemals geſehene Geliebte unermüdlich zu beſingen; und den ſchweren Irthum jener Elegiker, geringhaltige Perſonen zu überſchätzen und ihrethalben zu verzweifeln, hat er ſich wohl nie zu Schulden kommen laſſen. Wenn er ſpäter, aus ſeiner

(durch Zufall, oder Schuld veranlaßten Verbannung) aus Tomi, an der äußersten Grenze der römischen Welt, die bittersten Klagen ertönen läßt, so betrafen diese nicht eine einzelne ermattende Liebelei, sondern den Verlust des einzigen, glanzreichen Roms, mit allen seinen geistigen Schätzen und geselligen Freuden. — Selbst den römischen Kalender verstand Ovid in Poesie zu übersetzen, und in den, bis auf den heutigen Tag von Jung und Alt mit Vergnügen gelesenen Metamorphosen, hat er den fast unübersehbaren mythologischen Reichthum zwar nicht zu einem geschlossenen Systeme verarbeiten können, wohl aber die vielen Einzelnheiten aufs Mannigfaltigste und Lebendigste, wie Perlen an einem glänzenden Faden aufgereiht.

[Lesen: Metamorph. I, V. 89—150, die Weltalter, S. 9—12.
Bd. 1, IV, V. 55—165, Pyramus und Thisbe, S. 109—113.
Bd. 2, VIII, V. 183—235, Dädalus und Ikarus, S. 78—80.
Bd. 2, X, V. 1—63, Orpheus, S. 143—145.
XV, V. 869—877, Schluß, S. 169.]

15) Kaum hat je ein Dichter so großen und allgemeinen Beifall gefunden wie Virgil, von seiner Zeit bis zu der Dantes, bis auf unsere Tage. Niemand läugnet er sey sittlich, bescheiden, kunst- und geschmackvoll, ein sorgfältiger Beobachter der Natur, ein edler Freund seines Vaterlandes, den Hochgestellten befreundet, ohne ihr Schmeichler zu seyn. — Diesem allgemeinen Urtheile darf man hinzufügen:

a) Die Ecclogen schließen sich den früher entstandenen und gerühmten an, sind also zum Theil erkünstelt, und haben außerdem oft Nebenzwecke welche den einfachen Eindruck stören.

b) Die vier Bücher vom Landbau gelten Vielen für das vollkommenste Werk Virgils: sie zeigen Einsicht, Beobachtungsgeist und Darstellungsgeschick; aber unserer Ansicht nach ist (wie gesagt) das Lehrgedicht keine Dichtungsart höchsten Ranges, und wenn gleich der Landbau ansprechender erscheint als die allgemeine Natur der Dinge, bricht doch bei Lukrez an vielen Stellen

eine tiefere und ergreifendere Begeiſterung hervor, als bei Virgil.

c) Daß die Aeneis (über welche Virgil vielleicht ſelbſt zu ſtreng urtheilte und ſie als unvollendet vertilgen wollte) als Dichtung höher ſtehe wie die Ilias, wird jetzt kaum noch behauptet. Anerkennen muß man daß Virgil ſich vom alexandriniſchen Schwulſt und unpaſſender Gelehrſamkeit fern hält, Altitaliſches richtig fühlend aufnimmt, Sagen von Troja, Karthago und Rom geſchickt verbindet; — allein in dem Haupthelden, dem frommen Aeneas, iſt der Stammvater weltbeherrſchender Römer nicht zu erkennen, die erfundene Grundlage konnte den Mangel alles wahrhaft Geſchichtlichen nicht erſetzen, und ein Kunſtwerk mit Recht wohl Kunſtkenner erfreuen, am wenigſten aber durch die letzten ſchwächeren Bücher, dauernde Theilnahme und Begeiſterung in einem ganzen Volke erwecken.

[Leſen: 1. Ecloge den Anfang.
Landbau: 1. Buch das Inhaltsverzeichniß.
Aeneis: Buch 2 u. 4 bei Schiller, Band 3.
— Buch I, V. 102—119, Sturm.
— Buch IV, V. 636—664, die Seligen.]

16) Das Leben und die Schriften des Horaz haben zu ſehr abweichenden Beurtheilungen, zu höchſtem Lobe und zu bitterem Tadel Veranlaſſung gegeben. Gewiß hat er ſich ohne Heuchelei dargeſtellt, wie er war. Hieraus ergiebt ſich ſogleich daß er keineswegs allen Einflüſſen und Richtungen der Außenwelt entgegentreten, keineswegs ſich der Strenge des Stoicismus unterwerfen, oder in die Fantaſien der Platoniker verſenken wollte.

Wie in allen römiſchen Dichtern (faſt nur mit Ausnahme des Virgil) finden wir auch im Horaz allerhand Unanſtändigkeiten; es iſt aber kein Grund vorhanden ihn deshalb härter anzuklagen, als Andere. Mag ſein Leben und ſeine Lebensweisheit auch nicht überall den höchſten Forderungen entſprechen, iſt er doch nie in die niedrigen Regionen gewiſſer Schulen und Lebemänner hinabgeſunken, und manche ſeiner Kernſprüche und Lehren werden künftig, wie zuvor, beliebt bleiben. Horaz iſt,

trotz alles Widerredens, eine bedeutende, mit großen Talenten begabte Persönlichkeit.

Von Pindar spricht Horaz selbst mit höchster Achtung: aber Pindar ist, ungeachtet dieses wohlverdienten Lobes und theilweiser Erhabenheit, ein oft willkürlicher, und noch öfter ein unverständlicher, unpopulärer Dichter. Wer hat von ihm gesagt: er ist mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter? — während unzählige, gebildete Männer seit 1800 Jahren über Horaz so dachten und fühlten.

Dennoch bleibt es schwer die gedankenreichen, in gedrängter Sprache abgefaßten Oden des Horaz, lesbar und verständlich zu übersetzen. Viel leichter sind die Sermonen und Episteln übertragbar. Jene die Sermonen (oder Satiren) halten sich fern von der häßlichen Bitterkeit und Schonungslosigkeit, welche, bei höhern moralischen Ansprüchen, doch keine eigene höhere Sittlichkeit an den Tag legt. Es wäre irrig in den Sermonen und Episteln schweren Tiefsinn, oder erstaunliche Offenbarungen zu suchen und zu finden; vielmehr darf man behaupten: es sey kaum jemals etwas anmuthiger, bequemer, anspruchloser, und doch geistvoll, — (oft unter dem Schein und der Form bloßer Plaudereien), dargeboten worden.

Aus Wieland's freier Uebersetzung in Jamben, lernt man den Geist des Horaz weit besser kennen, als durch steife, ungelenke Hexameter.

[Lesen: Oden III, 30, S. 217, Horazens Selbstgefühl.
Satiren Buch I, Sat. 1, S. 10—18, Unzufriedenheit.
Briefe Buch II, Ep. 1, S. 55—59, 63—65, Schriftsteller.]

17) Die harte Behandlung und die ungebildete Form, gab den Satiren des Lucilius kaum das Recht als ein Dichterwerk bezeichnet zu werden; erst die Heiterkeit, ja das Wohlwollen der horazischen Satire, verschaffte ihr eine eigenthümliche Stellung in der poetischen Welt. Später hielt man aber diese Richtung für flach und frivol, und meinte nur durch heftiges, rücksichtsloses Schelten, jene würdige Stufe zu erreichen.

Wenn aber Persius (34—62 n. Chr.) sich hiebei vorsätzlich

in Dunkel hüllte, so war er gewiß auf falschem, das Wesen eines Kunstwerks verfehlenden Wege.

Juvenal (geboren unter Claudius, gestorben unter Hadrian) macht sich dieses Fehlers keineswegs schuldig, vielmehr berichtet er nur zu deutlich über alle Thorheiten, Sünden, Laster, Skandale seiner Zeit, und ist deshalb als edelster Verkündiger ächter Tugend aufs Höchste gepriesen worden.

Hiegegen erlauben wir uns zu bemerken: schwarz auf schwarz, Nacht ohne Licht, giebt kein Gemälde; am wenigsten wenn man nicht versteht allgemeinem Schelten, durch Vorführen lebendiger Personen erst Haltung und Bedeutung zu geben. Unwahre Uebertreibungen aller Art, bleiben auf diesem Wege unvermeidlich; denn nur das Unsittliche wird auf allen Seiten mit Vorliebe aufgesucht um angeblich die Sittlichkeit zu begründen, und Juvenal führt uns nur zu oft in Schmutz jeder Art, — um uns zu reinigen! Deshalb sehen wir uns auch außer Stande gesitteten Frauen etwas aus den angeblich Tugend lehrenden Werken (z. B. aus der langen Satire auf die Frauen) mitzutheilen.

Wie ganz anders im Tacitus, dessen edler Zorn nichts verhehlt, der sich aber nie selbst verunreinigt, sondern den Leser in die höhere Region erhebt, die des Meisters Heimath ist.

Niemand kann dem Martialis († 101 n. Chr.) den Ruhm streitig machen, er sey der erste unter den Verfassern antiker Sinngedichte. Will man auch den Vorwurf, daß nicht wenige derselben Sitte und Anstand übermäßig verletzen, mit der allgemeinen Sinnesart seiner Zeit entschuldigen, und andere, ernsteren Sinnes als Gegengewicht in die Wagschale legen; so kostet es doch oft große Mühe, Inhalt und Beziehungen zu verstehen, und es ermüdet viele dieser kurzen, vereinzelten, unverbundenen Kleinigkeiten hintereinander zu lesen.

18) Drei Epopeen, die Punika des Silius Italicus, die Argonautika des Valerius Flaccus, und die Thebais des Statius, können wir in unserer gedrängten Uebersicht zur

Seite laſſen; wohl aber verdient die Pharſalia des Lukan (geb. 28 n. Chr.) erwähnt zu werden. Denn ſo gewiß ſie auch kein vollendetes Kunſtwerk, und nicht frei von rhetoriſchen Auswüchſen iſt, zeigt der Verfaſſer doch Adel des Charakters und Kühnheit des Sinnes. Nicht minder verdient es Lob, daß er verſuchte einen großen, naheliegenden vaterländiſchen Stoff, mit einer ſelten gewordenen Begeiſterung in das Gebiet der Dichtkunſt zu erheben.

[Leſen: I, 1—30, Leiden, 120—157, Pompejus und Cäſar, 158—182, Leiden.
IX, 190—217, Lob des Pompejus durch Cato.]

19) Gehen wir jetzt zu den Proſaikern über, ſo tritt uns zuerſt ein Mann entgegen, der (ohne Uebertreibung iſt es geſagt) in ſeiner Art einzig daſteht. Markus Tullius Cicero ward geboren 106 v. Chr., ermordet 44 v. Chr.: er war ſo alt wie Pompejus, ſechs Jahre älter wie Cäſar. Sein Leben fiel in einen der merkwürdigſten Zeiträume, er ſelbſt gehörte zu den ausgezeichnetſten Staatsmännern, und übertraf alle in Hinſicht auf umfaſſende Bildung. — Von Zeit zu Zeit haben Einzelne verſucht, ihn in jeder Weiſe zu verkleinern und herabzuſetzen; — ein leichtes Geſchäft, denn ſeine Fehler und Irthümer liegen für den oberflächlichſten Beobachter zu Tage: ſtrebender Ehrgeiz (bis zur Eitelkeit hinabſinkend), Mangel an politiſcher Vorausſicht und zuweilen an Entſchloſſenheit. Andererſeits aber ſoll man hervorheben daß ſein Ehrgeiz ſich nur auf löbliche Zwecke richtete, ſeine Vorausſicht durch Lug und Trug getäuſcht ward, und ihm Entſchloſſenheit nur da fehlte, wo er zwiſchen zwei verwerflichen Richtungen wählen ſollte. Er war ein reinerer Charakter, als ſeine hochgerühmten, mächtigern Nebenbuhler. Wir ſollen die Sittlichkeit welthiſtoriſch nicht mit geringerem Gewicht in die Wagſchale legen, als den durch verdammliche Mittel erreichten Erfolg. Dem Catilina und ſeiner Rotte gegenüber, war Cicero wahrhafter ein Retter des Vaterlandes, als die ſiegreichen Triumvirn.

Das reiche, praktiſche Leben des Cicero iſt aber nur die

eine Seite seines Wesens: in wissenschaftlicher Hinsicht zeigt sich eine Thätigkeit, Vielseitigkeit und Vollendung nach Form und Inhalt, wie sie kaum irgendwo, gewiß bei keinem Römer angetroffen wird.[1]) Kommt er als Redner auch an Kraft und Abrundung dem Demosthenes nicht gleich, so kann ihm doch niemand mit Recht den zweiten Platz verweigern, und wenn uns jetzt einzelne seiner Reden weniger anziehen, so liegt dies nicht sowohl an mangelhafter Behandlung, als am unabänderlichen Gegenstande.

Cicero ist kein Geschichtschreiber, aber seine große Briefsammlung, kann man als die lehrreichsten Denkwürdigkeiten (Memoiren) betrachten, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind.

Seine rhetorischen Schriften stehen vollgewichtig neben Aristoteles und Quintilian. — Auf die philosophischen Schriften (entstanden durch die löblichste Benutzung aufgezwungener Muße) haben hochspekulirende Männer bisweilen mit Achselzucken herabgesehen und sie geringhaltig gescholten: — mit Unrecht, denn Cicero ist zwar kein schaffender philosophischer Geist, wie Platon und Aristoteles, aber er ist ein sehr geschickt ordnender, verständiger, und verständlich machender Schriftsteller. Ohne ihn wäre unsere Kenntniß mancher Theile der alten Philosophie sehr lückenhaft, und schon sein Buch über die menschlichen Pflichten ist mehr gelesen worden und hat weit mehr Nutzen gestiftet, als Platons Parmenides, Cratylus und Euthydem. Darum jedem das Seine, und lieber zu große Theilnahme und Begeisterung, als zu viel bittere, herabsetzende Kritik.

[Lesen: über die Gesetze, Buch I, Cap. 22—24, Seite 1318—1321, Philosophie und der menschliche Geist.
von der Natur der Götter, Buch I, C. 2, S. 1424—1426, die göttliche Vorsehung.
und Buch II, C. 6, S. 1546, die Gottheit.
von den Pflichten, Buch I, Cap. 2, S. 3—4, System der Sittenlehre.

1) The incomparable genius of Cicero, converts into gold, every object that it touches. Gibbon V, 44, 250.

Von den Pflichten, Buch I, C. 4, S. 12—14, die Tugenden.
— C. 19, S. 39—44, desgleichen.
— C. 25, S. 52—54, der Staatsmann.
— C. 29, S. 61—62, Vernunft u. Begierde.
Buch II, C. 3, S. 109, gerecht, nützlich.
Buch III, C. 12, S. 197—203, Beiſpiele.]

20) Der ältere Plinius (ſt. 80 n. Chr.) ſtellt das, was zu ſeiner Zeit, beſonders über die ganze Natur bekannt war, mit großer Gelehrſamkeit zuſammen, ſteht aber an Geiſt dem Ariſtoteles weit nach.

Die Briefſammlung des jüngeren Plinius iſt lehrreich genug, aber auch ſchon erkünſtelt und auf äußere Wirkſamkeit berechnet. Doch geben wir zwei anziehende Proben.

[1) Die Chriſten X, 97, 98, S. 473.
2) Plinius Tod VI, 16, S. 246.]

21) Seneka wollte, unbeſchadet ſeines Hoflebens und Reichthums, ein Stoiker ſeyn, verlor aber dadurch Haltung und Glück. Geiſt, ja Tiefſinn in einzelnen Ausſprüchen, kann ihm niemand abſprechen; aber er iſt viel zu geſpitzt, ſucht übermäßig nach überraſchenden Gegenſätzen, nach Schlaglichtern und Schlagſchatten, und möchte (wie ſchon Quintilian rügt) durch ſüße Laſter der Form, (und verſteckter auch des Inhalts) anlocken und verführen.

22) An der Spitze der hochmerkwürdigen römiſchen Geſchichtſchreiber (wir übergehn die verlorenen, oder unbedeutenden) ſteht

a) Cajus Julius Cäſar (geb. 100, geſt. 44 v. Chr.). Kaum hat jemals ein Menſch ſo außerordentliche Herrſchergaben beſeſſen; aber dieſe Gabe verführte ihn auch ſie durch Mittel zweideutiger, ja verdammlicher Art geltend zu machen. Hier kann jedoch nicht von ſeinem öffentlichen Leben, ſondern nur von ſeinem ſchriftſtelleriſchen Werthe die Rede ſeyn.

Seine Commentare über den galliſchen und den großen Bürgerkrieg zeigen eine Kraft und Schärfe der Beobachtung, wogegen Xenophons ſonſt mit Recht gerühmte Anabaſis zurück-

tritt. Nicht aus Schwäche, oder aus Mangel an thätiger Begeiſterung, geht die höchſte Einfachheit der Darſtellung hervor; ſondern aus Größe, ja Ueberlegenheit des Geiſtes, der es gar nicht einfällt durch verſteckte Parteilichkeit Stimmen zu gewinnen, oder durch Schmuck und Künſtelei, eine pikante, in Wahrheit geringhaltige, Wirkung hervorzubringen. Solch einfache Schriftſtellerei ſcheint ſehr leicht zu ſeyn, aber jeder Verſuch der Nachahmung wird zeigen daß eine Vollendung dieſer Art unnachahmlich iſt.

[Leſen: Vom galliſchen Kriege, Buch V, C. 12—14, S. 89—90, Britannien.
Buch VI, C. 11—24, S. 119—126, Gallier und Deutſche.]

b) Nach den eigenen Andeutungen des Salluſtius (geb. 86, geſt. 36 v. Chr.) darf man allerdings annehmen, daß er ſich in frühern Lebensjahren mancherlei zu Schulden kommen ließ: hieraus folgt aber nicht, daß ſeine ſpätern Sitten- und Tugendlehren aus Heuchelei, und nicht aus gewonnener Ueberzeugung hervorgegangen ſeyen. Zwei Monographien: der Krieg gegen Jugurtha, und die catilinariſche Verſchwörung (welche von Salluſts geſchichtlichen Werken allein auf uns gekommen ſind) gelten mit Recht für zwei abgerundete Meiſterſtücke, wo die gedrängte Sprache und die lebendig ſcharfe Charakteriſtik gleich vollkommen erſcheinen.

[Leſen: Jugurtha, C. 1—4, S. 3—9, Einleitung.
Catilina, C. 1—4, S. 1—7, desgleichen.
C. 5—12, S. 7—15, Catilina u. ſ. w.
C. 51—52, S. 53—65, Cäſars und Catos Reden.
C. 53—54, S. 65—67, Cäſar und Cato.]

c) Titus Livius aus Padua (geb. 59, geſt. 17 v. Chr.) ſchrieb eine römiſche Geſchichte in 142 Büchern, von Erbauung der Stadt bis auf ſeine Zeit; ein höchſt umfaſſendes, meiſterhaft zu Stande gebrachtes Unternehmen. Denn wenn er auch in unſeren Tagen getadelt ward, weil er die höhere Kritik vernachläſſigt habe, ſo kann man ihm andererſeits Dank wiſſen, daß

er ein zerſchneidendes, zerſetzendes (anatomiſches, chemiſches) Verfahren nicht ermüdend befolgte, ſondern durch künſtleriſch organiſirende Kraft ein lebendiges Werk erzeugte, was zu allen Zeiten mit Begeiſterung geleſen wird, weil es daraus hervorging. Leider ſind von jenen 142 Büchern, nur etwa 35 erhalten, unter unzähligen Verluſten wohl der größte! Allerdings zeigt die Erzählung des Livius bisweilen rhetoriſche Fülle und Pracht; ſie iſt aber nicht durch einen irrigen Vorſatz herbeigekünſtelt, ſondern geht aus dem raſtloſen Steigen des weltbeherrſchenden Roms faſt unausbleiblich hervor; in der Darſtellung des ſinkenden Rom ſind (wie ſchon die Vorrede zeigt) gewiß ſchmerzensvolle Töne angeſchlagen worden.

[Leſen: Buch I, die Vorrede, S. 11—14.
— I, C. 25—26, S. 45—59, Horatier und Curiatier.
— I, C. 46—48, S. 91—97, der Sturz des Servius Tullius.
— II, C. 40, S. 187—189, Coriolan.
— III, C. 44—48, S. 312—320, Virginia.]

d) Vellejus (geb. 19 v. geſt. 31 n. Chr.) zeigt in ſeiner nur zum Theil erhaltenen, vorzugsweiſe römiſchen Geſchichte, ein bedeutendes Talent, hat ſich aber zur Zeit des Tiberius (wohl um perſönlicher Sicherheit willen) in einem Theile ſeines Werkes zu Schmeicheleien hergegeben, welche daſſelbe entſtellen.

[Leſen: Buch I, C. 5, S. 25, Homer.
— I, C. 16—18, S. 41—45, Griechen und Römer.
— II, C. 35, S. 95, Cato.
— II, C. 66, S. 144, Cicero.]

e) Suetonius giebt in ſeinen Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten römiſchen Kaiſer, weniger eine fortlaufende Erzählung als eine Sammlung mannigfaltiger einzelner Züge, welche über die damalige entſetzliche Ausartung ein erſchreckendes Licht verbreiten.

f) Tacitus hat ſich, für ſeine Zeit, nach Form und Inhalt das höchſte Ziel vorgeſteckt und es erreicht.[1]) So wenig

1) Annalen, Hiſtorien, Dialogus, Agrikola, Germania.

Thucydides den peloponnesischen Krieg in Herodots Styl und Ton darstellen konnte, so wenig Tacitus die römischen Kaiser gleichwie Livius die Scipionen.

Allerdings mußte die Geschichte Tibers und ähnlicher Kaiser das tiefsinnige Gemüth des edlen Geschichtschreibers ernst, ja bisweilen verzweifelnd stimmen, oder in einer ungenügenden Philosophie Rettung suchen lassen; niemand aber kann seine Werke lesen, ohne erregt, fortgerissen, begeistert zu werden. Trotz der finstern Ereignisse und Ergebnisse, wird der Glaube aufrecht erhalten an die Möglichkeit, das Recht, die Pflicht thätig eingreifender Tugend; und sowie Tacitus viel höher steht als Sueton und Juvenal, so erhebt er auch seine Leser auf eine Stufe, die sie vorher vielleicht für unerreichbar hielten.

[Lesen: Annalen I, C. 9—10, S. 14—18, August.
— VI, C. 6, S. 399, Tiber.
— — C. 50—51, S. 454—457, Tiber.
— XIV, C. 3—9, S. 197—207, Agrippina.
Histor. I, C. 1—3, S. 3—7, allgemeine Betrachtungen.
— III, C. 83—85, S. 331—335, Vitellius Ende.
— IV, C. 1, S. 3—4, nach Vitellius Tode.
de Orat. C. 28, S. 324—325, Erziehung.]

g) Curtius, Geschichte Alexanders, ist von der nach Wahrheit trachtenden Arrians allerdings sehr verschieden, aber ein ergötzliches Lesebuch.

[Buch III, C. 12, S. 60—64, Familie des Darius.
— IV, C. 7, S. 109—113, Ammonium.
— X, C. 5, S. 500—504, Alexanders Tod.]

h) Die sogenannten Geschichtschreiber der Kaiserzeit sind für den Forscher unentbehrlich, jedoch nach Form und Inhalt so mangelhaft, daß sie in einer nur das Bessere hervorhebenden Geschichte der Litteratur kaum eine Erwähnung verdienen. Auch Cornelius Nepos, Valerius Maximus und Justin nehmen als Geschichtschreiber nur eine untergeordnete Stelle ein.

i) Nur Ammianus Marcellinus schrieb in 31 Büchern eine Geschichte der römischen Kaiser von Nerva bis Valens,

wovon aber allein die Jahre 353 bis 378 n. Chr. gerettet ſind. So unbequem und geſucht ſeine Sprache iſt, hat er doch das Verdienſt der Unparteilichkeit und ſcharfen Beobachtung.

[Leſen: XIV, C. 4, S. 27—28, Saracenen. Band 1.
— C. 6, S. 31—40, Rom.
XV, C. 12, S. 116—117, Gallier.
XVI, C. 10, S. 152—153, Conſtantius Triumph.
XVII, C. 4, S. 194—197, Obelisken.

k) Die Geſchichte der merkwürdigen juriſtiſchen Entwickelung und Litteratur müſſen wir zur Seite laſſen, und noch mehr bedürfen die durch Form, Richtung und Inhalt ganz abweichenden chriſtlichen Schriftſteller eine beſondere Prüfung und Behandlung.[1])

VI. Das Mittelalter.

Dem Untergange des weſtrömiſchen Kaiſerreiches (ſo lautet die herkömmliche Lehre) folgte eine tauſendjährige Finſterniß und Barbarei. Demgemäß würden wir berechtigt ſeyn, in der Litteraturgeſchichte dieſen Zeitgang zu überſpringen. Unbefangene Unterſuchungen haben indeß gezeigt daß jene Behauptung, oder Anſicht, einer weſentlichen Berichtigung bedarf. Wir wollen deshalb zunächſt, in höchſter Kürze an diejenige mittelaltrige Entwickelung erinnern, welche ſich der lateiniſchen Sprache anſchließt.[2])

Mit Unrecht iſt dies weit verbreitete, Jahrhunderte lang herrſchende Latein des Mittelalters unbedingt verurtheilt worden. Man vergißt hiebei, daß die ſpätern römiſchen Schriftſteller, in der That ſchlechter, unverſtändlicher, gedankenleerer

1) Bücherweſen, Bernhardy 59.
2) Von der Litteratur in neueren Sprachen, iſt weiter unten die Rede.

ſchrieben, als viele Autoren des Mittelalters, und daß dieſe zu einer neuen Behandlung, zu einer Umwandlung der Sprache gezwungen waren, weil eine Unzahl neuer Gedanken ſich hervordrängte. Wenn alſo die Barbarei des Mittelalters auch in vieler Beziehung unläugbar iſt, ſo brechen doch auch Lichtſtralen durch dieſe Nacht hindurch.

Gehen wir etwas ins Einzelne, ſo iſt es weltbekannt, daß das latiniſirende Mittelalter für epiſche und dramatiſche Dichtkunſt gar nichts, oder nur Unerhebliches aufzuzeigen hat; wohl aber entſtand nach Form und Inhalt eine ganz neue Lyrik, und das mater dolorosa und dies iræ fällt vollgewichtig in die dichteriſche Wagſchale.

Was ferner die Philoſophie anbetrifft, ſo zeigt ſie allerdings keine „ſüßen Laſter“ (dulcia vitia), wie beim Seneka, ſondern eine Bahn mit ſehr großen Hinderniſſen und Schwierigkeiten: auch bleiben die Scholaſtiker für ihre Vernachläſſigung der Form und ihre Vorliebe für ſpitzfindige Unterſuchungen, dadurch geſtraft, daß die Meiſten (ſelbſt nahmhafte Philoſophen wie Hegel) vom Leſen ihrer Werke zurückgeſchreckt werden. Irrig aber iſt es, daß ſich hinter dieſer rauhen Schale, kein Kern, kein anziehender Inhalt finde. Vielmehr muß man anerkennen, daß die Scholaſtik faſt alle möglichen Richtungen der Philoſophie (Dogmatik, Skepſis, Myſtik) auf neue und eigenthümliche Weiſe eingeſchlagen und durchgearbeitet hat. Nur die Naturforſchung und Naturphiloſophie blieb, bis auf Albertus Magnus und Roger Bakon, vernachläſſigt.

Im Allgemeinen hat allerdings die getadelte ſcholaſtiſche Form, oder Methode, das Uebergewicht; ſie iſt aber keineswegs alleinherrſchend. Anſelm von Canterbury, Hugo von Rouen u. A. bedienten ſich z. B. des Dialogs; Alanus von Ryſſel ſchlägt (wie Spinoza) den Weg mathematiſcher Beweisführung ein; einige Myſtiker verſchmähen umgekehrt alle dieſe Formen und Vorſchriften u. ſ. w.

Die Scholaſtik ſuchte das wahrhaft Chriſtliche als vernünftig, und das wahrhaft Vernünftige als chriſtlich zu erweiſen (oder

Rationalismus und Supernaturalismus) zu vereinigen und zu verſöhnen; wobei aber freilich die überkünſtelte Dogmatik faſt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legte, welche ſich durch ſorgfältige Berückſichtigung der alten Philoſophen (insbeſondere des Platon und Ariſtoteles) nicht beſeitigen ließen. Deßungeachtet bleibt die unwandelbare Richtung der ſcholaſtiſchen Philoſophie auf Gott und ſein Verhältniß zu den Menſchen und der Welt, ihre weſentlich vortreffliche, erhabenſte Seite. Der Glaube bedarf der Forſchung, und die Forſchung des Glaubens, und obgleich die Päpſte mehrere Male gegen Uebertreibung und Mißbrauch der Spekulation warnten, wollten, oder konnten ſie doch den Gang der philoſophiſchen Entwickelung nicht allein beſtimmen, oder gar hemmen.

Es mögen itzt einige Nachrichten über die wichtigſten Philoſophen jener Zeit folgen. Wir nennen zuerſt

Anſelm, Erzbiſchof von Canterbury (geboren in Aoſta 1033, geſtorben 1109). Seine verhältnißmäßig gut und lesbar geſchriebenen Werke, handeln vorzugsweiſe von dem Weſen der Wahrheit, dem freien Willen, der Vorherbeſtimmung und dem Daſeyn Gottes. Er beſtrebte ſich eine natürliche Theologie zu begründen, neben, und doch in Uebereinſtimmung mit der poſitiven Theologie. In dieſer Beziehung ſagt er: „Sowie die rechte Ordnung verlangt, daß wir das Tiefſinnige der chriſtlichen Lehre glauben, bevor wir unternehmen es nach der Vernunft zu erörtern (discutere), ſo erſcheint es mir andererſeits als Nachläſſigkeit, wenn wir nach gehöriger Befeſtigung im Glauben, uns nicht beſtreben, das einzuſehen, oder zu verſtehen (intelligere) was wir glauben. — Wer nicht glaubt, gelangt nicht zum Wiſſen; denn wer nicht glaubt, wird keine Erfahrungen machen, und wer nicht erfährt, wird nicht wiſſen. Ohne Glauben und Gehorſam gegen die göttlichen Gebote, bleibt der Geiſt nicht bloß verhindert ſich zum Wiſſen der höheren Dinge emporzuſchwingen, ſondern die bereits gegebene Einſicht wird ihm ebenfalls entzogen; ja bei vernachläſſigtem guten Gewiſſen geht ſelbſt der Glaube zu Grunde.“

„Man darf nicht ſagen: die freie Wahl ſey das Vermögen zu ſündigen, oder nicht zu ſündigen; denn das Vermögen zu ſündigen iſt nie die Freiheit, oder ein Theil der Freiheit. Dieſe erſcheint vielmehr größer, wo von der Möglichkeit zu fehlen gar nicht mehr die Rede iſt, und die Freiheit und die freie Wahl heißt richtiger: das Vermögen, den Willen ſchlechthin auf das Rechte zu richten. Durch Gottes Gnade geſtärkt, iſt der Wille unbeſiegbar. — Die Seligen werden ſich ſo viel freuen, als ſie lieben, und ſo viel lieben als ſie wiſſen; denn der Wille der Menſchen hängt auch von ihrer Erkenntniß ab.“

„Es bleibt die höchſte Gewißheit, daß Allem ein Einiges zum Grunde liege, was ſein Daſeyn durch ſich hat, worauf ſich alles abgeleitete Seyn als auf das Höhere bezieht, in dem jede einzelne Bezeichnung einzelnen Daſeyns (z. B. Güte, Größe u. ſ. w.) im höchſten Grade begriffen iſt. So gelangen wir, von niederen Gedanken aufſteigend, endlich zu einem letzten, höchſten Gedanken, der alle anderen unter ſich begreift und in ſich ſchließt. Dieſer höchſte Gedanke kann nicht als undenkbar verworfen werden, ohne alles Denken mit zu verwerfen; dieſer Gedanke iſt der Gedanke Gottes: das Nichtſeyn Gottes iſt alſo undenkbar! — Je mehr der Geiſt ſich ſelbſt und die Dinge zu erkennen ſtrebt, um ſo mehr erkennt er von Gott; je mehr er Gott erkennt, deſto ſeliger lebt er; je mehr er ihn liebt, deſto feſter wird die Ueberzeugung daß dem Liebenden kein Untergang, kein Tod bereitet ſeyn könne. So hat die Liebe ihren Lohn in ſich, und das Streben nach Gott iſt der wahre Glaube; ohne den Glauben iſt kein Streben, ohne dies Streben kein Glaube. Wem dies Streben, Lieben, Glauben fehlt, dem iſt bleibende Vereinzelung und Elend ſo gewiß als dem Beſitzenden die Seligkeit.“

Abälard, geboren 1079 zu Palais in Niederbretagne, ein Mann von ſehr großen Anlagen, aber auch von ungemäßigtem Ehrgeize und heftigen Leidenſchaften, war der berühmteſte Lehrer der Theologie in Paris, bis er wegen ſeiner Anſichten mit der Kirche und ihren Vorfechtern, (ſo mit Bernhard von Clairvaux)

in Streit, und durch sein Verhältniß zu Heloise, in neues Unglück gerieth.

An die Spitze seiner Untersuchungen stellte er die Behauptung: „man kann nichts glauben, wenn man es nicht vorher eingesehen hat; durch Zweifeln kommen wir zum Forschen, durch Forschen zur Wahrheit, und alles was bewiesen werden soll, muß zweifelhaft seyn.“ Ja das Werk: Ja und Nein betitelt (dem der letzte Satz entnommen ist) enthält das Für und Wider über alle Kirchenlehren, ohne Erläuterung und eigene klare Entscheidung, in einer Weise hingestellt, welche, trotz der allgemeinen Hinweisung auf die Bibel, skeptisch erscheinen mußte, oder doch der Vernunft die weitere Entscheidung zuwies.“

„Gott erwägt nicht (sagt Abälard) was, sondern mit welcher Gesinnung (quo animo) etwas gethan wird: nicht im Werke, sondern in der Absicht (in intentione) liegt das Verdienst, oder auf ihr beruht das Lob.“

Man entgegnete: sobald der Werth einer Handlung, ohne Beziehung auf Recht und Gesetz, lediglich nach der Absicht beurtheilt, ist die Wahl der Mittel eigentlich gleichgültig. Wenn man ferner dem Gewissen eines Jeden die höchste Entscheidung zuspricht, so wird sich oft ein ungewisses, eigenliebiges Meinen für das rechte Gewissen ausgeben; es wird diese subjektive Meinung, eine jede tiefere, objektive Untersuchung und Erkenntniß, sowie alle höheren und allgemeinern Lehren, Vorschriften und Stützen, mit anmaßlichem Ungehorsam verwerfen. Nicht minder ward es Abälard übel genommen, daß er die Nothwendigkeit geschichtlicher und auslegender Kritik hervorhob und nachzuweisen suchte, daß Herkommen und anerkannte Gewohnheit nicht immer mit Vernunft und Wahrheit übereinstimmten. Demgemäß suchte er alle Geheimnisse der christlichen Lehre als begreiflich darzustellen, oder deutete so lange daran, bis die Vernunft allein sie finden und fassen könne. So z. B. wenn er die Dreieinheit (mit Zurücksetzung des Persönlichen) auf die Begriffe von Macht, Weisheit und Güte zurückführte, oder die platonische Lehre von Gott, dem Verstande (νους) und der Welt-

ſeele ihr gleichſtellte. Ja er lehrte gerade heraus: das Weſentliche der Gotteserkenntniß und des Glaubens habe auch den Heiden nicht gefehlt, und es gebe keinen genügenden Grund ſie von der Seligkeit auszuſchließen. Das Geſetz der Natur und die Liebe des Ehrbaren, habe nicht bloß alle Weltweiſen, ſondern auch andere Heiden zu einer bewundernswerthen Höhe der Tugend erhoben.

In der von Abälard betretenen, nunmehr unvertilgbaren Richtung, mußte es allmählig zu einer durchgreifenden Prüfung aller Dogmen, der geſammten Offenbarung und der bibliſchen Schriften kommen, und man kann ſich nicht wundern daß Bernhard von Clairvaux von ſeinem ſupernaturaliſtiſchen, faſt myſtiſchen Standpunkte, aufs Lebhafteſte widerſprach.

Dieſen Standpunkt vertraten (ſofern es wiſſenſchaftlich möglich iſt) mit Scharfſinn Hugo und Richard von S. Viktor (geſtorben 1141 u. 1173). Sie bezweckten eine Vermittelung und Durchdringung des Religiöſen und Spekulativen, ſowie der ewigen Ideen mit dem beſchaulichen perſönlichen Leben. Durch Glauben (lehrten ſie) machen wir uns der Erkenntniß würdig; jener hängt aber nicht ab von dem Maaße der Erkenntniß. Dieſe beruht auf einem zweifachen Grunde, Vernunft und Offenbarung. Anfang und Grundlage aller Wiſſenſchaft iſt die Demuth, und auf dem ſittlichen Wege der Heiligung vorbereitet man ſich am beſten zur Vereinigung mit Gott und wird ihrer würdig. Es giebt im Menſchen ein dreifaches Leben: 1) lebt er das Leben der Natur, 2) lebt die Sünde und 3) Chriſtus in ſeinem Herzen. Es beſteht ein dreifacher Weg des Lebens: aus Furcht nicht ſündigen, wie die Sklaven; nicht ſündigen wollen, wie gute Söhne; nicht ſündigen können, wie die Seligen. Die Offenbarung enthält nichts wider die Vernunft, wohl aber Höheres als die Vernunft, und durch Wunder wird dieſe angewieſen das zu verehren, was ſie nicht begreifen kann. Der Menſch kommt zur Kenntniß Gottes durch ſich, die Natur und die Offenbarung. Die Schönheit und die ſinnliche Welt ſind nur Mittel, ſich zum Ueberſinnlichen emporzuſchwingen. Prüfe täglich, was

du seyst, ob du Gott ähnlicher werdest, oder dich von ihm entfernest. Es ist besser und löblicher sich selbst erkennen, als den Lauf der Sterne, die Kräfte der Pflanzen, die Natur der Thiere, ja alle Wissenschaften inne zu haben, bei ungeordneter Seele und sündhaftem Wandel. Immerwährend ist das menschliche Herz in Unruhe; wie eine Mühle mahlt, zerreibt, verarbeitet es Alles was man auch aufschütte. Zur Ruhe und Einheit mit sich selbst, kommt es nur durch Gott. Mit Gott aber kann man sich nur vereinigen durch Liebe, ihm unterwerfen nur durch Demuth, zur Demuth endlich gelangen nur durch Wahrheit und Selbsterkenntniß.

Die Scholastik (fährt Richard fort) soll, als das Niedere, ein Mittel werden die Mystik, als das Höhere zu vervollkommnen, und wiederum ist der Glaube die Grundbedingung um zur Erkenntniß zu gelangen. Alles Gute hat seinen Ursprung in der Vernunft und in der Liebe (ratio, affectio). Die Einbildungskraft dient der Vernunft, die Sinnlichkeit dient der Liebe. Beide haben ihre Licht- und Schattenseiten. Der Mensch bedarf einer Zucht (disciplina) der Sinne, des Herzens und des Geistes. Das Beschauen und Betrachten richtet sich hierhin und dorthin, fast ohne Arbeit und Frucht; das Denken ist Arbeit mit Frucht; das Schauen Frucht ohne Arbeit. Wenn der menschliche Geist über sich selbst hinaus entzückt wird, überschreitet er alle Engen des menschlichen Denkens.

Wenn bei Hugo und Richard von S. Viktor die Mystik sich in Verbindung mit der Spekulation zeigt, und bei Bernhard von Clairvaux in Verbindung mit praktischen Zwecken und Kämpfen tritt, so offenbart sich bei Guigo (Prior der Mutterkarthause bei Grenoble, st. 1188) das tiefe Gefühl und die edle Milde eines einfachen Gemüthes. Er sagt z. B.: „Die Wahrheit geht über Alles. Mache sie nicht bitterer als sie äußerlich erscheint, indem du sie ohne Liebe sagst. Willst du jemand hassen, so hasse dich; denn Niemand hat dir so viel geschadet als du selbst. Sündigen und gestraft werden, ist für den Gerechten nicht verschieden; mithin bleibt keine Sünde ohne

ihre Strafe. Du wünſcheſt dir ein langes Leben, das heißt eine lange Verſuchung. Je länger deine Götzen dauern, deſto länger und ärger biſt du ihr Knecht. Einige gehen nach Jeruſalem; gehe du noch weiter, bis zur Geduld und Demuth. Liebſt du nur weil du geliebt wirſt, oder weil du geliebt ſeyn willſt, ſo biſt du nichts als ein Wechsler und haſt deinen Lohn dahin."

Albert v. Bollſtädt, geboren ums Ende des zwölften Jahrhunderts zu Lavingen an der Donau, ſtudirte in Paris, ſtieg im Dominikanerorden bis zum Landſchaftsmeiſter in Deutſchland, lehrte eine Zeit lang mit großem Beifall in Paris, wurde 1260 Biſchof von Regensburg, legte aber (nach tüchtiger Verwaltung) dieſe Würde, aus Liebe zu den Wiſſenſchaften nieder, und ſtarb im Jahre 1280. Von ſeinen dankbaren Zeitgenoſſen erhielt er, nicht unverdient, den Beinamen des Großen. Denn er umfaßte verſchiedene Wiſſenſchaften mit ſeltener Thätigkeit, brachte die zerſtreuten Maſſen ſo mannigfacher Erkenntniſſe zu einem Bewußtſeyn, ordnete, erläuterte, förderte nach allen Seiten und ward ein Mittelpunkt von wo aus andere treffliche Männer weitere Bahnen ebneten und beherrſchten. Ein unparteiiſcher Franzoſe, (Haurcau II, 103) ſagt von ihm: „Er ſucht Plato und Ariſtoteles zu berichtigen und zu verſtändigen, und die durch Myſticismus und Formalismus verlockten Geiſter zu rechter Erforſchung der Wahrheit zu führen. Dieſe Wohlthat würde genügen ihm einen unſterblichen Namen zu verdienen, wenn er ihn auch nicht erobert hätte durch die Univerſalität ſeines Wiſſens und die Macht ſeines Genies. Die Ergebniſſe ſeiner Arbeiten waren nichts Geringeres als eine wahre Revolution; und dies begreift alle Titel ſeines Ruhmes in ſich." Aehnlich bezeichnen ihn Pouchet (211) und Hoefer (I, 358) als das umfaſſendſte und größte Genie ſeiner Zeit, und S. Hilaire ſchreibt (Politique d'Aristote LXXXII): das Verdienſt, welches ſich Albert durch Bearbeitung der ariſtoteliſchen Werke um die Wiſſenſchaft erwarb, iſt unermeßlich. — Ganz abweichend von faſt allen Scholaſtikern hat Albert durch Beobachtung, Beſchrei-

bung, Beurtheilung der Natur, eine Richtung eingeſchlagen, eine Bahn eröffnet, die ſeit Ariſtoteles und Plinius keiner gründlich und mit Erfolg betreten hatte. Daher ſagt Meyer (Albertus 643): „ich fand bei Albert als Botaniker ausgebreitete Kenntniß, ſtrenge Methode, prüfendes Urtheil, Gabe der Beobachtung, mit welcher herrlichen Gabe er ſich ſeinem Meiſter, dem Ariſtoteles anſchließt.“

Wilhelm von Auvergne (von 1228—1249) Biſchof von Paris, verſtand griechiſch, kannte arabiſche Schriftſteller und hinterließ eine große Sammlung mannigfacher, lehrreicher und verhältnißmäßig wohlgeſchriebener Werke, welche theils Früheres darſtellen und prüfen, theils in ſehr eigenthümlicher Weiſe drüber hinaus gehen. — So bildet Wilhelms Lehre über die allerhöchſte Gewißheit des denkenden Bewußtſeins, ſpäter den Mittelpunkt des carteſiſchen Syſtems; die Lehre von dem Schauen, oder Ergreifen Gottes, erinnert an Malebranche; die Behauptungen über die Gewißheit des Glaubens und ſein Verhältniß zur Demonſtration ſtimmen ganz mit der Grundlage des Jakobiſchen Syſtems; die Lehre endlich, daß die Unwiſſenheit über das Maaß und die Fähigkeit des menſchlichen Geiſtes, Hauptquelle alles Irthums ſey, führt zu dem kritiſchen Syſteme Kants. Allerdings ſind dieſe Themata nicht zu vollkommenen Syſtemen ausgearbeitet, bleiben aber als glänzende Geiſtesblitze ſehr merkwürdig.

Thomas von Aquino geboren im Jahre 1224, oder 1227, beſuchte die Schule von Montecaſſino, ſtudirte in Neapel, Paris und in Köln unter Albert dem Großen, wurde gegen den Willen ſeiner Verwandten, ſchon im 19. Jahre Predigermönch, 1257 Lehrer in Paris, 1260 Lehrer in Rom, und ſtarb im Jahre 1274. Obgleich er an umfaſſender Gelehrſamkeit ſeinem Lehrer Albert nachſteht und als Philoſoph wenig über ihn hinausgeht, erlangte er allmählig als Theolog den höchſten Ruhm und bildete eine große Schule, welche in der katholiſchen Welt faſt noch itzt als die herrſchende zu bezeichnen iſt. Auch hat Keiner in jenen Zeiten mit ſolchem Fleiße und ſolchem Scharfſinn das

Theologiſche und Philoſophiſche erforſcht, verarbeitet und zu einem dogmatiſchen Ganzen ausgebildet. Nicht minder übertrifft ſeine Sittenlehre an Scharfſinn, Zuſammenhang und Reichthum, nicht allein die des Hildebert und Abälard, ſondern auch die meiſten ähnlichen Werke ſpäterer Zeiten.

Johann von Fidanza, genannt Bonaventura, ward 1221 geboren zu Bagnarea im Florentiniſchen, ſtieg im Franziskanerorden bis zum General, ward Kardinalbiſchof, und ſtarb 1274. Sowie Thomas von Aquino um die Mitte des 13. Jahrhunderts Haupt der Dogmatiker war, ſo Bonaventura Haupt der ihnen oft entgegentretenden Myſtiker. Ihm iſt das theoretiſche Wiſſen, dem Zwecke ſittlicher Bildung untergeordnet, und er betrachtet die Liebe Gottes als das höchſte Ziel aller vernünftigen Weſen. — Erkenntniß iſt die Tochter des Gedächtniſſes, und aus beiden entſpringt die Liebe. Das Licht der Natur und erlernter Wiſſenſchaft giebt die erſte Leitung; allein das eigene Innere mit Licht zu durchdringen, ſich ſelbſt zu durchſchauen und zu verklären, das iſt erſt möglich durch Glaube, Liebe und Hoffnung, durch Chriſtus, der da iſt der Weg, die Wahrheit und das Leben. Wer die Spuren der Gottheit in der Welt erkennt, ſteht in der Vorhalle; wer ihr Ebenbild in ſich erkennt, ſteht im Tempel; wer durch höhere Erleuchtung Gott erkennt, ſteht im Allerheiligſten.

Raymundus Lullus, geboren 1234 auf der Inſel Majorka, ward am berühmteſten durch die, nach ihm benannte große lullianiſche Kunſt. Dieſelbe bietet indeß nur ganz mechaniſche Mittel, um durch Nebeneinanderſtellung und Hinundherbewegung von Subjekten, Prädikaten, Fragen, Ziffern u. ſ. w., Gedanken, (oft ſehr wunderlicher und unbedeutender Art) zu erzeugen. Am Schluſſe einer Rhetorik giebt Raymund eine Rede, welche ihm nach Form und Inhalt für ein Muſter gilt, und zwar über den Satz: „Die Accidenzen machen aus einen großen Theil von dem, was etwas iſt.“ Anziehender, aber hier auch nicht mittheilbar, iſt eine Schrift über die Begleiterinnen der Philoſophie.

Ueber keinen Scholastiker des Mittelalters werden so harte Beschuldigungen ausgesprochen als über Duns Skotus, wegen der Barbarei seiner Sprache und der unnützen Spitzfindigkeit seiner Untersuchungen. Diese Beschuldigungen sind allerdings nicht ohne allen Grund, müssen aber nach ernstem Studium seiner Werke wesentlich ermäßigt werden. Er ward in Schotland geboren, trat in den Franziskanerorden, lehrte am längsten in Oxford und starb 1308 in Köln, wahrscheinlich schon im 34. Jahre seines Lebens. Sein außerordentlicher, im Mittelalter von Keinem übertroffener Scharfsinn, versenkte ihn in die größten Tiefen der Spekulation, unterwarf die Lehren der ersten Meister einer neuen Prüfung, bemühte sich die Uebereinstimmung (oder Widerspruchslosigkeit) unter den Gliedern und Richtungen des Denkens nachzuweisen, fügte zu alten Antworten neue Bestimmungen, und fand in den allerfeinsten Unterscheidungen und Gegensätzen noch Inhalt und Stoff für die höchste Wissenschaft. Indem er die Wahrheit vorzugsweise im Geiste suchte, vernachlässigte er allerdings Natur und Erfahrung, erkannte jedoch den Werth der Induktion, und wollte den Ideen (außerhalb des göttlichen Verstandes) kein ewiges Daseyn zugestehen.

Bei jeder Untersuchung werden zwar nach beiden Seiten hin von Skotus verschiedene und entgegengesetzte Gründe aufgeführt, und (wie es damals nicht anders erlaubt und möglich war) die Theologie mit hoher Achtung behandelt; indem aber die ganze Form der Untersuchung rein philosophisch gehalten und der theologische Inhalt eigentlich nur auf dem philosophischen Boden gleichsam suppletorisch hingestellt wird, ist der Totaleindruck, daß, ungeachtet der sonst kirchlichen Haltung, hier das dialektisch Spekulative durchaus das Uebergewicht habe, während bei S. Viktor und Bonaventura der religiöse Glaube vorherrscht und bei Thomas von Aquino das skeptische Element nur dazu dient, das Dogmatische zu Tage zu fördern. Wenn man gleich den Skotus nicht einen Skeptiker in dem Sinne nennen kann, daß das Verneinen überall vorherrscht, führt doch die Kühnheit und

Freiheit ſeiner Unterſuchung oft zum Zerſprengen der dogmatiſchen Bande. Großen Nachdruck legt Skotus auf das Praktiſche: die Theologie iſt ihm eine Medizin der Seele und hat vorzugsweiſe eine ſittliche Bedeutung. Es giebt nichts Beſonderes, was nicht höhere Allgemeinheiten in ſich trüge, nichts Allgemeines was nicht in den ihm untergeordneten Beſonderheiten ſeiner ganzen Bedeutung nach ausgedrückt wäre. Die Individuation iſt keineswegs etwas bloß Verneinendes, vielmehr iſt in der Schöpfung überall Beſonderes und Allgemeines verbunden.

Der wichtige Lehrſatz: „Nichts Geglaubtes widerſpricht den Schlußfolgen, welche ſich aus richtigen Grundſätzen ergeben;“ forderte für den Vernunftgebrauch ſo große Rechte, daß kaum ein Kampf gegen Manches ausbleiben konnte, was die Kirche als zu Glaubendes hinſtellte. Ueberhaupt mußte des Skotus anatomiſches, zerſetzendes, mikroſkopiſches Verfahren, die natürliche und offenbarte Erkenntniß faſt gleich ſetzen, und die behauptete organiſche Totalität des Kirchenglaubens aufheben. Seyn oder Nichtſeyn deſſelben ſchien weſentlich von dem Willen und der Macht des dialektiſchen Meiſters abzuhangen.

Roger Bakon, geboren 1214 zu Ilcheſter in Sommerſetſhire, Mitglied des Franziskanerordens, geſtorben 1292 oder 1294. Er war den metaphyſiſchen und theologiſchen Spekulationen keineswegs fremd oder abgeneigt, und hielt die höchſte Sittlichkeit für den Zweck alles Strebens. Den größten Nachdruck aber legte er auf Beobachtung und Erfahrung, glaubte an ſtete Fortſchritte der Erkenntniß und weiſſagte: künftig würden alle Studenten wiſſen, was jetzt den Weiſeſten noch verborgen ſey. Er ſtudirte Mathematik, Phyſik, Optik, Phyſiologie mit größtem Fleiße, und ward zugleich einer der größten Erfinder in ſeinem Fache. Denn was er z. B. über Taucherglocken, dunkele Kammern, Reform des Kalenders, Brillen, Ferngläſer, Brenngläſer und Schießpulver ſagt, iſt ſo beſtimmt und deutlich, daß im Gedanken das Schwierigſte durch ihn überwunden erſcheint. Er hegte große Erwartungen von einer allgemeinen Anziehung der

Körper, behauptete man werde dereinſt Schiffe und Wagen, mit ungeheurer Gewalt, durch bisher unbekannte Kräfte in Bewegung ſetzen, hoffte auf eine Verlängerung des menſchlichen Lebens und glaubte an den Einfluß der Geſtirne.

In Wahrheit wollte Bakon dem ganzen Studiren eine andere und inhaltsreichere Richtung geben. Dies gab großen Anſtoß und nicht minder verletzte er, indem er angriff verſchuldete Unwiſſenheit, übertriebenen Autoritätsglauben, gedankenloſe Angewöhnungen, unbegründete Meinungen, falſche Wiſſenſchaft und leere Eitelkeit. Mehrjähriges unverſchuldetes Gefängniß erhob ihn zu einem glorreichen Märtyrer der Wiſſenſchaft und wenn er an Genius ſeinem Namensgenoſſen, Franz Bakon gleich ſteht, ſo iſt er durch die Reinheit ſeines edelen Charakters weit über ihn erhaben. „Roger Bakon (ſagt Alexander von Humboldt)[1]) iſt durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe, die Freiheit und Unbefangenheit ſeines Geiſtes, und das Beſtreben nach einer Umwandelung und Umformung des Naturſtudiums, ein wahrhaft bewundernswürdiger Mann."

Für die Beredſamkeit fehlte es im Mittelalter an ergiebigem Boden. Dagegen bietet es gewiſſe Staatsſchriften, welchen vergleichbar nichts aus dem Alterthum auf uns gekommen iſt. Vor Allem verdienen die Briefe Innozenz III. hier die löblichſte Erwähnung. Sie enthalten in angemeſſener Sprache, die klarſte, umfaſſendſte und faſt immer unparteiliche Erzählung, Beurtheilung und Entſcheidung, der mannigfachſten Rechtsfälle und der wichtigſten Regierungsangelegenheiten.

Unzählige Male ſind die Geſchichtſchreiber des Mittelalters verſpottet worden, insbeſondere von denen, die ſie nie laſen. Und doch hatte das ganze römiſche Reich in der ſpäteren Zeit kaum einen Chroniſten wie faſt jedes Kloſter des Abendlandes. Stellen wir aber alle dieſe Zeitbuchſchreiber als unvollkommen zur Seite; haben denn die Römer nach Tacitus einen Geſchichtſchreiber der dieſen Namen im höheren Sinne verdiente?

1) Ueber die neue Welt I, 69.

Ich führte in meinem Handbuche über die lateiniſchen Geſchichtſchreiber des Mittelalters, deren hundert auf, von denen allerdings mehreren die Vollendung der Form mangelt; aber jede der ihnen entnommenen Stellen iſt lehrreich und anziehend. Dieſe Stellen laſſen ſich hier nicht überſetzen und vortragen; wohl aber darf ich auf die Sammlung der Geſchichtſchreiber des Mittelalters verweiſen, welche allmählig in deutſcher Sprache erſchienen ſind. Bei der Unmöglichkeit jeden Einzelnen zu charakteriſiren, möge es als ein Fingerzeig für weitere Studien genügen, wenn ich einige der ausgezeichnetſten jener Geſchichtſchreiber nenne: Eginhard, Luitprand, Wittekind, Ditmar von Merſeburg, Adam von Bremen, Lambert von Aſchaffenburg, Otto von Freiſingen, Hugo Falcandus, Helmold, Saxo Grammatikus, Wilhelm von Tyrus, Arnold von Lübek, Richard von S. Germano, Matthäus Paris, Albert von Stade, Nicolaus von Jamſilla, Saba Malaſpina.

Zweite Abtheilung.

1.

So wichtig auch (wie wir ſahen), die lateiniſch ſchreibenden Autoren des Mittelalters ſind, ſo war doch ein friſcherer, kräftigerer Lebenstrieb in den, ſich daneben entwickelnden neuern Sprachen. Zwar ſtellte die Begeiſterung für die wieder gefundenen alten Schriftſteller jene nationalen Beſtrebungen nochmals in Schatten; zuletzt aber behielten die in neuern Sprachen geſchriebenen Werke dennoch die Oberhand und mit Recht beſchäftigt ſich die Litteraturgeſchichte nunmehr vorzugsweiſe mit ihnen.

2.

Eine Verwandlung der Sprachen hat von jeher Statt gefunden, und wird fernerhin Statt finden; ſie iſt und bleibt ein offenbares Geheimniß, ſowie die Entſtehung der Sprache ſelbſt. Aus unvollkommenen Anfängen ſteigt die Entwickelung bis zu glänzender Mittagshöhe, und ſinkt dann (ſelbſt für die gebildetſten Sprachen) hinab, um neu emportreibenden Geſtaltungen Platz zu machen.

Es iſt zum Erſtaunen daß Männer wie Caſſiodor, Ennodius, u. A., (obgleich im Beſitze aller Schätze der alten Litteratur) nicht mehr im Stande waren mit unzähligen Worten, irgend einen Gedanken ſcharf und beſtimmt auszudrücken. Kaum 200 Jahre hielt ſich das Latein auf einer kunſtgemäßen Höhe. Gewiß war die griechiſche Bildung tiefer und durchgreifender, da ſie an 2000 Jahre, das Werkzeug der Sprache noch immer,

wenn nicht mit ehemaliger Vollkommenheit, doch zweckmäßig zu handhaben verſtand.

Ohne Zweifel ſprach man zu keiner Zeit in ganz Italien ciceronianiſches Latein, und wenn es auch faſt lächerlich erſcheint, im Livius (überkritiſch) Patavinität herauszuſpüren, ſo gab es doch wohl Dialekte, welche den Einwohnern von Rom ſo unverſtändlich waren, als manche franzöſiſche und deutſche Dialekte, den Einwohnern von Paris und Berlin.

Wir beſitzen Urkunden, welche zeigen wie das landſchaftliche Latein allmählig faſt alle Regeln der Grammatik und des Syntax bei Seite ſetzt, und in der Stille Sprachen hervorruft, denen ſelbſt das neu und eigenthümlich organiſirte, ſcholaſtiſche Latein nicht widerſtehen kann. Im 13. Jahrhundert iſt das neue Italieniſch ſchon zu ſolcher Bildung gelangt, daß man deſſen künftige Herrſchaft vorausſieht. Ohne jene Entwickelung der Sprache an minder bedeutenden Schriftſtellern nachzuweiſen, genügt es mir zunächſt einige Bemerkungen den unzähligen Schriften und Urtheilen beizufügen, welche wir über Dante, Petrarka und Boccaccio bereits beſitzen.

3.

Dante Alighieri, geboren in Florenz (wahrſcheinlich 1265) von angeſehenen Aeltern, als Ghibelline und Gegner Karls von Valois im Jahre 1302 verbannt; ſeitdem Aufenthalt an verſchiedenen Orten (ſo bei den Scaligeri in Verona), zuletzt bei Guido von Polenta in Ravenna, wo Dante auch im Jahre 1321 ſtarb.

Seine Jugendliebe zu Beatrice Portinari iſt gewiß nicht ganz erfunden; weit wichtiger jedoch als die wenigen äußerlich gegebenen Thatſachen, iſt das was die ſchaffende Kraft des Dichters hinzuthat. Eine ähnliche Schöpfung und Verklärung finden wir bei Petrarka und Boccaccio; — und ſo hinab bis auf die Sänger von Lydien und Sylvien, die ihr perſönliches Bedürfniß nicht beſſer zu befriedigen und zu veredlen wußten,

als durch Erfindungen, welche bisweilen glänzend und bewundernswürdig, und nicht seltener oberflächlich und lächerlich erscheinen.[1]) Anregungen solcher Art kommen in der Regel von außen; ob aber das, angeblich poetische Vergrößerungsglas daraus ein Wunderbild, oder eine Karikatur erzeugt, hängt von der schaffenden Kraft und Begeisterung des Dichters ab.

Für seine Zeit war Dante wohl unterrichtet, ja gelehrt; die damalige Philosophie und Theologie widerstand indeß einer dichterischen Behandlung und Verklärung noch mehr als das atomistische System, dessen der kräftige Lukrez Meister zu werden suchte.

Alles was von einem Manne wie Dante kommt, ist merkwürdig und anziehend: also auch seine Jugendgedichte, seine vita nuova, sowie die Schriften de monarchia und de vulgari eloquentia.

Indessen überragt die divina comedia alles Uebrige so sehr, daß ich jene Werke zur Seite lassen darf.

Mögen einzelne biblische Ausdrücke und Bruchstücke von Legenden, Dante zur Unternehmung dieses Werks veranlaßt haben, mag er den Charakter seiner ganzen Zeit nicht verläugnen können, bleibt er doch durch und durch originell, ursprünglich, eigenthümlich wie kaum irgend ein anderer Dichter. Einem Riesen gleich steht er ganz allein auf seinen eigenen Füßen; nirgends ist er Nachahmer, und Keiner hat gewagt ihn nachzuahmen. Trotz seiner für—Virgil an den Tag gelegten Verehrung, hat das Alterthum doch nirgends auf sein Werk fördernd, oder störend eingewirkt, und einzelne Erinnerungen an dasselbe zeigen nur daß es ihm in Wahrheit fremd blieb, daß er seine Größe und Schönheit nicht verstand, oder nicht verstehen wollte.

Wenn manche Italiener Dante unbedingt und gränzenlos rühmen, so kann man dies ihrer patriotischen Begeisterung zu

---

1) Viele (sagt Lessing, III, 218) können sich nicht vorstellen, wie ein Dichter von Liebe seufzen könne, ohne sie zu fühlen.

Gute halten; geſchieht es von Deutſchen ſo läßt ſich die Einſeitigkeit ihrer Auffaſſung nicht läugnen. Zur Rechtfertigung dieſer Behauptung, darf ich des trefflichen Tiraboſchi Worte anführen. Er ſagt (II, 420): „Dante hat nicht wenige und nicht geringe Fehler, welche niemand (der nicht ſeines geſunden Verſtandes beraubt iſt) jemals entſchuldigen kann.“ Beginnen wir jedoch mit verdientem Lobe. Dante hat die italieniſche Sprache und ihre proſodiſche Behandlung weſentlich vervollkommt, und gab mit großem Rechte den früheren Plan auf, ſein Gedicht lateiniſch niederzuſchreiben. Er hat ein bewundernswürdiges Talent, mit wenigen Worten alles Einzelne (ſey es milde, oder furchtbar) aufs Beſtimmteſte, Schärfſte und Eindringlichſte darzulegen. Wo er ſich zeigt, wohin er ſich wendet, iſt und bleibt er Herr und Meiſter. Vom Einzelnen erhebt er ſich zu dem umfaſſendſten Plane, den je ein Dichter ſich vorſteckte: Hölle, Fegefeuer und Himmel, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft fügen ſich ſeinem herrſchenden Gebote. Das höchſte Lob will wohl Friedrich Schlegel ausſprechen, wenn er ſagt: (X, 29) Dante ſey der erleuchtete Dichter der katholiſchen Wahrheit. — Aber gerade hieran reihen ſich unſeres Erachtens erhebliche Einwendungen. Wenn nämlich Dante die überkommene katholiſche Wahrheit nur ordnete und ſyſtematiſirte, ſo mindert ſich das hochgerühmte Verdienſt ſeiner Originalität; hat er, umgekehrt, das Weſentliche hinzu erfunden, ſo erſcheint die frühere Entwickelung ungenügend und mangelhaft. Darüber ob die ganze katholiſche Wahrheit ſich im Dante finde, mögen Andere entſcheiden; niemand aber wird die Behauptung wagen, daß er die ganze chriſtliche Wahrheit enthalte.

Jehova, der eifrige Gott der Juden, iſt milde im Vergleiche mit dem Gotte Dantes, und eine durchgehende Verklärung der alten Auffaſſung vermißt der theilnehmende Leſer. Mit einer entſetzlichen, von Schönheit und Geſchmack losgetrennten Fantaſie, erfindet Dante eine beiſpielloſe Reihe von willkürlich vertheilten Qualen, verdammt mit überkühnem Hochmuthe, Unzählige zu ewigem Leiden; und wenn im Fegefeuer dieſe Höllen-

ſtrafen ſcheinbar etwas gemildert ſind, ſo wird die endloſe Widerholung deſto widerwärtiger und langweiliger. Daher ſpricht Goethe (XXXII, 195) von Dantes widerwärtiger, oft abſcheulicher Großheit; und Guingené (II, 111) ſagt: on ne peut reprocher au poête la faiblesse de ses peintures, mais leur hideuse et dégoûtante fidélité. Aehnlich ſchreibt Garve (Verſuche II, 440): Dantes Gemälde ſind ſchrecklich und ungeheuer, und wo er das Gemüth des Leſers rühren will, verwundet und zerreißt er es vielmehr.

Die an ſich ſchon zu herbe Dogmatik erſcheint bei Dante noch viel finſterer und bitterer, und ſo geſchickt auch (wie geſagt) das Einzelne behandelt iſt, bleibt dies Verdienſt eben nur ein Fragmentariſches, und die erforderliche Einheit eines epiſchen Kunſtwerks wird weder durch die große Dreitheilung, noch durch viele nur vorübergehend auftretende, gequälte und nirgends handelnde Perſonen begründet, oder zuſammengehalten. Willkürlich eingemiſchte, künſtliche Allegorien, ſind kein Mittel zu wirklicher Erhebung; ſie mehren nur die Dunkelheit und Verwirrung, und es iſt kein Lob eines dichteriſchen Kunſtwerks, wenn es weitläufiger gelehrter Erörterungen und Kommentare bedarf.

Gehört es zu einer chriſtlichen Fantaſie daß Pluto in einen Satan verwandelt und Minos mit einem Schwanze begabt wird? Iſt eine ſolche Hölle, ſolch Fegefeuer, ſolch ein Himmel in der Schöpfung des wahren Gottes möglich, denkbar, oder zu rechtfertigen? Während für Hölle und Fegefeuer von Dante unzählige Qualen erfunden wurden, fehlt es im Himmel an aller Mannigfaltigkeit der Freuden, heiteren Genuſſes und erhöhter Thätigkeit. Die reinen Urquellen der ſcholaſtiſchen Philoſophie, welche den ernſten Forſcher (trotz ihrer Formloſigkeit) anziehen und reichlich belehren, werden in Dantes Himmel mit etwas Dichtung plattirt, und eben deshalb unnatürlich und haltungslos. Die Diſſonanzen bleiben ungelöſet, und der Schluß iſt nur was die Muſiker einen Trugſchluß nennen. Von der erfreulichen, beſeligenden Botſchaft, dem Evangelium der liebevollſten aller Religionen, findet ſich im Dante kaum eine Alles

milde versöhnende Spur; darum bleibt es eine Verkehrtheit sein Werk vorzugsweise als ein christliches zu empfehlen.

All dieser (von den Meisten geläugnete ja als ganz unverständig bezeichnete) Tadel, ließe sich wohl durch genauere Beweise rechtfertigen; bezweckt jedoch keineswegs Dante seine Stelle als einen der ersten Dichter streitig zu machen. Daß er diese deßungeachtet seit Jahrhunderten behauptet hat und fernerhin behaupten wird, ist vielmehr Zeugniß seiner außerordentlichen Größe.

[Proben: A. W. Schlegel III, S. 283, 293, 323.

4.

Petrarka: geboren 1304 in Arezzo, Aufenthalt in Avignon, Carpentras, Bologna, Vauclüse u. s. w. Nach Aufgeben des juristischen Studiums, Reisen und Beschäftigungen vielfacher Art, Lob und Ehre von allen Seiten, 1341 als Dichter in Rom gekrönt, gestorben 1374 in Arqua.

Petrarka war in vieler Hinsicht ein Gegenstück zu Dante: so milde und umgänglich, als jener schroff und abschreckend, kein Freund, sondern ein Gegner der scholastischen Philosophie, fern von theologischer Grausamkeit und Spitzfindigkeit, voll von lebendigen ansprechenden Kenntnissen, mittheilend nach allen Seiten. Der größere Theil seiner Werke ist lateinisch und in Prosa geschrieben; ihnen gegenüber stehen seine italienischen Gedichte. Petrarka betrachtete die letzten als jugendliche unbedeutende Ergüsse; er glaubte hingegen durch die ersten, seinen Ruhm für alle Zeiten gesichert zu haben. Und doch werden sie äußerst wenig gelesen, schon deshalb weil sie einer vollendeten Form entbehren. Ihr großer Werth und Petrarkas außerordentliches Verdienst besteht jedoch darin, daß er mit erfreulicher Begeisterung und unermüdlicher Thätigkeit für das wirkte, was seine Zeit bedurfte, was ihr neue mannigfaltige Lebenskräfte verschaffte. Dem ausgearteten, trotz aller Spaltungen noch tyrannisirenden Kirchenthume, der trotz alles Scharfsinns vertrocknenden

Scholaſtik gegenüber, ward Petrarka der Licht anzündende Prophet des klaſſiſchen Alterthums, des unwiderſtehlich hervorbrechenden Humanismus. War auch Petrarka nicht frei von Eitelkeit und Empfindlichkeit, kein ſtarker Charakter, kein praktiſch richtig erkennender, oder wirkſamer Staatslehrer, ſo bleibt er doch in den bezeichneten Regionen ein außerordentlicher Mann.

Weit mehr Gewicht als auf dies Alles, legte die Nachwelt auf Petrarkas italieniſche Liebesgedichte, und ſuchte durch mühſame Forſchungen herauszubringen, ob und in welchem Verhältniſſe er zu Laura geſtanden habe. Mehr als Göthe, gab Prtrarka zu derlei Forſchungen (die nur zu leicht in Klitſchklatſch ausarten) gegründete Veranlaſſung, und als letztes Ergebniß ward verkündet: Laura, die Tochter Audeberts de Noves ward gebohren 1308 (vier Jahre ſpäter als Petrarka), heirathete 1325 Hugo de Sades, und ſtarb 1348. Sie hatte 11 Kinder, Petrarka dagegen (anderer Liebſchaften nicht zu gedenken) in dieſer Zeit, von zwei Müttern, zwei unehliche Kinder.

An dieſe Ergebniſſe ließen ſich unzählige Zweifel und Fragen anreihen; wir widerſtehen jedoch dieſer Neigung und beſchränken uns auf wenige Bemerkungen. Es liegen keine Beweiſe vor daß Laura jemals Petrarka leidenſchaftlich liebte, oder ihrem Gemahle untreu ward. Gewiß war ſie, mit Petrarka verglichen, nur unbedeutend, und 11 Schwangerſchaften, Kindbetten, Mutterpflichten und derlei für die Schönheit ſehr ungünſtige Verhältniſſe, ſtellte Petrarka mit Recht als unpoetiſch zur Seite, und ließ ſeiner Fantaſie freien Lauf. Dieſer bis in die Wolken ſich erhebende Idealismus, bedurfte jedoch eines realiſtiſchen Gegengewichts, und jene zwei natürlichen Kinder Petrarkas, thaten ſeiner Verehrung Lauras gewiß keinen Abbruch; — insbeſondere wenn man bedenkt, daß ſeine Geliebte weſentlich ſeine eigene Schöpfung war!

Wie dem auch ſey, Petrarkas Gedichte zeigen (in ſehr ſeltener Weiſe) Treue, Anhänglichkeit, Gefühl für Schönheit und Sitte, Milde, Zartheit und Beweglichkeit des Geiſtes, Mannigfaltigkeit der Anſchauung und Auffaſſung, Wohllaut der Sprache

und Kunſt des proſodiſchen Baues. — Dieſem und anderem wohlverdienten Lobe gegenüber, darf man jedoch bemerken; es finde ſich auch Gekünſteltes, Spitzfindiges, Schwächliches in Petrarkas Sonetten, und man könne ſo unzählige, kleine Variationen, über ein an ſich beſchränktes Thema nicht leſen ohne Ermüdung, ja Langeweile.

Sehr auffallend und kaum begreiflich iſt es, daß ſich in Petrarkas Schriften, neben jenen zarten Liebesſonetten, die allergröbſten Beſchreibungen und Urtheile über das weibliche Geſchlecht vorfinden (Buhle Geſch. d. Philoſ. II, 1, 101, 108). Man möchte auf den Gedanken kommen, es ſey mit dem Lobe und dem Tadel nicht ſo ernſt gemeint, und beides gutentheils nur eine äußerliche rhetoriſch poetiſche Uebung. Daher ſagt Macaulay (Byron 338): heutigen Leſern ſcheint Petrarkas Liebe von der Art zu ſeyn, welche kein Herz zerbricht.

Gewiß war es ein Unglück daß der Meiſter, unzählige kleine Nachahmer fand, welche Italien mit einer Fluth von Tauſenden ſchlechter Sonette überſchwemmten. Wer ſich die Zwangsjacke der 14 Zeilen angeſchneidert, oder angedrechſelt hatte, hielt ſich für einen Dichter, und auf lange Zeit verſchwanden alle höheren Aufgaben, Formen und Zwecke, um des Götzendienſtes und der Verehrung willen, welche dem mattherzigen, verweichlichenden, inhaltsloſen Geklingel zu Theil ward!

[Leſen Sonette: Manſo II, 3, 8, 13, 15, 24, 33, 36.
A. W. Schlegel IV, 41, 48, 64.
Voigt (erſtes Jahrh. d. Humanismus) 71—76, 96—106.]

5.

Boccacio, geboren 1313, bis zum 28. Lebensjahre Kaufmann, dann des canoniſchen Rechtes Befliſſener, endlich, in verſchiedenen Lebensverhältniſſen, Schriftſteller und Dichter, geſtorben 1375.

Wie bei Dante und Petrarka bemühten ſich viele Forſcher über Boccacios Liebſchaften die volle Wahrheit aufzufinden.

Sie erzählen gewöhnlich: zu Maria, einer natürlichen verheiratheten Tochter König Roberts von Neapel, (welche als Fiammetta in ſeinen Gedichten verherrlicht werde) habe er eine keineswegs ideale und unerwiederte Leidenſchaft gehegt. — Andere behaupten dagegen: dies Alles ſey lediglich Fabelei. — Ohne uns nochmals in derlei Prüfungen einzulaſſen, dürfen wir doch im Allgemeinen behaupten, daß Boccacio (wie es auch mit ſeinen idealern Verhältniſſen ſtehen mochte), keineswegs dem ſinnlichen Beſtandtheile der Liebe entſagt hatte.

Er war ein gelehrter Kenner und Bearbeiter des Alterthums, obgleich Kritik und ſcharfſinnig klare Anordnung des Materials noch fehlte. Ueber ſeine poetiſchen Werke (Theſeide, Admet, Fiammetta, Filopono, Philoſtrato) berichtet Friedrich Schlegel (X, 1) umſtändlich und meiſt lobend. Wir geſtehen daß uns, nach lernbegierigem Anfange, bald die Luſt verging die mühſelige, wenig lohnende Arbeit fortzuſetzen. Werden doch jene Werke, ſelbſt in Italien, ſehr wenig geleſen, — ja einige ſind litterariſche Seltenheiten geworden.

Deſto verbreiteter, geleſener, bewunderter iſt bis auf den heutigen Tag ſein Dekameron. Gewiß war Boccacio der Begründer einer, im Vergleich zu allen Zeitgenoſſen, vollkommneren italieniſchen Proſa; er hat als erſter Meiſter, Richtung, Behandlung, Methode für unzählige Nachahmer angegeben. Trotz dieſer Anerkennung hat man mit Recht gefragt: ob ſich nicht im Boccacio ſchon ein Anflug zeige von redſeligem Schwulſte und breitem Periodenbau, welcher ſpäter (z. B. im Guicciardini) noch weit mehr ausartete, und von dem ſich faſt nur Macchiaveli freigehalten hat?

Erheblicher als die Frage nach der Form, iſt die nach dem Werthe des Inhalts jener Novellenſammlung. Etliche beſchreiben ſie als ein heiteres, geiſtreiches Lehrbuch der, von aller kopfhängeriſchen Pedanterie befreiten Lebensweisheit, als ein Abbild reizender Natur und kühn ſich enthüllender Schönheit; ſie behaupten daß die Frager und Zweifler unfähig wären, ſich zu dem höheren von Boccacio offenbarten Standpunkt zu er-

heben. — Unſer Credo lautet anders! Den zarten, edlen Novellen ſteht eine viel größere Anzahl gegenüber, welche Zweideutiges nicht mit kurzem ſchlagenden Witze erzählen (wie in manchen Fabliaux) ſondern ſich gefallen in umſtändlichem Ausmalen, im Hohn über die Unſchuldigen, in Hätſchelei mit den Sündern. Nirgends eine Spur von ſittlicher Theilnahme, von ernſter Rüge. Iſt der Einwand gegründet, daß die Zeit dies Alles erlaubte, ja verlangte; ſo erledigt ſich keineswegs der Vorwurf gegen den Autor, ſondern gewinnt nur eine größere, bedauernswerthe Breite.

Angenommen aber alle dieſe Einwendungen und Vorwürfe wären völlig unbegründet, ſo bleibt, unſeres Erachtens, noch ein anderer übrig: nämlich daß die zahlreichen Erzählungen von Ungebührlichkeiten, Betrügereien, ja Schändlichkeiten, keineswegs große Mannigfaltigkeit zeigen, ſondern gleichartig faſt immer auf daſſelbe hinauslaufen und dadurch ermüden. Einzelne Novellen tragen (wie geſagt) allerdings einen beſſeren Charakter; beſchreibt denn aber z. B. die überall hochgerühmte und geprieſene Griſeldis[1]), nicht ihrerſeits einen, alle Perſönlichkeit mit Unrecht vernichtenden Gehorſam, und auf der anderen Seite eine gefühlloſe Barbarei?

Die Nachahmer Boccacios ſind in einigen Beziehungen beſſer, in anderen ſchlechter! es iſt hier nicht der Ort auf dieſe Unterſchiede einzugehen. Die Novellenkränze welche Goethe und Tieck begannen, ſind von den italieniſchen weſentlich verſchieden: ſie ſind mannigfaltiger, ſittlicher, tiefſinniger. Wir haben gar keine Vorliebe für die ängſtliche Ziererei, welche etliche Frauen als Triumph und Kennzeichen höchſter Sittlichkeit betrachten; doch können wir unmöglich den Dekameron als Mittel empfehlen um jene Lächerlichkeiten auszutreiben, wir fürchten daß italieniſche Frauen durch häufiges Leſen jenes Werks leicht weniger gewinnen, als in anderer Beziehung verlieren könnten.

1) Timoneda hat in ſeiner Erzählung (Tesoio I, 19) dieſe Mängel auch nicht genügend beſeitigt.

6.

Es ist auffallend daß die Kirchenväter während des Mittelalters, selbst in theologischen Kreisen, keine größere Rolle spielen: denn die Griechen (Origenes, Chrysostomus) wurden wenig, oder gar nicht gelesen, und Tertullian blieb (ungeachtet man an schlechtes Latein gewöhnt war) wohl nur mit Mühe verständlich. Am meisten geschätzt und benutzt ward allerdings Augustinus. Theils aber ließen seine Schriften eine verschiedene Auffassung zu, theils boten sie eine, nur zu bequeme Handhabe, sich übermäßig in dogmatische Schwierigkeiten zu vertiefen. So viel Anknüpfungspunkte auch das Christenthum bot philosophische Gedanken neu zu begründen und zu beleben, geschah dies doch auf keine vollkommen genügende Weise; und die herrschenden Parteien wurden oft verfolgungssüchtiger als je das Heidenthum gewesen war.

Um die Zeit aber, wo die Laienwelt anfing sich um die Litteratur zu bekümmern, fehlte, gottlob, den Meisten jener fanatische Eifer, und die Auferstehung der alten Klassiker füllte die Gemüther mit so lebendiger, erfreuender Begeisterung, daß die (trotz manches löblichen Inhalts) einseitigen, breiten, mangelhaft geschriebenen Kirchenväter, keine allgemeine Theilnahme erweckten, die griechischen selten übersetzt, und die lateinischen ohne allen Vergleich weniger gelesen wurden als Cicero und Virgil. Alle, bis in die neueste Zeit wiederholten Versuche, statt der Klassiker, die Kirchenväter in die Schulen einzuführen, sind (unbeschadet des Christenthums) immer mißlungen.

[Lesen: 1) Tertullian Vorles. über alte Geschichte II, 493.
2) Guigo Hohenst. VI, 393.
3) Abälard Hohenst. VI, 379.
4) Bernhard v. Clairvaux VI, 384.

7.

Die herkömmliche Ansicht: man habe die sogenannte Wiederherstellung der Wissenschaften, wesentlich den aus

Constantinopel nach Italien gewanderten Griechen zu danken, ist unhaltbar. Denn schon früher war der Geist des Alterthums in Männer wie Petrarka und Boccacio eingedrungen, und ohne den beispiellosen Eifer italienischer Fürsten und Gelehrten hätte jene Einwanderung nur wenig Früchte getragen.

Seit 1000 Jahren hatten die Byzantiner, umgeben von unerschöpflichen Schätzen der Vorwelt, sie kaum verstanden, viel weniger selbst etwas Großes und Bewundernswerthes erzeugt. Allerdings brachten sie einiges Ererbte den Italienern; aber weit mehr holten diese selbst, und belebten das Vernachlässigte von Neuem. Gewiß erleichterten jene Einwanderer das Studium der griechischen Sprache; aber der Ausdruck: Wiederherstellung der Wissenschaften ist eine Uebertreibung, eine Hyperbel. Von eigentlichen Wissenschaften war wenig die Rede, und selbst die alte Philosophie (die noch am ersten hieher gehört) beherrschten jene Byzantiner keineswegs auf eine genügende und erfreuliche Weise. Anstatt z. B. Platon und Aristoteles in ihrem großen, eigenthümlichen Werth anzuerkennen, anstatt ihren geschichtlichen Zusammenhang, die Causalverbindung, die erfreuliche Entwickelung zu begreifen, hielten es Viele, in ihrer beschränkten Eitelkeit für das höchste Verdienst, den einen oder den anderen jener beiden Meister in den Himmel zu erheben, und den zweiten ganz zu verdammen. Ja diese blinde Leidenschaftlichkeit führte bis zu den gemeinsten Lügen und Verläumdungen.

In allen größeren Völkern Europas brach damals, mehr oder weniger, ein geistiger Frühling hervor; aber die Italiener waren die Chorführer, und mit Recht spricht die Geschichte von einem Zeitalter der Mediceer!

8.

Nur viermal hat die Weltgeschichte lobpreisend von Zeitaltern gesprochen, die für Bildung und Fortschritt des menschlichen Geschlechts von hoher, glänzender Wichtigkeit waren, nämlich das Zeitalter des Perikles, des Augustus, der Medi-

cäer und Ludwigs des XIV. Zweifaches (ſo ſcheint es) muß zuſammentreffen um jenen Beinamen zu verdienen: ein hochgeſtellter, das Vereinzelte belebender und zuſammenfaſſender Herrſcher; und dann eine Reihe in ſeltener Weiſe gleichzeitig hervortretender Männer, welche in den verſchiedenſten Richtungen, Kunſt und Wiſſenſchaft ergreifen und meiſterhaft fördern. Die Wichtigkeit jener leitenden Herrſcher ward bisweilen ausſchließend hervorgehoben; bald hingegen ſind ſie als wenig bedeutend, oder als Nebenſache betrachtet und behandelt worden. Beides iſt irrig. Ohne ihre Einwirkung würden die einzelnen Talente eben vereinzelt und abgeſchwächt bleiben, und die oft ſo unentbehrliche äußere Förderung fehlen; ohne jenes Zuſammendrängen geiſtiger Lichtſtrahlen würde den herrſchenden Führern, der ſchönſte Glanz und Ruhm nicht zu Theil werden.

Jene Benennung der vier Zeitalter iſt nicht unverdient, obgleich ſie an Umfang, Werth und Dauer ſich keineswegs gleich ſtehen. Es ward nicht erwieſen daß das ſpätere Zeitalter in dieſen drei Beziehungen jedesmal das vollkommnere ſey; eher könnte man wohl die Reihefolge umkehren, und dem perikleiſchen den erſten, dem auguſteiſchen den 2. Rang zuweiſen. Wenigſtens in der Beziehung, daß beide die heutige Gegenwart mehr beſchäftigen und erregen, mehr in ſie eingreifen, als die Zeitalter der Mediceer und Ludwigs XIV.[1]) Dieſe größere Dauer beſtimmt aber keineswegs allein Umfang und Werth des Geleiſteten.

Vergleichen wir die leitenden Perſonen, ſo hatten Auguſtus und Ludwig XIV. eine ähnliche politiſche Stellung, und noch mehr Uebereinſtimmung zeigt ſich zwiſchen Perikles und Lorenz von Medicis. Beide ſtanden durch die Ueberlegenheit ihres Geiſtes und Charakters viele Jahre lang, durch freiwillige Anerkenntniß ihrer Mitbürger an der Spitze hochgebildeter, aber ſehr unruhiger Republiken. Beide waren der Mittelpunkt vieler, ſich in ſelbſtgewählten Bahnen bewegender, ausgezeichneter

1) Von dem Zeitalter Ludwigs XIV. wird ſpäter die Rede ſeyn.

Männer; in Athen war jedoch der Umfang des Ergriffenen und zur Vollkommenheit Geführten, viel größer als in Florenz. Denn wollen wir auch Michel Angelo, dem Phidias und andere ausgezeichnete florentiniſche Künſtler den atheniſchen gleichſtellen, ſo fehlen hier doch Dichter wie Sofokles und Euripides, Philoſophen wie Sokrates und Platon, Redner, Aerzte, Geſchichtſchreiber erſten Ranges.

Zugeben aber muß man daß in Florenz die ganze Atmoſphäre von Dichtung geſchwängert und erfüllt war, und kaum Einer ſich dieſer Einwirkung entziehen konnte, oder wollte.[1]) Die neu entdeckte claſſiſche Welt, beherrſchte ferner alle Gemüther dergeſtalt, nahm jede thätige Kraft ſo ſehr in Anſpruch, daß Fähigkeit, Luſt und Bedürfniß zu eigenen Erzeugungen hiedurch vermindert ward. Deshalb hat das, damals im Wiederſchein der alten Welt, Erſchaffene und Bewunderte, ſehr an Glanz und Werthe verloren. Viele hervorragende Männer jener Zeit, haben für ſich ein reiches Leben geführt, den Beſten ihrer Zeit genügt, Fingerzeige und Anregungen gegeben den kommenden Geſchlechtern; — aber einen Dichterkranz für alle Zeiten, erwirbt man nicht mit Nachahmung von Liebesſonetten und Canzonen, mit flachen Satiren, Beſchreibung von Turnieren, und willkürlichen, oft geſchmackloſen epiſchen Verſuchen. Alle dieſe Aufgaben und Zwecke erſcheinen, wenn man das Vergrößerungsglas augenblicklicher Bewunderung bei Seite legt, nur untergeordnet und unbedeutend. Man kann von Manchem ſagen, was die Catalani von der Sonntag: elle est la première dans son genre, mais son genre n'est pas le premier. Trotz alles Lobes, welches ihnen in Litterargeſchichten geſpendet wird (z. B. an Guarino, Aurispa, Poggio, Filelfo, Traverſari, Bruni u. A.) bieten ihre, nach Form und Inhalt ſich keineswegs zum erſten Range erhebenden Schriften, ſehr wenig Reiz für heutige Leſer, und bleiben deshalb auch ungeleſen.

Weniger Eigenthümlichkeit und ſcharf ausgedrückte Perſön-

1) Ueber die Gedichte des Lorenz von Medici, Roscoe I, 259.

lichkeit, ist in jenen unter sich ähnlichen litterarischen Erzeugnissen zu erkennen, als in den zahllosen Zänkereien und groben Verläumdungen, welche jene Hochgerühmten widereinander leider aussprachen und drucken ließen. Lorenz von Medicis hatte wohl mehr Noth bei Schlichtung dieser Streitigkeiten, als Perikles in Athen.

Die Verehrung der platonischen Philosophie, neben jenen dichterischen Richtungen, ist löblich und erfreulich; aber durch die Uebersetzung Platons, ward Marsilius Ficinus kein Philosoph ersten Ranges, und seine Bewunderung der Neuplatoniker, der Gnostiker, der Kabbala und der Mystik, erzeugte Wunderlichkeiten und Thorheiten schlimmerer Art. Deshalb sagt Tiraboschi: „die Vorliebe für Platon führte diese Männer so weit Narrheiten niederzuschreiben, welche man ohne Lachen nicht lesen kann.“ — Hätte man Aristoteles als zweiten Meister gekannt, anerkannt und geehrt, so wäre die mangelhafte Richtung und Erkenntniß verbessert und erweitert worden.

Bei höherer, allgemeiner Bildung bleiben gewisse Schattenseiten und Auswüchse nie ganz fern; Heilmittel wie sie um die Sittlichkeit zu befördern, der fanatische Savonarola anwandte, waren schlimmer als die bekämpften Uebel. Daß umgekehrt viele Päpste und Fürsten, den Medicäern in Beförderung von Kunst und Wissenschaft nacheiferten, ist bekannt, hier jedoch nicht umständlich zu erörtern. Der treffliche Tiraboschi giebt hierüber die beste Auskunft.

9.

Es ist unter den Gelehrten viel gestritten worden, welche Gedichte der europäischen Völker die ältesten seyen. Aus Mangel entscheidend gewisser Thatsachen bleibt jedoch Vieles zweifelhaft. Wurzelt z. B. die Poesie der Italiener, Spanier, Provenzalen in der antiken Welt, so hat sie Anspruch auf das höchste Alter; findet sich aber daß diese neuere Dichtkunst von der alten schlechterdings verschieden, und kaum irgend eine Aehnlichkeit

nachzuweiſen iſt, ſo fällt der chronologiſche Beweis zu Boden, und die zur Zeit Karls des Großen geſammelten (aber leider verlornen) deutſchen Gedichte, dürften der Zeit nach den Vorrang verdienen. Das Alter entſcheidet aber nichts über den inneren Werth eines Kunſtwerks; ja man darf behaupten, oder doch vermuthen, daß alle irgend begabten Völker unter ähnlichen Kulturverhältniſſen unausbleiblich zur Dichtkunſt hingetrieben werden. In vielen Fällen läßt ſich nachbarliche Einwirkung nicht läugnen (z. B. der Provenzalen auf die Italiener); aber das wahrhaft Wichtige und Bedeutende muß auf eigenem Boden wachſen. Mag man alſo auch, nach Fauriels ſcharfſinnigen Unterſuchungen die Wirkſamkeit der Provenzalen nach vielen Seiten zugeben, ſo iſt doch Dante und der Cid nicht durch ſie entſtanden.

In der provenzaliſchen Sprache laſſen ſich nachweiſen griechiſche, lateiniſche, galliſche Beſtandtheile, welche jedoch zu einer neuen ſchönen Einheit verbunden wurden. Nicht minder hatten die Provenzalen eigenthümliche Verdienſte in Hinſicht auf Entwickelung der Silbenmaße und dichteriſchen Formen, auch iſt die Zahl ihrer lyriſchen Gedichte überraſchend groß. Aber ſchon deshalb mußte ihr Werth ſehr verſchieden ſeyn: neben ächter Begeiſterung, Tiefe und Zartheit, findet ſich Oberflächliches und Ungebührliches, und die Krieges- und Spottlieder werden von den Liebesliedern der Zahl nach weit überflügelt. Eine unausbleibliche Folge dieſer Ueberzahl, ſind unzählige ermüdende Wiederholungen dürftiger Gedanken und Empfindungen. Der gewiß ſehr unvollkommene Geſang der Jongleurs konnte dieſe Mängel nicht verdecken; auch hat kein Provenzale als Lyriker den erſten Rang errungen und behauptet.

Ob die Provenzalen ſo großen Antheil an den epiſchen Gedichten des Mittelalters haben, wie Fauriel nachzuweiſen ſucht, iſt eine noch nicht genügend beantwortete Frage. Sofern jene in weſentlichem Zuſammenhange mit dem Ritterweſen lebten, ſind die Provenzalen nicht minder theilnehmend und berechtigt als die Nordfranzoſen. Hiemit ſteht wieder in Verbindung, daß

der künſtlichen, überverfeinerten Hof- und Ritterpoeſie gegenüber, mehr aus dem Volke hervorgehende, populäre Dichtungen entſtanden.

Gewiß fehlte das Drama ganz in der Provence; denn die Myſterien können kaum als der Anfang einer ächt künſtleriſchen, eigenthümlichen Entwickelung bezeichnet werden. Vielleicht hätte ſich dieſe eingefunden, wenn nicht die verdammliche Wuth der Albigenſerkriege, alle jene ſchönen Blüten und Früchte niedergeſchlagen und zerſtört hätte. Wo man große Städte verbrannte und unzählige Menſchen (angeblich zu Gottes Ehre) ermordete, erſcheint es faſt als eine nur geringe Nebenthorheit daß Papſt Innocenz IV. die provenzaliſche Sprache als ketzeriſch bezeichnete und ihren Untergang forderte. Im Zuſammenhange mit allen übrigen Freveln, blieb leider auch dieſe Forderung nicht ohne Wirkung.

10.

Der größere und weſentlichere Theil eigenthümlicher Bildung der franzöſiſchen Sprache, ging ohne Zweifel aus von dem begabten Volke ſelbſt; doch fanden allerdings auch germaniſche, provenzaliſche und romaniſche Einwirkungen ſtatt.

Die Entwickelung der nordfranzöſiſchen Lyrik ſteht der provenzaliſchen nach; wieviel aber von den epiſchen Gedichten im Süden wurzele, iſt (wie geſagt) noch nicht mit Sicherheit zu entſcheiden. Doch darf man behaupten, daß ein bedeutender Beitrag von der Provence ausging; insbeſondere ſofern die Rede iſt von Fehden an den Pyrenäen, und mit ſpaniſchen Herrſchern und Völkern. Gewiß werden dieſe ſogenannten Epopeen von fleißigen Bearbeitern überſchätzt; im Ganzen aber dergeſtalt unterſchätzt und vernachläſſigt, daß die meiſten noch ungedruckt in Bibliotheken vergraben liegen, und die gedruckten für das Volk unverſtändlich und unbeliebt bleiben. Natürlich! denn es fehlt ihnen faſt ganz an geſchichtlichem, geographiſchen, volksthümlichen Boden, und ſie ſind (trotz einzelner glänzender, be-

ſtechender Stellen) im Ganzen überlange Erzeugniſſe einer maaß- und haltungsloſen Willkür, welche nicht ein Beweis iſt übergroßer, ſchaffender Kraft, ſondern der Schwäche und Geſchmackloſigkeit. Insbeſondere zeigt ſich dies bei Behandlung, oder vielmehr Mißhandlung, griechiſcher und römiſcher Gegenſtände.

Allmählig traten an die Stelle dieſer in Verſen geſchriebenen Gedichte, proſaiſche Romane meiſt mit denſelben Eigenſchaften; nur daß ſie womöglich noch breiter, und ſchon deshalb für heutige Leſer unlesbar ſind. Auch erlaubte das beobachtete Verfahren, nach Belieben das Werk endlos fortzuſetzen; denn es findet ſich kaum ein, das Ganze zuſammenhaltender Faden, und eine künſtleriſch abgerundete Organiſation ſucht man meiſt vergebens.

Dieſe Rügen richten ſich nur gegen übertriebenes Lobpreiſen, ohne das wahrhaft Werthvolle in einzelnen kühnen und gefühlvollen Darſtellungen zu läugnen. Auch iſt das ſpätere Vorherrſchen kalter, lebloſer, trockenlangweiliger Allegorien noch weniger zu billigen, wie es ſich in dem überlangen, einſt hochgeprieſenen Roman de la Rose findet. Hiemit verglichen, führt Boccacio ſeine Geſchichten mit höchſter lakoniſcher Kürze zum Ziele.

Von großer Mannigfaltigkeit ſind die franzöſiſchen Fabliaux: trefflich, geiſtreich, witzig, mittelmäßig, unbedeutend, geſchichtlich, ungeſchichtlich, geiſtlich, weltlich, ſittlich, unſittlich, gläubig, abergläubig, meiſt kurz und nur ſelten von allzu wortreicher Länge.

Clement Marot[1]) (ſt. 1544) wird gewöhnlich an die Spitze der neuern franzöſiſchen Dichter geſtellt, iſt aber doch trotz vieler wohlgemeinten, bunten Verſuche (Pſalmen, Erzählungen, Lieder, Epigramme u. ſ. w.) kein ſchaffender Geiſt erſten Ranges; vielmehr ſagt Voltaire von ihm: Marot n'a qu'un style, et il chante du même ton les psaumes de David et les merveilles de Mademoiselle Alix.

---

1) Eſchenburg II, 24; V, 41.

Ebenſo wenig konnten des anmaaslichen Ronſard (ſt. 1585) pedantiſche, ſprachwidrige Künſteleien, ohne wahre Innigkeit, auf die Dauer Beifall finden.[1]) Malherbes (ſt. 1628) ernſter Widerſpruch war ohne Zweifel wohlbegründet; aber an die Stelle der regelloſen, oder pedantiſchen Thorheiten, ward Beſonnenheit, Kritik und verſtändiges Maaß ſo eifrig und geſchickt angeprieſen, daß ein Flug in die höheren Regionen der Dichtkunſt kaum erlaubt und möglich blieb. Selbſt Malherbe kommt faſt nie hinaus über ſorgfältig correkte Verſtandespoeſie, ausgeſchmückt mit allerlei Rhetorik. Aber ſprachliche Reinheit und Rhetorik erhebt niemand zum wahren Dichter. Größere Meiſter eröffnen einen ſpäteren Zeitraum.

Mit Unrecht erwähnt und lobt man oft, faſt ausſchließlich die früheren franzöſiſchen Dichter, während ihre Chroniſten und Geſchichtſchreiber (Männer wie Villehardouin, Joinville, Froiſſart) ihnen, in ihrer Art gleich, oder vielmehr voranſtehen; und wenn auch die Univerſität Paris nur ſehr wenig für die nationalfranzöſiſche Litteratur gethan hat, ſo war ſie doch für Entwickelung, zunächſt der Theologie und Philoſophie, von größter Wichtigkeit; ja ſie wußte eine politiſche Stellung zu gewinnen, und lange zu behaupten.

11.

Spanien, auf drei Seiten vom Meere, auf der vierten von hohen Gebirgen eingeſchloſſen, ſcheint ein von Natur faſt unzugängliches Land zu ſeyn; — und doch hat es von außen die größten Umwälzungen erfahren, und iſt abwechſelnd erobert worden von Karthagern, Römern, Deutſchen und Muhamedanern. Die Letzten waren lange Zeit hindurch höher gebildet, als die chriſtlichen Spanier, und es mußten viele Gründe und Verhältniſſe zuſammentreffen, dieſen, nach Jahrhunderte langem Kampfe, den vollſtändigen Sieg zu verſchaffen. Ebenſo langſam

1) Eſchenburg IV, 260.

entwickelte ſich die Sprache in mannigfachen Dialekten, bis erſt in der Mitte des 16. Jahrhunderts, das Kaſtilianiſche (wenigſtens in litterariſcher Beziehung) die Oberhand gewann. Die älteſte entdeckte ſpaniſche Urkunde iſt von 1155, und wohl ſchon früher hat es ſpaniſche Gedichte gegeben.

Merkwürdig, daß ungeachtet jener Umwälzungen und Miſchungen, ſich ein ſelbſtändiger ſpaniſcher Volkscharakter und eine ſehr eigenthümliche Litteratur bildete. Ja an der Spitze derſelben ſteht ein bewundernswürdiges Gedicht, wie es kaum irgend ein neueres Volk aufzuweiſen hat, nämlich die Romanzen vom Cid. Trotz aller Zweifel über die Entſtehung derſelben, die Perſon des Dichters, die Gränzen des Geſchichtlichen und Hinzuerfundenen, iſt und bleibt das Gedicht ein Denkmal tapferen Sinnes, zarter Empfindung, edler Begeiſterung und vaterländiſcher Haltung. Don Rodrigo Diaz de Vivaro, genannt der Cid (Seid, Herr, Ritter) iſt und bleibt den Spaniern ein bewunderter, volksthümlicher Held, das Gedicht bleibt populär und wirkſam. Die Nibelungen ſind dem Umfange nach viel größer, der Organiſation und dem Inhalte nach viel kunſtreicher und mannigfaltiger; aber Siegfried und Hagene verloren auf lange Zeit mehr die Theilnahme der Deutſchen, als Cid die Theilnahme der Spanier.

[Leſen: Herder, ſchöne Litteratur III, S. 82—84, 86—87, 216—224, 240—241.]

Beſondere Erwähnung verdient König Alfons X. (geb. 1221, geſt. 1284) ausgezeichnet in jeder Beziehung, nur nicht als Herrſcher. Er führte die Landesſprache ein für den Geſchäftskreis der Behörden, veranlaßte eine Bibelüberſetzung, beförderte viele Zweige der Wiſſenſchaft, insbeſondere die Sternkunde, war ſelbſt Dichter und proſaiſcher Schriftſteller. Nicht bloß an der Abfaſſung einer neuen Geſetzſammlung (siete partidas) nahm er Theil, ſondern fügte auch allerhand Unterſuchungen und Betrachtungen hinzu, wie man ſie an dieſer Stelle keineswegs erwartet. So über das Weſen der Tyrannei,

die beſte Erziehung, das Benehmen der Prinzeſſinnen. Sie ſollen (heißt es daſelbſt) mäßig ſeyn im Eſſen und Trinken und im Anzuge, ſich nie zum Zorne hinreißen laſſen, was einer Frau ſehr ſchlecht anſteht. Sie ſollen die Arbeiten lernen, welche für Frauen paſſen, denn dies macht heiter, ruhig und vertreibt böſe Gedanken.

Des Königs Alfons Neffe, Don Juan Manuel (ſt. 1347) ſchrieb ein merkwürdiges Buch, unter dem Titel: der Graf Lukanor. Es enthält 49, nach morgenländiſcher Weiſe verbundene Erzählungen, Anekdoten, Apologen. Graf Lukanor legt nämlich ſeinem Miniſter Patronio ſittliche und politiſche Fragen vor, welche dieſer jedesmal durch eine Erzählung beantwortet. Sie zeigen mannigfache Kenntniſſe, Erfahrung, praktiſchen Verſtand, Weltklugheit.

Gleichzeitig mit dem Allem erwuchſen ſeit dem 13. und 14. Jahrhundert ſehr viele Romanzen, welche mehr geſchichtlichen Inhalt, feſteren Boden und ergreifenderen Ausdruck zeigen als die meiſten ähnlichen Gedichte.

Bald darauf entſtand Wunſch und Bedürfniß, die Gefühle und Thaten tapferer und keuſcher Ritter umſtändlich dargeſtellt zu ſehen, und ſo fand Amadis als beſter proſaiſcher Ritterroman den höchſten Beifall. Man hat behauptet, dieſer Beifall beruhe zum Theil darauf, daß die Härte Dantes, die Weichlichkeit Petrarkas, die Zweideutigkeit Boccacios edlen Gemüthern auf die Dauer nicht genügen könne, und allerdings ertönen im Amadis ganz andere Saiten und Harmonien. Wenn aber jene italieniſchen Meiſter ſich dennoch länger erhalten haben, als der Amadis und ſeine von Cervantes hinlänglich gewürdigten ſchwächeren Nachahmer; ſo rührt dies zunächſt daher, daß alle dieſe Romanſchreiber geſetzloſe Willkür für die vollkommenſte Offenbarung dichteriſchen Genius hielten, und durch endloſe (trotz des Scheins reicher Mannigfaltigkeit) immer wiederkehrende, langweilige Abentheuer ermüden und abſchrecken. Sie mußten aus der Mode kommen; denn nur das nach Form und Inhalt

Vollendete, erhebt ſich über augenblicklichen, oft verblendeten Beifall, und lebt für alle Zeiten!

[Leſen: Dunlop 149.]

Die Behauptung, daß der Inhalt dieſer Romane aus aſiatiſchen, insbeſondere aus perſiſchen Quellen, über Arabien und Afrika nach Spanien und über Skandinavien nach Deutſchland, England und Frankreich gekommen ſey, iſt ganz unbegründet; und ebenſo unwahrſcheinlich iſt es daß ein Portugieſe Lobeyra (ſt. 1403), Verfaſſer des Amadis und Mittelpunkt der neuen Schöpfungen geweſen ſey. Ohne aber hier auf die ungelöſeten Schwierigkeiten einzugehen, wo und durch wen der Amadis entſtand, fortgeſetzt, umgearbeitet und gedruckt ward, genügt es an dieſer Stelle nur die Thatſache feſtzuhalten, daß alle dieſe Romane in Spanien Eingang und den größten Beifall fanden, bis Cervantes ihr nur täuſchendes Licht durch ein ohne Vergleich trefflicheres Kunſtwerk auslöſchte.

Die Entwickelung der portugieſiſchen Sprache und Litteratur zeigt ſich der ſpaniſchen ähnlich und doch auch verſchieden. So iſt der portugieſiſche Naſenlaut und die Abkürzung der Worte den Spaniern fremd: Jene ſagen z. B. cor für color, paço für palacio, pay für padre, por für poner, ter für tener, o für lo, a für la. — Es giebt vereinzelte, aber ſchwer verſtändliche Proben portugieſiſcher Gedichte, ſchon aus dem 12. Jahrhundert. Größere Fortſchritte fanden im 13. und 14. Jahrhundert ſtatt, auch hinſichtlich der Proſa. Im Jahre 1290 ſtiftete König Dionys die Univerſität zu Coimbra. Wie ſich im 15. und 16. Jahrhundert der Geſichtskreis, die Thätigkeit, die Begeiſterung der Portugieſen mehrte, kann erſt ſpäter erzählt werden.

12.

In England haben Ureinwohner, Römer, Sachſen, franzöſirte Normannen den größten Einfluß auf Bildung und Litte-

ratur gehabt, und insbesondere eine dergestalt gemischte Sprache herbeigeführt, daß kaum irgendwo etwas Aehnliches nachzuweisen ist. Diese Mischung und der eben so ungewöhnliche Mangel an grammatischen Formen und Hülfsmitteln, scheint von vorn herein zu dem Schlusse zu berechtigen, das Englische müsse für höheren Ausdruck der Gedanken und Empfindungen unbrauchbarer seyn als alle sonst der Erwähnung werthen Sprachen. Und doch hat die glänzendste Erfahrung das Gegentheil erwiesen, wofür sich Gründe mancherlei Art darbieten und auffinden lassen. Der wichtigste möchte seyn, daß große Geister das Werkzeug der Sprache bewundernswürdig gestalten: mens agitat linguam! Allerdings haben die französischen Kriege und die der beiden Rosen, jede Entwickelung wesentlich verzögert, aber doch nicht ganz gehemmt.

Mit Recht wird Chaucer (geb. 1328, gest. 1400) als die erste hervorragende Persönlichkeit betrachtet, welche auf englische Sprachbildung und Dichtung den größten Einfluß hatte. Er kannte Petrarka und Boccacio und legte seinem Hauptwerke, den Canterbury Erzählungen, viel Italienisches und Französisches zum Grunde. Anderes ist ihm eigenthümlich, und wenn seine Verse der Prosa des Boccacio nachstehen, so bleiben ihm Vorzüge abweichender Art. Wollte man auch seine Hinneigung zum Komischen, nicht als einen solchen gelten lassen, so sind doch die 30 Pilger, welche nach Canterbury wallfahrten und abwechselnd Erzählungen vortragen, weit mannigfaltiger, ergötzlicher und schärfer charakterisirt, als die Gesellschaft im Dekameron des Boccacio.

Noch vor Chaucer dichtete der Schotte Barbours (st. 1396) seinen Robert Bruce, ein edles Nationalwerk wie es England nicht besitzt. Geringer als Chaucer und Barbours ist Gower, welcher die Launen der Verliebten in 30,000 Versen beschrieb, und durch eingefügte Allegorien die unvermeidliche Langeweile nur vermehrte. Auf ähnlichem Wege beharrte Lydgate, und auch Dunbar (1465—1520) hat seine Gedichte, (die Distel

und die Roſe, und der goldene Spiegel) durch Allegorien erkältet und faſt unerträglich gemacht.

Gleichzeitig mit dieſer angeblich vornehmeren Entwickelung entſtanden natürlicher, eigenthümlicher, erfreulicher eine große Zahl von engliſchen und noch mehr ſchottiſchen Volksliedern und Balladen, zum Theil von höchſter Schönheit und Innigkeit. Mögen hier zweie Platz finden. [1])

1) An eine Eiche lehnt ich mich an
Und glaubte daß ſie ſicher ſey,
Doch ſie bog ſich und brach ſodann,
So brach mir auch mein Lieb die Treu'.
O weh, o weh daß die Liebe gut
Nur kurze Zeit, ſo lang ſie grün;
Doch wenn ſie alt, dann wird ſie kalt
Und ſchwindet wie Morgenthau dahin!
O warum putz' ich noch mein Haupt
Und warum kämm' ich noch mein Haar?
Da mich mein treues Lieb verließ
Und ihre Lieb zu Ende war!
O Martinswind (Herbſtwind) wann willſt du wehen,
Und ſchütteln die grünen Blätter vom Baum?
O ſanfter Tod wann wirſt du kommen,
Denn ich ertrage mein Leben kaum.
's iſt nicht der Froſt mit ſeinem Eis,
's iſt nicht des Schneeſturms Macht aus Norden,
Nicht ſolche Kälte die mich macht weinen,
Doch daß mein Lieb mir kalt geworden. —
O wer das wüßte, bevor er küßte,
Daß Liebe ein ſo ſchlechter Gewinn,
Der ſchlöſſe ſein Herz in goldne Truhe,
Mit der Silbernadel geſteckt dorthin!

2) O wäre mein Lieb die rothe Roſe
Auf dem Wall des Schloſſes dort,
Und ich ſelber wär ein Tropfen Thau,
Auf die Roſe fiel' ich ſofort
O mein Lieb iſt lieblich, lieblich, lieblich
O lieblich und ſchön biſt Du,
Schau ich Dir nur in Dein hold Geſicht,
Lachſt Du mir freundlich wieder zu.

1) Büchner, Geſchichte der engliſchen Poeſie, I, 81.

O wäre mein Lieb ein Waizenkörnlein
Und wüchs auf jenem Lilienfeld,
Und ich wär' ein liebes Vögelein,
Mit dem Körnlein flög' ich in die Welt.
O mein Lieb iſt lieblich u. ſ. w.
O wäre mein Lieb ein Kaſten voll Golde
Und ich hätte den Schlüſſel dazu,
Ich öffnete ihn ſo oft ich wollte,
Und wäre bei meinem Liebchen dann.
O mein Lieb iſt lieblich u. ſ. w.

13.

Kommen wir nach langen Umwegen zu unſerem Vaterlande, zu Deutſchland, ſo iſt hier viel zu loben und viel zu beklagen. Eine reine, urſprüngliche Sprache, reich an Formen und Wohlklang, welche ſpäter durch Weiterbilden und Abſchleifen gewann, aber auch verlor. Die Ueberſetzungen der Evangelien durch Ulphilas (im 4. Jahrhundert) die Harmonie der Evangelien durch Otfried (im 9. Jahrhuudert), der Lobgeſang auf den heiligen Hanno, ſind merkwürdige, werthvolle Denkmale. Den größten, bewundernswürdigen Reichthum bringt aber die Zeit der Hohenſtaufen. Mag zuvörderſt etlichen, der ſo zahlreichen lyriſchen Dichter, das Provenzaliſche als Muſter vorgeſchwebt haben; ſo zeigen ſie auch Treffliches was dort fehlt; und wenngleich die von Deutſchen aus der Fremde übernommenen Stoffe epiſcher Dichtungen, an den ſchou gerügten Mängeln leiden, und wir den Umfang und das Maaß des Hinzugefügten nicht genau kennen, ſo war dies doch wohl nicht ohne Werth und Eigenthümlichkeit. Andererſeits ſtehen dieſe, von mir in der Geſchichte der Hoheuſtaufen umſtändlich beurtheilten Werke, ohne Zweifel dem weſentlich deutſchen, den Nibelungen, weit nach. Dieſe beruhen nicht auf willkürlichen, unglaublichen Erfindungen eines Einzelnen, ſondern erwuchſen naturgemäß aus unzähligen Anregungen, Vorgängen und Sagen. Daß dieſe aber zu ſo großer, faſt beiſpielloſer, tragiſcher Einheit geſtaltet wurden, iſt (wie Einige ſagen) das Werk vieler kleinen Lehrjungen, oder

(wie Andere behaupten) eines bewundernswerthen, alles Einzelne ordnenden, beherrſchenden, belebenden Meiſters.

[Leſen: Hohenſt. VI, 458—470, Dichtung.
— 519, Kleidung.
— 571, 580, Frauen.
— 533, Aberglaube.
— 215, Reliquien.]

Daß auch die Proſa ſich damals ſchon entwickelte, zeigen der Sachſenſpiegel und der Schwabenſpiegel, — und nur das Drama fehlt, wie überall.

Zum Schluſſe des hohenſtaufiſchen Zeitalters, pflegt man wohl noch Konrad von Würzburg lobend zu erwähnen; aber ein aus fremder Hand übernommenes Gedicht vom trojaniſchen Kriege, welches in vielen tauſend Verſen nur bis zur Abfahrt der Griechen von Aulis führt, muß (trotz einzelner gelungener Stellen) langweilig und geſchmacklos ſeyn.

Alles was die hohenſtaufiſchen Kaiſer, und die größten ihrer Vorgänger thaten, iſt in neueſter Zeit aus einem Geſichtspunkte des neunzehnten Jahrhunderts, als unverſtändig und ſchädlich bezeichnet worden. In Wahrheit hat aber jede Zeit ihre natürlichen, eigenthümlichen, unvermeidlichen Aufgaben zu löſen.

Seit dem Tode Friedrichs II. ſinkt das Kaiſerthum: es werden geringere Aufgaben geſtellt, geringern Perſonen anvertraut, und in geringerer Weiſe gelöſet. Es fehlt an großen umfaſſenden Intereſſen und Zwecken, Alles zieht ſich zuſammen auf engere Kreiſe, und wo das Theologiſche, das Verhältniß von Staat und Kirche etwa hervortritt, erzeugt es nur unfruchtbare Spaltungen, ohne großartige Erfolge.

Bürgerliche Thätigkeit, Erwerb, ſtädtiſche Fortſchritte ſind nicht zu verkennen, und ſehr zu loben; aber die Sprache zerfällt in untergeordnete Dialekte, die latiniſirenden Univerſitäten pflegen meiſt eine pedantiſche, aufs Volk nicht wirkende Gelehrſamkeit; es erwuchs kein Athen, oder Florenz; die Dichtkunſt ſank herab zum trocken verſtändigen, und zugleich überkünſtelten, langweiligen Meiſtergeſang. Zwei Jahrhunderte, das 14. und 15., erzeugten keinen wahrhaft großen Dichter; und mit den kleinen

ſich abzumühen, überlaſſen wir gern den eigentlichen Litterarhiſtorikern. Giebt es doch in dieſer langen, langen Zeit, kaum irgend ein deutſches Werk das noch geleſen würde, und zugleich nach Form und Inhalt verdiente geleſen zu werden.

Ich wiederhole: Italien lag in dieſer Zeit faſt ganz außerhalb des Kreiſes deutſcher Theilnahme und Thätigkeit, Kreuzzüge nach Jeruſalem galten für thöricht, und man ließ Konſtantinopel durch die Türken erobern, ohne auch nur einen ernſten Verſuch zu machen europäiſch chriſtliche Freiheit und Bildung, gegen aſiatiſche Roheit und Muhamedanismus zu ſchützen. Ueberall die, jetzt faſt ausſchließend gerühmte, Beſchränkung auf nationale Thätigkeit (oder Unthätigkeit) innerhalb der Grenzen Deutſchlands.

So, nicht unnatürlich, in jenen Zeiten. Der Gedanke, der Begriff deutſcher Weltherrſchaft, mit großen Kaiſern an der Spitze, konnte allerdings nicht von Männern verwirklicht werden, die, wie Kaiſer Friedrich III., ein halbes Jahrhundert lang nur ſich und Andere langweilten. Die Ariſtokratie der weltlichen und geiſtlichen Fürſten überflügelte den monarchiſchen Beſtandtheil und beſchränkte, ſoweit es von ihr abhing, die mehr demokratiſche Richtung der Städte. Nicht genug, daß die Blicke nirgends über Deutſchland hinausreichten, trat auch das allgemein Deutſche in den Hintergrund, während allerdings das Landſchaftliche und Oertliche mit Liebe, Fleiß und Erfolg gehegt und gepflegt ward.

Hier liegt der Troſt über viele Mängel anderer Art, und das in ſeiner Beſchränkung Geſunde, Kräftige, hätte ſich wohl löblich und ſiegreich erweitert, wäre nicht die Kirchenſpaltung dazwiſchen getreten. Von gemäßigten, aber nicht erhörten Wünſchen, von ernſtern zurückgewieſenen Vorſchlägen, kam man allmählig zu einer faſt beiſpielloſen Auflöſung aller bürgerlichen und ſittlichen Ordnung, bis der weſtphäliſche Friede, (nach verdammlichem, dreißigjährigen Kriege) den leiblich und geiſtig Entarteten und Ermatteten die Ueberzeugung aufzwang: jener, angeblich zu Gottes Ehren hartnäckig verfolgte Weg, ſey ein Irr-

weg geweſen, und Deutſchland nicht beſtimmt in katholiſche, oder proteſtantiſche Feſſeln geſchlagen zu werden. Die lebendige Freiheit lag wo anders, und man bedurfte noch ein Jahrhundert, um die furchtbare äußere Zerſtörung, und die innerlichen Leidenſchaften zu ermäßigen und auszuheilen.

Daß unter ſolchen Verhältniſſen die litterariſche Entwickelung vernachläſſigt war und blieb, verſteht ſich von ſelbſt, und wir erſparen uns die bittere Mühe hiefür, an dieſer Stelle, umſtändliche Beweiſe zu geben.

14.

Wenden wir uns jetzt wieder nach Italien. Es ſtand zur Zeit der Mediceer ohne Zweifel allen Ländern Europas voran in Hinſicht auf Kenntniß der alten Litterätur und Kunſt, ſowie in Hinſicht auf manche andere geiſtige Beſtrebungen. Doch umfaßten dieſe Thätigkeiten und Bildungsſtufen nicht Alles was der Einzelne, was ein Volk erſtreben ſoll und erreichen kann. Die hier ſich offenbarenden Mängel, haben Italien lange und ſchwere Leiden bereitet, und bis auf den heutigen Tag iſt der rechte Weg nicht gefunden ſich davon, ohne Verletzung der höchſten ſittlichen und religiöſen Geſetze, dauernd zu befreien.

Mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen vom Falle der Hohenſtaufen, bis zum Einbruche Karls VIII., wo die Italiener von keiner überwiegend ſtarken, fremden Macht irgend erheblich geſtört wurden in Hinſicht auf ſittliche und politiſche Entwickelung. Es hing weſentlich von ihnen ab, auch auf dieſem Boden fortzuſchreiten, und Wiſſenſchaft und Kunſt damit in harmoniſche, Lücken ausfüllende Verbindung zu bringen. Des letzten, neueſten Ruhmes froh, betrachteten ſie die Alpen, als die Gränze der gebildeten Welt, und hielten es für ganz überflüſſig von dem belehrende Kenntniß zu erwerben, was ſich jenſeits derſelben zutrug.

Innerhalb Italiens lag der heutige Gedanke einer politiſchen Einheit des ganzen Landes durchaus fern, und ebenſo wenig

ward irgendwo der Grund gelegt zu einem allgemeinen dauernden Bunde. Vielmehr wechselten unzählige Male kleinere Bündniſſe und Gegenbündniſſe, Umſtellungen der Parteien, Fehden und Kriege der verdammlichſten Art, um ein angebliches Ideal des politiſchen Gleichgewichts zu verwirklichen, oder zu erkünſteln. Hiebei kam man nicht hinaus über eine ganz materialiſtiſche Auffaſſung von Quadratmeilen, Bevölkerung und Steuern; womit in Verbindung trat ein Kriegsſyſtem der ſich vermiethenden Condottieri, ſo daß von eigener Tapferkeit und ſich opfernder Vaterlandsliebe gar nicht die Rede war, oder ſeyn konnte.

Daß durch die ganze Weltgeſchichte ein ewiger, heiliger und heiligender Faden des Rechts und der Tugend hindurchgehe, daß ohne ihn aller Werth verſchwinde, alles künſtlich Gebildete auseinanderfalle, ward nirgends hervorgehoben, und die abſcheuliche, verbrecheriſche Praxis durch Macchiavelli zu einem ſcheinbar wiſſenſchaftlichen Syſteme ausgearbeitet, und als natürlich, klug und erfolgreich hingeſtellt. [1]) Höfliche Umdeutungen dieſer unſittlichen Politik, änderten weder die Grundſätze, noch hemmten ſie die Praxis, bis das gottloſe, haltungsloſe, ſelbſtgefällige Getreibe in den kleinen italieniſchen Staaten, gleichzeitig, oder abwechſelnd von drei rieſenhaft emporwachſenden Völkern rückſichtslos zerſchlagen ward, von den Franzoſen, Spaniern und Deutſchen.

Daß die ſchlechte ſpaniſche, und die beſſere öſterreichiſche Herrſchaft, gleich verhaßt blieben, mag begreiflich ſeyn; der Aberglaube jedoch daß die Franzoſen wahre Freiheit und Unabhängigkeit brächten, dauert meiſt fort bis auf unſere Tage.

Einige italieniſche Schriftſteller jener früheren Zeit bewegen ſich in den bezeichneten Richtungen; andere leben der Ueberzeugung ihr geheiligter, unantaſtbarer Boden könne durch äußere

---

1) Raumer, Recht und Staat 32. „Macchiavel iſt eine Warnung für alle Zeiten, ein mächtiges, aber verſtümmeltes Bruchſtück eines großen Mannes. Mohl III, 541." — „Er iſt ein Knecht ſeiner Zeit, im ſchlechten Sinne des Worts. Kaltenborn 113."

Ereigniſſe nicht beſchränkt, oder verunreinigt werden. Die Philoſophen erforſchten mehr die Natur, als die geſelligen und ſittlichen Verhältniſſe der Menſchen; und die Dichter lebten vergnügt mit Rüdigern und Rodomonten, mit Marfiſen und Bradamanten, während ringsum der Leiden und Gräuel kein Ende war. So fehlt es an einer allſeitigen Reinigung der Leidenſchaften, an einer durchgreifenden, ſittlichen Heiligung. Kehren wir nach dieſen ſich aufdringenden, traurigen Betrachtungen zu den (trotz angedeuteter Schattenſeiten) doch helleren Kreiſen der eigentlichen Litteratur zurück.

15.

Unter dem griechiſchen Worte Epos, wird ſo Verſchiedenartiges verſtanden und zuſammengefaßt, daß die Veranlaſſung nahe liegt ſich über deſſen Bedeutung näher zu verſtändigen. Begreifen wir unter jenem Worte zunächſt alle erzählenden Gedichte, ſo zerfallen dieſe der Form nach in zwei große Abtheilungen, in proſaiſche und metriſche Gedichte. Man darf nämlich Romane und Novellen, ihrer Proſa halber, nicht aus dem Garten der Poeſie hinausweiſen; ſie ſind oft dichteriſcher, als das Gemeſſene und Gereimte.

Wiederum zeigen ſelbſt die proſodiſch erzählenden Gedichte, eine ſo große Mannigfaltigkeit daß es ein ſchwerer Irthum wäre, nur eine Form derſelben anzuerkennen. Vielmehr bedingt der Inhalt auch die metriſche Form, und es wird niemand einfallen den Homer in das Versmaaß der Nibelungen, oder dieſe in Hexameter umzugeſtalten; oder Dante in Ottaverime und Milton in Terzinen.

Hat es alſo keinen Zweifel daß für Verſchiedenheit der Form eine volle Berechtigung vorliegt, ſo war es noch irriger für alle ſpäteren epiſchen Gedichte, die antike Behandlung des Homer und Virgil zu fordern und nachzuahmen. Dieſer Irrthum hatte ſchädliche Folgen: er führte zu einem Miſchmaſch von Mytho-

logien, Göttern und Göttinnen, Zaubern, Wundern, Allegorien u. s. w., meist unnatürlich und in Wahrheit undichterisch.

Gehen wir näher ein auf die epischen Dichtungen, so zerfallen sie, nach dem ergriffenen Eintheilungsgrunde, in verschiedene Klassen, in ähnliche, oder mehr gesonderte Familien. Einige erwachsen aus vielen Sagen und allmähligen Vorarbeiten, so die Ilias und die Nibelungen; andere aus einer, fast ausschließlich benutzten Quelle, so das verlorne Paradies und der Messias. Von einigen Epopeen sind die Verfasser, trotz ihrer letzten überaus großen Verdienste, unbekannt geblieben; von anderen haben wir vollständige Lebensberichte. Einige verknüpfen geschichtliche Thatsachen, mit erfundenen Episoden, wie Camoens und Tasso; Andere verschmähen Geschichte, Erdkunde, Zeit und Ort, Volksthümlichkeit u. s. w., sie bewegen sich ihrer Schöpferkraft vertrauend, man möchte sagen im Unmöglichen, so Ariost. Noch andere endlich leben der Ueberzeugung: ein fester, geschichtlicher Boden, und das einfache wunderlose Daseyn in der Gegenwart sey keineswegs unpoetisch, sondern schließe die edelsten Tiefen des Geistes und Gemüths nicht minder auf als jene glänzende und blendende Fantastik; so Tieck in seinen Novellen und Goethe in seinem Hermann.

Erfreuen wir uns also des schönen Reichthums, beschränken wir nicht durch pedantische Forderungen den Kreis der Einsicht und des Genusses, verlangen wir nicht daß allen Bäumen eine Rinde wachse, schlagen wir nicht die bunten, heiteren Erscheinungen, oder tiefsinnigen Schöpfungen in Stücke, um Alles auf einen todten Leisten zusammenzupressen. Welch ein Unterschied, schon zwischen Homer und Virgil, und wenn man früher diesen irrig über jenen hinaufsetzte, so soll man bei neuerer Beurtheilung nicht vergessen wie ausgezeichnet er war für seine Zeit und Umgebung und wie weit die meisten anderen römischen Epopeendichter hinter ihm zurückstehen. Die große Gesinnung und die umfassende Aufgabe Lukans, ist mit Unrecht einiger rhetorischen Auswüchse halber vergessen worden, welche sich in späteren Werken noch viel zahlreicher vorfinden.

16.

Alles, ſagt Salomo, hat ſeine Zeit, ſo auch das Leſen der Epopeen. Was man hier aber in der Jugend verſäumt, wird man ſchwerlich im Alter nachholen. Mir war es aber ſchon in der Jugend unmöglich die vielen italieniſchen, von Geſchichtſchreibern der Litteratur meiſt empfohlenen Gedichte (z. B. 69 Geſänge des Bojardo) zu leſen. Nach fleißigem Anfange legte ich ſie bald ermüdet und unbefriedigt zur Seite, und bin deshalb weder befähigt noch berechtigt über ſie zu urtheilen. Nur Homer und die Nibelungen halten mich noch im Alter auf erfreuliche Weiſe feſt, und wenn ich auch jetzt von Zeit zu Zeit den Arioſt in die Hand nehme, ſo geſchieht es doch nicht um 46 Geſänge hintereinander zu leſen.

[Leſen: Bouterweck II, 22.
Goethe, Taſſo IX, 131.]

Ludoviko Arioſto ward 1474 (genau 100 Jahre nach Petrarkas Tode) geboren und ſtarb 1533; die erſte Ausgabe ſeines Orlando Furioſo erſchien 1516. Goethe hat ein ſo glänzend dichteriſches Lob über Arioſt ausgeſprochen, daß kaum etwas gleich vollendetes in deſſen Werke anzutreffen iſt. Es erſcheint unmöglich jenem Lobe etwas Erhebliches zuzuſetzen, und faſt verdammlich irgend einen Tadel gegenüber zu ſtellen. Doch mögen hier zwei Urtheile folgen, des Italieners Gravina und des Franzoſen Guingené. Jener ſagt: „Fehler ſind, die langweiligen und verdrießlichen Unterbrechungen der Erzählungen, die Spaßereien inmitten der ernſthafteſten Dinge, das Unſchickliche der Worte und bisweilen ſelbſt der Empfindungen, zu häufige Uebertreibungen, zu geringe Formen, müßige Abſchweifungen, nur hinzugefügt um den Hofgeſellſchaften in Ferrara zu gefallen, wo Arioſt mehr ſuchte ſich den Damen angenehm zu machen, als daß er eingedenk war der ſtrengen Urtheile der Dichtkunſt und des Geſchmacks. — Dennoch iſt Arioſt, mit allen dieſen Fehlern, Allen denen weit überlegen, welche von denſelben frei

ſind, aber auch nicht ſeine großen Eigenſchaften beſitzen. Sie entzücken den Leſer durch die natürliche Grazie, wodurch Arioſt ſelbſt ſeine Fehler würzt, und dieſen Verzeihung verſchafft. Seine Nachläſſigkeiten gefallen mehr, als alle Kunſtmittel der Anderen. Er iſt ein ſo freier Genius und ſein Styl ſo angenehm, daß ihn zu kritiſiren, faſt als eine pedantiſche Strenge und als Unhöflichkeit erſcheint."

Aehnlichem Lobe fügt Guingené hinzu: „welche Kunſt und welches Genie auch ein großer Dichter in eine romantiſche Epopee hineinlegen mag, fehlt (ungeachtet unſeres Geſchmacks für Fabeln und Wunderbares) doch das Weſentliche, die Wahrheit. Handlungen ohne Wirklichkeit, erfundene Helden, nicht bloß unnatürliche, ſondern meiſt auch unwahrſcheinliche Mittel, Erzählungen vorgetragen von jemand, der ſich über das Erzählte ſelbſt luſtig zu machen ſcheint; — können wohl blenden, und den esprit vergnügen; aber der Antheil der Vernunft iſt faſt null, und welchen ſtarken Antheil man auch der Narrheit einräumt, fordert doch ſtets die Vernunft den ihrigen."

Gewiß haben die Ritterromane und Bojardos Vorgang weſentlichen Einfluß auf den Plan des Werks von Arioſt und auf die Behandlung des Stoffes gehabt: er hat beides, er hat Sprache und Erzählung weſentlich vervollkommt, und beſtrebt ſich trotz willkürlicher Unterbrechungen (faſt wie in 1001 Nacht), die Theilnahme der Leſer immer wieder zu erregen. Allerdings aber verſchwindet alle Einheit vor der Mannigfaltigkeit des Zuſammengewürfelten und Fortinguerra bewies durch ſeinen Ricciardetto, daß man den Orlando, ohne genügenden Abſchluß, ins Endloſe fortſetzen könne. Den deutſchen Tadel: es fehle Arioſt an tiefer, ſittlicher Gemüthlichkeit und zarter Sentimentalität, würden die Italiener kaum verſtehen; oder dagegen vielleicht erklären: Arioſts heitere Lebensluſt ſey ihnen lieber, als die ängſtliche Ziererei und klägliche Schwäche, welche ſich in manchen deutſchen Erzeugniſſen für Zartheit und Tugend ausgebe. Erheblicher erſcheint der Vorwurf: trotz der ſteten Abwechslung der Verhältniſſe, der Situationen, trotz dem Umher-

treiben der Herrn und Damen in allen Theilen der Welt, fänden ſich im Arioſt unintereſſante Wiederholungen; auch wären viele ſeiner Charaktere untereinander ſo ähnlich, daß man ſie nur mit Mühe unterſcheide. Es fehle die ſcharfe Zeichnung, welche den Perſonen Homers ein ewiges, feſtes Daſeyn verleihe. Ja man komme bei Arioſt gar nicht zu der Ueberzeugung, ſeine Perſonen hätten jemals exiſtirt; ſie erſchienen nur als willkürliche Fantasmen, als täuſchende Werkzeuge des Dichters, während man eher an dem Daſeyn Homers, als an dem Daſeyn Agamemnons und Achills gezweifelt habe. Ja einige Male vermiſſe man die ſonſt ſo heitere, erfreuliche Schönheit; z. B. wenn Alcina zuletzt als vecchia puttana erſcheine. Gewiß hat Taſſo dieſe Epiſode in ſeiner Armide veredelt und verſchönert.

[Leſen: Schlegel IV, 89.]

17.

Arioſt hat die, ihn im Leben treffenden Unannehmlichkeiten ſicher mit leichtem, heiteren Sinn zu überwinden gewußt; aber keinem hochbegabten Manne ſind wohl jemals ſo viel Leiden von innen heraus entſtanden, keiner iſt von außen mit ſo unbegreiflicher Härte behandelt worden, als Taſſo (geb. 1544, geſt. 1595, fünf Jahrhunderte nach dem Ausbruche des erſten Kreuzzuges). Durch die ſorgfältigſten Unterſuchungen ſind einzelne Abſchnitte und Thatſachen ſeines Lebens hinlänglich aufgeklärt worden; andere dagegen bleiben noch immer in mehr oder weniger Dunkel gehüllt. Gewiß litt Taſſo ſchon früh an ängſtlichem Trübſinn; wie die von ihm der Inquiſition vorgelegten Zweifel und Sorgen über ſeinen Glauben erweiſen. In Zwiſchenräumen ſteigerte ſich dieſe Melancholie zu menſchenfeindlicher Betrachtung und Beurtheilung aller ſeiner Umgebungen, ja zu großen Thorheiten und eigentlichem Wahnſinn. Kam er doch ſelbſt hierüber von Zeit zu Zeit zu klarer Einſicht, ohne

durch körperliche Herſtellung und Kraft des Willens, allen Rückfällen vorzubeugen.

[Leſen: Bouterwek II, 219.]

Daß bloßes Verliebtſeyn dies Alles herbeigeführt habe, iſt unerwieſen und unerweislich; daß aber ein ſo gefühlvoller Dichter gegen liebenswürdige Frauen nicht gleichgültig geweſen, verſteht ſich von ſelbſt. Gewiß ſtanden hiebei in erſter Reihe die Schweſtern Lukrezia und Leonore von Eſte; an beide richtete er theilnehmende Gedichte, beide erfreuten ſich ſeines näheren Umgangs. Daſſelbe gilt von der geiſtreichen Leonore Sanvitale; wogegen es zweifelhaft bleibt ob er den beiden vornehmen Leonoren, eine dritte aus minder hohen Regionen zugeſellte. Was zu jener Zeit im Umgange zwiſchen Männern und Frauen für erlaubt galt, iſt ſchwer zu entſcheiden; doch urtheilte man damals wohl nachſichtiger, als jetzt. Lukrezia und Leonore Eſte waren allerdings älter wie Taſſo, doch darf man dies nicht mit großem Gewicht in die Wagſchale legen, denn ihre höhere Stellung glich es aus, und nicht minder erweiſet die Erfahrung, daß junge Männer und etwas ältere Frauen ſich gegenſeitig oft ſehr gefallen.

Wenn die bekannte Erzählung wahr iſt: Taſſo habe die Prinzeſſin vor dem Hofe umarmt und dadurch den höchſten Anſtoß gegeben, ſo beweiſet dies einen geiſtigen Mangel an Selbſtbeherrſchung, ja klare Thorheit; oder zugleich, daß zwiſchen ihm und der Prinzeſſin gewiß kein engeres, geheimes Verſtändniß ſtatt fand. Wie dem auch ſey, ſo erklärt jene angebliche Unſchicklichkeit keineswegs die jahrelange Härte des Herzogs Alfons, und ebenſo wenig begreift man welche unerträgliche Unannehmlichkeiten, der in Freiheit geſetzte Dichter dem Herrſcher hätte bereiten können. Vielmehr liegt die Anſicht nahe, Taſſos Irreſeyn ſey der wahre Grund ſeiner Haft geweſen. Wiederum ſteht dem entgegen, daß Alfons (ohne Rückſicht auf bittere Urtheile und ſeinen Ruf) allen Bitten um Taſſos Freilaſſung widerſtand, welche doch entweder ſeine Thorheit, oder die Unſchädlichkeit ſeiner Freiheit an den Tag gebracht hätte. Nach

der Freilaſſung dauerten allerdings manche leibliche und geiſtige Leiden Taſſos fort; doch waren ſie ſeitdem nicht der Art, daß ſie eine neue Einſperrung nöthig gemacht und gerechtfertigt hätten. Wie man aber auch die Thatſachen betrachten und beurtheilen mag, ohne Zweifel waren die Leiden des reichbegabten Dichters unermeßlich und es erregt zugleich tiefes Mitleid und Bewunderung, daß er bei ſolchen Verhältniſſen ſo viel zu leiſten vermochte.

Obgleich Taſſo den Arioſt aufrichtig verehrte, entfernte er ſich doch mit Vorſatz weſentlich von ihm in Hinſicht der Auffaſſung und Behandlung eines epiſchen Gedichtes. Ihm genügten in keiner Weiſe die Wolkengeſtalten erfundener Perſonen und das willkürliche Durcheinanderwürfeln mannigfacher Ereigniſſe; er wählte vielmehr einen großen geſchichtlichen Gegenſtand, und bezweckte, nach antiker Weiſe, die Einheit oder Vereinigung des, nur ſcheinbar Zerſtreuten.

Es iſt bekannt welche herbe Urtheile man, nach anfänglichem Lobpreiſen des befreiten Jeruſalem, über daſſelbe fällte; Taſſo wurde aber ſelbſt der härteſte Beurtheiler ſeines Werks, indem er es umarbeitete. Die beſonnene Nachwelt hat jedoch der erſten Geſtaltung weit den Vorzug gegeben und die damaligen Kritiker, ja Taſſo ſelbſt, unberückſichtigt gelaſſen. Wäre die theoretiſch vorgeſteckte Einheit des Gedichts ſein höchſtes Verdienſt, ſo hätten diejenigen welche die Epiſoden herauswerfen wollten, nicht ſo ganz Unrecht; wir glauben dagegen daß ſie zu den größten Zierden des Gedichts gehören, mithin Olint und Sophronia, Erminia, Chlorinde, Armide. Behaupten muß man jedoch, Taſſo habe keineswegs die Führer des erſten Kreuzzugs geſchichtlich behandelt, und noch weniger die Muhamedaner. Natürliches und Uebernatürliches wachſe nicht zuſammen, es entſtehe ein Zwieſpalt zwiſchen der Wahrheit und der Dichtung, dem Bezweckten und Erreichten, und aus dieſen und andern Gründen habe Taſſo den Italienern das nicht werden können, was Homer den Griechen war.

Auf eine nähere Vergleichung des Arioſt und Taſſo einzu-

gehn, scheint uns überflüssig: der eigenthümliche Werth und die Verschiedenheit liegt zu Tage; mag man nun den vorziehen, welcher der eigenen Natur am meisten zusagt, oder sich abwechselnd an beiden erfreuen: beides ist tadellos und natürlich.

18.

Auffallend bleibt es daß außer Italien, nur Portugal eine epische Dichtung hohen Ranges besitzt, während es für jene Zeiten in Spanien, Frankreich, England und Deutschland daran fehlt. Man kann zur Erklärung dieser Thatsache allerhand Gründe aufsuchen; doch möchte der einfachste und natürlichste seyn, daß nur in Italien und Portugal Dichter geboren wurden, der Lösung einer so großen Aufgabe gewachsen. Wiederum sind die Lusiaden des Camoens, von den Dichtungen des Ariost und Tasso wesentlich verschieden. Portugal begeistert den Portugiesen; er setzt alle Kraft seines dichterisch patriotischen Geistes daran, die Großthaten seiner Landsleute zu schildern. Hiedurch gewinnt sein Werk einen festern, bedeutendern, würdigern Boden als irgend ein anderes episches Gedicht, und wenn Lukans Aufgabe an Umfang nicht nachsteht, so ist doch ihr Inhalt der jammervolle Untergang Roms, während Camoens die thatkräftige Erhebung eines jugendlichen Volkes, und eine bewundernswerthe Entdeckung großer Länder darstellt.

[Lesen: Bouterwek IV, 142—153.]

Tadelnd hat man eingewandt: ein großer Theil seines Werks sey nur eine trockne geschichtliche Chronik und ein Lehrbuch der Erdbeschreibung. Allein die Wahrheit, und die damals unerhörte Neuheit des Erzählten, giebt dem Allem eine ganz andere Haltung und einen höheren Werth, als leere Erfindungen ohne geschichtliche und geographische Grundlage haben können. Der Erdkreis wird von den kühnen Portugiesen aufgeschlossen, der Schauplatz ihrer Thaten umfaßt Afrika und Asien, und wenn der Dichter in die Zukunft vorgreifend auch von späteren Thaten berichtet, so giebt dies einen weit wichtigern, großartigen In-

halt, als wenn Arioſt lange Weiſſagungen über die kleinen Fürſten von Ferrara in ſein Werk aufnimmt.

Der gelehrten Beziehungen könnten weniger ſeyn; die Art jedoch wie Camoens die alte Götterwelt in Bewegung ſetzt, ohne ſie in leere Allegorien zu verwandeln, erſcheint faſt als unentbehrlicher Schmuck, und die Zauberinſel der Afrodite, das Zauberfeſt für alle portugieſiſchen Führer und alle Theilnehmer des Heldenzuges, iſt heiterer, mannigfaltiger, dichteriſcher, als das Spezialvergnügen des Rüdiger bei Alcinen, welches widerwärtig endet, und des Rinald bei Armiden, welches zu Vorwürfen und Gewiſſensbiſſen führt.

Man hat den Schiffskatalog in der Ilias, als eine unnütze, langweilige Zugabe bezeichnet; für die Griechen hatte er jedoch einen ſehr großen Werth. Ebenſo iſt die Aufnahme des weſentlichen Inhalts der portugieſiſchen Geſchichte für Camoens vollkommen gerechtfertigt, und ſelbſt das Bittere (wie die Geſchichte der Ines von Caſtro) erweckt ſchon durch die Trefflichkeit der Erzählung die höchſte Theilnahme. Daß Arioſt (und ähnlich Taſſo) ein lobpreiſendes Verzeichniß aller zum Hauſe Eſte gehörigen unbedeutenden Perſonen vorlegt, läßt ſich nur entſchuldigen, weil der Dichter hier dem Hofmann nachzugeben Veranlaſſung hatte; — doch ward ihm die Schmeichelei nicht, nach Erwartung gelohnt.

Weit undankbarer zeigte ſich jedoch in Portugal, König und Volk gegen den Dichter, der ihren Ruhm allein würdevoll verkündet, und in der portugieſiſchen Litteratur weit als der Erſte ſeinen Platz erhalten hat. Daß er weniger geleſen wird als die italieniſchen Dichter, entſcheidet nicht über ſeinen Werth; wie er ſich und ſeine Aufgabe (mit Recht) ſelbſt betrachtete, zeigen folgende Stellen ſeines Werks:

O, höre mich! Nicht leere Fantaſien,
Nicht Dichtung ohne Wahrheit, ohne Leben,
Wie oft der fremden Muſen Stolz verliehen,
Soll Deinem Volke Lob und Ehre geben!

Denn Thaten ſind in ſeinem Schooß gediehen,
Die über alle Dichtung weit ſich heben;
Daß Rodomont, Roger und Roland ſchweigen,
Wollt auch die Wahrheit ihren Thaten zeugen. (I, 11.)

Sie mögen
Von Stürmen ſagen, die aus Schläuchen ziehen,
Von Nymphen, die in Lieb' entbrannt ſich zeigen,
Und, wie die Koſt beſudelt von Harpyen,
Und Lebende ins Reich der Schatten ſteigen;
Denn welchen Glanz die Dichtung auch verliehen,
So iſt ihr Wahn und Fabel doch nur eigen;
Die Wahrheit, nackt und rein, wie ich verkündet,
Weit allen Pomp der Schriften überwindet. (V, 89.)

So überwog bei Camoens die Liebe zu ſeinem Vaterlande alle andere Rückſichten in einer Weiſe, wovon ſich bei den italieniſchen Dichtern keine Spur zeigt: eine nicht unnatürliche Folge der Verhältniſſe Portugals und Italiens.

Zu ſich zurückkehrend klagt Camoens in ſchmerzlich rührender Weiſe:

Und nicht genug, o Nymphen, daß verwieſen
Mein Leben ward zu Elend, Noth und Bangen!
Wenn nicht von denen, die mein Lied geprieſen,
Ich hätte ſolchen Sängerlohn empfangen.
Statt Muße, wie ich hoffte, zu genießen,
Durch meines Lorbeerkranzes Ruhm und Prangen,
Ward unerhörte Arbeit mir gemeſſen
Und dann des Sängers hartes Loos vergeſſen. (VII, 81.)

Die Jahre gehen abwärts und es ſchwindet
Der Sommer bald, dem Herbſte Raum zu geben.
Die hohe Kraft, die hartes Schickſal bindet,
Vermag nicht mehr nach Herrlichem zu ſtreben;
Den Geiſt, den Kummer, groß und viel umwindet,
Wird Lethe bald mit ewgem Schlaf umweben!
Doch möcht' ich wohl das Lied vorher noch enden,
Das ich, o Göttin, meinem Volk will ſpenden. (X, 9.)

[Leſen: I, 1—5, Anfang.
I, 10—11, Vaterland.
III, 120—135, Ines.
IV, 88—93, Vascos Abſchied.

IX, 51—64, Venus Inſel.
VI, 38—42, Zwölf v. Engelland.
Raumer vermiſchte Schriften II, 162—5, Ines.
Schlegel IV, 262.]

Ein Deutſcher, Ludwig Tieck, hat in ſeiner Novelle: „Der Tod des Dichters", dem Camoens ein Denkmal geſetzt, welches die Größe und das Gemüth beider Dichter, für jeden Unbefangenen in das hellſte, glänzendſte Licht ſtellt.

19.

Wenn es ſchon nicht meines Amtes und nicht ergötzlich war, alle italieniſchen Epopeen durchzuleſen, dann noch weniger die unzähligen dramatiſchen Verſuche. Vielmehr beſchränke ich mich heute auf das bekannte, und zugängliche „Teatro classico italiano, antico e moderno, ovvero il Parnasso italiano", und wage es zu den darin aufgenommenen Stücken, einige, meiſt ketzeriſche, Gloſſen hinzuzufügen.

1) Taſſo Amint,

2) Guarini, pastor fido.

[Leſen: Schlegel IV, Amint, 131—137.
Paſtor fido: 149—151, 159—161.
Bouterwek II, 358.

Beide Werke erfreuen ſich ſeit langer Zeit eines ſo großen Beifalls; daß jede Einrede, welche (neben Anerkennung unläugbarer Verdienſte) ausgeſprochen wird, den Beifallſpendenden als böswillig und einfältig erſcheint. Alſo wenn man rügt: allzuviele Süslichkeiten, ſchwächliche Jammereien über Liebe und Grauſamkeit, langes undramatiſches Gerede, viele Monologe, keine ſcharf gezeichnete Charaktere; — und doch zuletzt nicht die rechte, tiefere Sentimentalität.

3) Machiavelli, Mandragola. Gar keine Sentimentalität, anſtößiger, als mit Sittlichkeit und Schönheit verträglich iſt.

4) Arioſt, Caſſandra. Der alten Komödie nachgebildet, breite Intrigen, liederliche Geſchichten.

5) Triſſino, Sophonisbe. Kaum eine Tragödie in höherem Sinne zu nennen.

6) Dovizio, Calandra. Langes, verwickeltes und doch zerſtückeltes Gerede, keine wahre Poeſie. Vergleiche Shakſpeares, was ihr wollt.

7) Aretino, il Mareſcalco. Lob und Tadel der Weiber, nicht ungeſchickt gegenüber geſtellt; ſonſt lang, breit, ohne Handlung, eine bloße Anekdote.

8) Ongaro, Alceo. Ein verliebter Fiſcher, eine hartherzige Fiſcherin, Venus Vermittlerin; viel Redens, Klagens, Lobens über Amors Macht, allbekannte immer wiederholte Dinge.

9) Buonarotti, la Tancia. Die gewöhnlichen Hirten- oder Landbauerliebesgeſchichten; diesmal jedoch aufgehöht durch Geſang, Tanz, Silbenmaße und (ſchwierige) Dialekte. Von ächter Komik indeß kaum eine Spur; ſie iſt dieſen Schriftſtellern fremd, oder erſcheint ihnen zu gering.

10) Zeno, Andromaca. Die griechiſche Geſchichte, oder Sage, willkürlich verändert; aber nicht ohne Geſchicklichkeit und weit kräftiger als viel Italieniſches dieſer Gattung. Für eine heutige Oper zu viel einzelne Arien, jedoch wohllautende Verſe.

[Bouterwek II, 453.]

11) Maffei, Merope. Polyphont will heirathen, und heirathet nicht; Merope will umbringen und bringt niemand um; Alle reden viel und thun nichts. Bloße Rhetorik reicht nicht hin, um tragiſche Theilnahme und Reinigung der Leidenſchaften hervorzubringen.

[Bouterwek II, 469.]

12) Monti, Ariſtodemo. Auch ohne Handlung und ächte Größe. Ariſtodem jammert ſich zu Tode, über das was er gethan hat, und die günſtige Errettung einer Tochter (welche Monti hinzuerfunden) hilft ihm auch nicht auf die Beine.

13) Bruno, il candelajo. Spaßhaft genug, aber zu lang; nicht abgerundet und voll derber Zweideutigkeiten.

14) Caſti, il Re Teodoro. Ein heiterer Operntext zu leichter Muſik; nur der Schluß zu ernſt und herbe.

15) Metaſtaſio, ein wohllautender, muſikaliſcher Dichter, jedoch mit Hinneigung zum Weichlichen und Schwächlichen.

[Bouterwek II, 492.
Schlegel V, 350—356.]

16) Alfieri. Durch Petrarka war in viele italieniſche Dichtungen eine übertriebene, charakterſchwache Weichlichkeit Mode geworden, und durch Metaſtaſio ſchien ſie eine noch größere Verbreitung und Herrſchaft zu erlangen. Es fand deshalb großen Beifall daß Alfieri ihr mit männlichem Sinn entgegentrat, und römiſche Kraft und Strenge, zur Stärkung des Gefühls und Charakters geltend machte. Doch blieben Einwendungen keineswegs aus, insbeſondere Seitens der Nichtitaliener, welche ſolcher Stärkungs- und Heilmittel nicht bedurften. Man tadelte mit Recht ſeine ſprachlichen Mängel, ſeine Härte und Herbigkeit der Auffaſſung und Darſtellung, ſeine oft mehr erkältende, als erwärmende, aufgebauſchte Rhetorik.[1])

Gewiß ſind Alfieris Tragödien nicht von gleichem Werthe, oder Unwerthe; keine bleibt indeß ganz frei von den angedeuteten Mängeln. Im Saul z. B. wird viel langweilig hin und her geredet, und nur wenig gehandelt. Marie Stuart iſt ungeſchichtlich, ihr Verhältniß zu Bothwel unerwähnt, und Darnleys Tod kein genügender Schluß des Trauerſpiels. Myrrhas Schickſal bleibt ein widriger verhaßter Gegenſtand, und von höherem ſittlichen Standpunkte aus muß man die durchaus wahrheitswidrige und unſittliche Art verdammen, wie Alfieri die Verſchwörung der Pazzi und die Ermordung des Herzogs Alexander von Florenz, durch ſeinen Vetter Lorenzino darſtellt und behandelt. Ein beſſerer Sinn zeigt ſich in der Virginia. Das Stück ſchreitet ernſt und ohne Abwege fort. Appius iſt eigenthümlich aufgefaßt und der Gegenſatz zwiſchen Icilius und Virginius zu billigen. Dennoch findet ſich die höchſte Poeſie

1) Ni Metastasio avec sa belle harmonie sans pensées viriles, ni Alfieri avec son énergie convulsive et manierée, n'arrivent à la vraie poésie. Cousin Hist. de la Philos. I, 15.

nicht in dieſen herben Römereien; Leſſings Verkleinerungsglas hilft aber den Mängeln auch nicht ab.

[Schlegel V, 356—360.]

Manzonis Trauerſpiele zeigen richtige Einſicht und einen edeln Sinn; doch ſind die zahlreichen Wechſelreden zu lang und die Wirkung erhebt ſich nicht bis zur höchſten tragiſchen Erſchütterung und ſittlichen Reinigung der Leidenſchaften.

Goldoni. Unter allen italieniſchen Dichtern, iſt Goldoni bei weitem der am meiſten italieniſche. Er wurzelt in ſeinem Volke, er kennt es, er ſtellt es in ſo lebendiger Weiſe dar, daß er alle Nebenbuhler überleben wird. Allerdings iſt Manches zu raſch hingeworfen, zu leicht gearbeitet, auch fehlt es nicht an Wiederholungen und Plaudereien: allein man befindet ſich ſtets in einer heiteren, bequemen Stimmung. Tragödie und Komödie ſtehen ſich weſentlich entgegen; aber neben dieſem künſtleriſchen Gegenſatz, zeigt ſich zwiſchen Alfieri und Goldoni ein perſönlicher: bei dieſem leichte, ſorgloſe Liebenswürdigkeit, bei jenem eine bittere Auffaſſung des Lebens, welche ſelbſt revolutionäre Auswüchſe empfiehlt um gewiſſe Ideale zu verwirklichen.

[Bouterwek II, 477.
Schlegel V, 364.]

Gozzis Fabeln ſind mit Talent behandelt, und boten den mit Goldonis Uebergewicht Unzufriedenen etwas Eigenthümliches und Neues; ſie konnten ihn aber auf die Dauer nicht verdrängen, oder einen erſten Rang in der ſchönen Litteratur behaupten. Mit Recht ſagt deshalb Tieck (kritiſche Schriften I, 60): Gozzi hat es nur dem Hange ſeiner Landsleute für die Farce zu danken, daß ſeine dramatiſchen Mißgeburten einen ſo ſchreienden Beifall erhielten, und die Stücke Goldonis verdunkelten, die in jeder Rückſicht unendlich über den ſeinigen ſtehen.

[Bouterwek II, 477.]

20.

Während Spanien keinen epiſchen Dichter erſten Ranges aufzuweiſen hat, ſteht ſeine dramatiſche Litteratur weit der italieniſchen voran. Sie beginnt jedoch, wie überall, mit rohen

Anfängen. Wechſelgeſpräche, oder dialogiſche Vorträge einer Perſon, geben noch kein Drama, und ebenſo wenig die von der Kirche begünſtigten Myſterien. Trotz des Widerſpruchs der Geiſtlichen entſtanden jedoch ſchon vor der Mitte des 13. Jahrhunderts, weltliche, jetzt verlorne Schauſpiele.

Mehr wirkte die Celeſtina, (um 1500) in 21 Akten, oder Scenen, entworfen zu $^1/_8$ von Rodrigo Cota, zu $^7/_8$ von Rojas. Sie zeigt Fortſchritt in Sprache, Verwickelung, Charakterzeichnung, ward viel gedruckt, geleſen, überſetzt, aber auch überſchätzt. Das äſthetiſche Verdienſt erſcheint gering, das Moraliſche noch zweifelhafter; denn der Leſer ſoll gebeſſert werden, durch Vorführung des Widerwärtigen und Laſterhaften.

Bei Rueda finden wir nur geſchickte Schilderung gemeiner Wirklichkeit; Naharro begründete noch kein eigentliches Volkstheater; und bei Juan de Encina (geb. 1468, geſt. 1534) fehlt ebenfalls dramatiſche Verwickelung und Löſung; ſeine Stücke ſind mehr dialogiſirte Eclogen. Alle dieſe Verſuche drängten jedoch allmählig die, von Einigen geprieſene Nachahmung des Antiken und Italieniſchen in den Hintergrund, und es bedurfte nur eines großen Talentes und kühnen Muthes, um ein, von allen übrigen Theatern der Welt weſentlich verſchiedenes ſpaniſches Theater zu erſchaffen. Dieſer Schöpfer war Lope de Vega Carpio (geb. 1562, geſt. 1635).

[Leſen: Bouterwek III, 360.
Schlegel VI, 382—384.]

Allerdings ſind ſeine dramatiſchen Werke oft leichtſinnig und unvollkommen hingeworfen; aber kaum beſaß jemals ein Dichter, eine ſo unerſchöpfliche, poetiſche Erfindungsgabe, ſo beiſpielloſe Leichtigkeit des Arbeitens. Unter Benutzung aller Silbenmaße, ſchrieb er geiſtliche und weltliche Luſtſpiele, geſchichtliche und ungeſchichtliche Mantel- und Degenſtücke der vornehmen Welt, ernſte allegoriſche Autos, Zwiſchenſpiele bunter Art u. ſ. w. Mag man die Zahl dieſer Arbeiten auch übertrieben haben, ſteigt ſie doch ohne Zweifel weit über 500 hinaus. Schreibart, Stimmung, Verhältniſſe, Intrigen, Abentheuer, Wunder u. ſ. w.,

gehen, auf bis dahin unerhörte Weise bunt durcheinander; ohne Rücksicht auf Wahrheit der Geschichte, Erdbeschreibung, Volksthümlichkeit, Zeit, Ort, oder Einheit der Handlung. Dennoch halten die dichterischen Gaben Lopes dies scheinbar nicht zu Vereinende, dies scheinbar Monströse auf anziehende Weise zusammen, ohne jedoch allerhand Einreden ganz abschneiden zu können. Statt vieler, scharf gezeichneter, durchaus eigenthümlicher Charaktere und Personen, finden wir, ohne große Mannigfaltigkeit, wiederkehrende, ähnliche Gestalten, nur in andere Verhältnisse, oder Situationen versetzt. Ueberkünstliche, naturwidrige Ansichten von Ehre führen, ohne sittliches Bedenken, bis zu Grausamkeiten und Verbrechen. Schelmereien, Verräthereien, Duelle im Ueberfluß, selten ein Hervorheben der Tugend, über das herrschende Vorurtheil hinaus, und das Christenthum verzerrt bis zu Aberglauben und Fanatismus. Ward doch Lope, tieferer religiöser Einsicht und Trostes ermangelnd, — nach solchem Leben und solcher Thätigkeit unerwartet —, zuletzt selbst ein melancholischer Büßer. — Stets hatte er, hinsichtlich seiner Dramen die Wünsche des Publikums zu erfüllen gesucht, und dafür unermeßliches Lob davongetragen: weniger Beifall fanden und verdienten seine übrigen, sehr zahlreichen, oft kaum mittelmäßigen Werke, Episteln, Sonette, Romane, Eclogen, Heldengedichte u. s. w.

[Lesen aus: 1) el Burlador de Sevilla y Convidado di Piedra, Dohrn I, 24—27, 20—21, 154—155.
2) Los milagros del desprecio. Dohrn II, 8—9, 14—16, 54—55.
3) *Moreto*, el desden con el desden. Dohrn II, 174—176, 199—202.]

21.

Als Shakspeare seine Meisterwerke vollendet hatte, betrat sein nächstfolgender Nebenbuhler Ben Johnson keineswegs dieselbe Bahn; sondern bezweckte, in vollem Gegensatze, das neue, nationalenglische Theater zu bekämpfen und zu überwinden, durch

eine regelrechte, angeblich auf Gelehrſamkeit ruhende Behandlung des Drama. Don Pedro Calderon de la Barca (geb. 1600, geſt. 1687) ſtand nicht in ſolch einem Verhältniß zu Lope, ſondern beharrte weſentlich auf deſſen Bahn, und ſuchte ihn nur zu übertreffen durch ſorgfältiger, und beſonnener gearbeitete Dramen. Seine Verwickelungen ſind genauer berechnet und künſtlicher geordnet, die gewandteſte Verskunſt, und die glänzendſten Vergleiche und Bilder verſchönern und erhöhen den Eindruck, und ernſte, tragiſche Aufgaben ſtehen, zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit, den heiteren gegenüber. Deshalb ward ihm auch faſt dieſelbe Bewunderung zu Theil, wie Lope, und es iſt Unrecht wenn Spanier ſpäter viel ſchwächere, aber regelrechte Erzeugniſſe über die Werke dieſes Meiſters hinaufſetzten.

[Leſen: Bouterwek III, 501.
Schlegel VI, 384.]

Andererſeits haben Deutſche, ihrer neuen Entdeckungen froh, ihn allzuſehr geprieſen, und faſt als höchſtes Muſter aller Dramatik betrachtet. Der theilnehmende, aber unbefangene Leſer wird behaupten dürfen, daß die oben ſchon bei Lope aufgezählten und gerügten Mängel, hier unvermindert wiederkehren, daß Alles auf den mangelhaften Standpunkt der Zeit Philipps IV. eingezwängt ſey, viele Vergleiche, Bilder und Anſpielungen überglänzend und ſchwülſtig hervortreten, und bis zur Ermüdung wiederholt werden, daß die überlangen Reden ſich dramatiſch nicht rechtfertigen laſſen u. ſ. w. Am Anſtößigſten und Widerwärtigſten endlich, iſt die fanatiſche Auffaſſung des verfolgungsſüchtigen, verdammlichen Chriſtenthums, welche ſich z. B. offenbart in Behandlung und Lobpreiſung der Albigenſerkriege, der Andacht zum Kreuze, der Aurora von Copacobana. Aehnliche Vorwürfe treffen viele Autos, die außerdem geſucht und mit froſtigen Allegorien überladen ſind. Als Perſonen treten z. B. auf: Gerechtigkeit, Milde, Neid, Judenthum, Muhamedanismus, Sünde, Tod, die ſieben Wochentage und vorzugsweiſe der Teufel.

Mehrere der beſten Dramas von Calderon ſind ſo bekannt

und mit Recht ſo geehrt, daß es ganz überflüſſig wäre, ſie umſtändlich zu beſprechen. Der Verſuch hingegen, die angeblich vorhandenen 108 oder 127 Dramen und 73 Autos ſämmtlich durchzuleſen, wird wohl jedem (ſo wie mir) mißglücken; doch will ich als Beweis meines gutens Willens, ganz kurze Gloſſen zu einigen meiſt unbekannten Stücken hier aufnehmen.

1) Cada uno para si. Höchſt verwickelt, künſtlich und zerſchnitten.

2) Duelas de amor y lealtad. Krieg zwiſchen Perſern und Phöniciern. Die beſiegten Perſer empören ſich, und Alexander der Große bringt zuletzt Alles in Ordnung. Dazwiſchen viel Liebe, Eiferſucht, Intrigen, Edelmuth und Poſſen.

3) Un castigo en tres venganzas. Unter den Freunden und Dienern Karls von Burgund, iſt ein Verräther. Clotald weiß die Schuld Anderen, insbeſondere dem Federigo zuzuſchieben und deſſen Geliebte in den Verdacht der Untreue zu bringen. Endlich kommt die Wahrheit an den Tag und die gerechte Beſtrafung erfolgt.

4) Amar despues la morte. Perſönliche Beleidigungen und grauſame Geſetze bringen die Mauern zu einem Aufſtande in den Alpujarren. Nach tapferem Widerſtande werden ſie von Don Juan d'Auſtria beſiegt. Hiemit iſt verflochten die Liebe Don Alvaros des Mauern zu Donna Clara, deren Ermordung durch einen ſpaniſchen Soldaten, er kühn im ſpaniſchen Lager rächt und von Don Juan Verzeihung erhält.

5) Nadie fie su secreto. Herzog Alexander von Parma, und ebenfalls Don Ceſar, vertrauen dem Don Arias daß ſie Donna Anna lieben. Arias vertraut Ceſars Geheimniß dem Herzoge, welcher eiferſüchtig ſeinem Nebenbuhler Hinderniſſe aller Art in den Weg legt, dann ſich ſelbſt bezwingt und die Heirath fördert. Lehrreich als Vorſtudie zu der vollkommneren Behandlung im lauten Geheimniß.

6) Las tres justicias en una. Der Oberrichter Don Mendo ſchwängert die Schweſter der Donna Anna, welche (als jene ſtirbt) das Kind ihrem, Kinder wünſchenden Mann unter-

ſchiebt. Dieſer Sohn ſchlägt aus der Art und vergreift ſich zuletzt am Vater. König Peter entdeckt den Hergang, läßt den Sohn erdroſſeln, und die beiden angeblichen Aeltern müſſen zuſehn. Verwickelt genug, aber von untergeordnetem Werthe und nicht angenehmer Wirkung.

7) La señora e la criada. Die Prinzeſſin Diana von Mantua, ſoll den Prinzen Fisberto von Mailand, und der Prinz Crotaldo von Parma ſeine Muhme Flor heirathen. Statt deſſen wollen ſich Diana und Crotaldo heirathen. Diana entflieht, Crotaldo glaubt ſie zu entführen, ergreift aber eine, in ihren geſchenkten Kleidern einherſtolzirende Bäuerin. Hierauf Verwickelungen aller Art: die Prinzeſſin tritt als Dienerin auf, die Bäuerin muß die Herrin ſpielen, wird für verrückt ausgegeben u. ſ. w. u. ſ. w. Zuletzt da Alles offenbar wird, heirathen ſich Crotaldo und Diana nach Wunſch, und Fisberto und Flor laſſen ſich den Tauſch gefallen.

8) Amado e aborrecido. Herr Dante, Galan ſeiner Profeſſion nach, hat das Glück und Unglück daß er eine gefangene Prinzeſſin liebt die ihn verabſcheut, und von einer freien Prinzeſſin geliebt wird, die er nicht leiden kann. Dies giebt zu höchſt ſpitzfindigen Unterſuchungen Veranlaſſung, z. B.: was beſſer ſey, geliebt werden und verabſcheuen, oder lieben und verabſcheut werden. Diana und Venus miſchen ſich in die Sache, erregen Sturm, Ungewitter, Erdbeben, ſetzen Herrn Dante in viele Verlegenheiten, wobei er doch ſtets gegen beide Damen gleich höflich zu ſeyn ſucht. Als endlich die Verabſcheuende, um die Liebende zu retten, ſoll ins Meer geworfen werden, vertragen ſich Götter und Menſchen über einen, die Parteien wenn auch nicht beglückenden, doch beruhigenden Frieden.

9) Las armas de la Hermosura. Die Geſchichte Coriolans und des Sabinerraubes in eins verſchmolzen. Coriolan dient unter Romulus, Veturia iſt eine geraubte Sabinerin und die Königin der Sabiner aus Spanien. Als ein Aufſtand der Sabinerinnen entſteht gegen ein neues Geſetz des Senats über

Putz und Aufwand, nimmt Coriolan Partei für die Weiber, wird eingesperrt, verbannt, neuer Krieg und Sieg. Friedensbedingungen: die Weiber dürfen sich kleiden wie sie wollen, Bücher lesen u. s. w. Ergötzlich durch kühne Verknüpfungen, Verschmähung aller Zeiten und Sitten, halbe Parodie zu halbem Ernste. — Wie so ganz verschieden ist Shakspeares Coriolan. — An andern Stellen calderonischer Dramen beschreibt Herodot Amerika, Jerusalem liegt an der Seeküste, die Donau fließt zwischen Schweden und Rußland u. s. w.

Das Beispiel und der Erfolg so großer Meister wie Lope und Calderon und die lebhafte Unterstützung des Theaters durch König Philipp IV., erzeugten in kurzer Frist eine beispiellose Theilnahme des Publikums, und eine erstaunlich große Zahl ausgezeichneter, dramatischer Schriftsteller; so Argensola, Solis, Moreto, Tirso de Molina, Roxas u. A. Huerte zählt (gewiß noch zu gering) 3852 dramatische Werke, welche umständlich zu beurtheilen unmöglich ist.

Hier genügt es zu bemerken, daß, trotz einzelner Verschiedenheiten, alle jene Dramen zu derselben großen Schule gehören; und wiederholt daran zu erinnern, daß man um Freude und mannigfaltigen Genuß an litterarischen Erscheinungen zu haben, keineswegs den Gesichtskreis übermäßig beschränken und eine zu enge Regel aufstellen darf. Vielmehr soll man den Blick nach allen Seiten hin offen und theilnehmend erhalten, und nie vergessen daß nicht allen Bäumen eine Rinde wachse. Hat man, demgemäß, dem spanischen Theater volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, muß man andererseits behaupten, es dürfe (über Spanien hinaus) keine allgemeine Herrschaft in Anspruch nehmen, und zeige neben großen und glänzenden Eigenschaften, auch die schon erwähnten schwächeren tadelnswerthen Seiten. Haben doch selbst Spanier hervorgehoben, daß die Grundsätze höherer Sittlichkeit und Religion nicht selten verletzt werden, dem blendenden, zuletzt gleichartigen und rasch verschwindenden Feuerwerke, Dunkelheit folge; daß maaßlose Willkür und Aufhebung alles natürlichen und geschichtlichen Zusammen-

hanges, die Schönheit und Wahrheit untergrabe. — So wie Raphael, als Vorbild, weniger zu Irthümern verleitet wie Michel Angelo, so Shakspeare weniger als Lope und Calderon.

22.

Miguel de Cervantes Saavedra ward 1547 geboren zu Alcalá de Henares, verlor 1571 in der Schlacht bei Lepanto die linke Hand und einen Theil des Arms, lebte 1575 bis 1580 gefangen in Algier und starb 1616 in demselben Jahre wie Shakspeare. Obgleich seine mannigfaltigen Werke, an sich und für uns nicht von gleichem Werthe sind, bleibt er doch mit Recht der bekannteste und bewundertste aller spanischen Schriftsteller.

[Lesen: Bouterwek III, 328.]

Geistreich und witzig ist die Reise nach dem Parnaß; aber durch unzählige Beziehungen auf unbekannte Dichter, weniger ansprechend. Das Schäfergedicht Galatea enthält sehr schöne lyrische Gedichte, leidet aber doch an den Mängeln dieser Gattung: Breite, Vermischung christlicher Ansichten mit heidnischer Mythologie, und allerlei Künsteleien. Cervantes war der Richtung abgeneigt, welche Lope dem Drama gab, fand aber mit seinen spätern, mittelmäßigen Schauspielen, nur wenig Beifall.

Die Numantia ist dagegen ein großartiges, ergreifendes Werk, obgleich sie mit einem regelrechten Drama durchaus keine Aehnlichkeit hat. Die lehrreichen, exemplarischen Novellen (novelas exemplares) verdienen diesen Namen, insbesondere im Gegensatze zu den anstößigen des Boccacio. Ihr Inhalt ist anziehend, die Darstellung umständlich, klar und ansprechend: von den besten der neuern Novellen (z. B. Tiecks) indeß dadurch sehr verschieden, daß lediglich Thatsachen in ununterbrochener Folge erzählt werden, ohne irgend einen Versuch, dieselben mit höhern, ergreifenden Gedanken, mit geistiger Entwickelung in natürliche, ja fast unerläßliche Verbindung zu

bringen. Die Naivetät, welche Schiller nur bei den Alten ſucht, findet ſich ohne Zweifel in den Novellen des Cervantes.

[Leſen: Pretioſa I, 32—34, 46—48, 74—77.
u. Schlegel IV, 198, die Schalkhafte.
Perſiles, Schlegel IV, 190, an Maria.]

Perſiles und Sigismunda erinnert durch überkühne, willkürliche Fabeleien, faſt an die von Cervantes verſpotteten Ritterromane, ging aber doch mehr hervor durch Berückſichtigung der griechiſchen Romane, vor Allem des Heliodor. Sprache und Darſtellung iſt vortrefflich, kann aber jene Bedenken nicht beſeitigen.

Während die verzeichneten Werke von Wenigen gekannt und von noch Wenigeren geleſen werden, iſt Don Quixote in den Händen aller Gebildeten, ja auch die minder Gebildeten haben ſeit dritthalb hundert Jahren ihre Freude daran. Woher kommt es (iſt man veranlaßt zu fragen) daß kein einziger der unzähligen Romane ſich einer gleichen Lebensdauer und Bewunderung erfreut? — Weil er (kann man kurz antworten) beſſer iſt als alle anderen. Weil er nicht langweilige Allegorien ausſpinnt (wie z. B. der Roman de la Rose), die aufgebauſchten, unnatürlichen, endloſen Ritterromane nicht nachahmt, ſondern geiſtreich verſpottet; weil er nicht erbärmliche Hofgeſchichten aſiatiſchen Prinzen und Prinzeſſinnen in den Mund legt; weil er nicht durch Familienjammer die Schwächlichkeit befördert, und Gauner und Spitzbuben nicht für eigentlich poetiſche Perſonen ausgiebt. Vielmehr iſt die Sprache muſterhaft, Auffaſſung und Zeichnung der Charaktere vollkommen ſcharf und perſönlich, der edelſte Ernſt und der heiterſte Scherz, durch Tiefſinn und Witz innig verbunden, durch reizende Epiſoden die Mannigfaltigkeit erhöht und, — mit einem Worte —, das Intereſſe meiſterhaft feſtgehalten von Anfang bis zu Ende.

Wenn Cervantes einige Male die Mißhandlung und Vertreibung der Mauern unduldſam billigt, ſo theilt er hierin allerdings die Irthümer ſeiner Zeit; hat ſie aber nicht ſo breit und in den ärgſten Uebertreibungen dargeſtellt, wie Calderon.

23.

Obgleich in der ſpaniſchen Litteratur das Drama als der wichtigſte Theil hervortritt, zeigen die anderen Theile doch ſo viel Eigenthümlichkeit, daß ſie ſelbſt in dieſer kürzeſten Ueberſicht zu erwähnen ſind. Zuvörderſt die ächt ſpaniſche Lyrik, vorzugsweiſe vertreten durch zahlreiche Balladen, welche enthalten Geſchichtliches (meiſt bezüglich auf die Kriege mit den Mauern); dann auch Hinzuerfundenes, Liebeslieder, ſcherzhafte und ernſthafte Erzählungen, Betrachtungen u. ſ. w. Sie ſind meiſt in vierfüßigen Trochäen geſchrieben, machen neben dem Reime auch von Aſſonanzen Gebrauch und wurden in mehreren Cancioneros geſammelt, von denen der erſte 1511 erſchien.

Mehrere epiſche Gedichte ſind kaum mittelmäßig zu nennen, und ſelbſt das gerühmteſte, die Araucana des Ercilla iſt eher eine lebhafte Geſchichtserzählung, als ein dichteriſches Werk erſten Ranges. Auch kann man den Verſuch, Wunderbares gegen den Schluß damit in Verbindung zu bringen, nicht für gelungen halten.

Idylliſche Gedichte wurden damals in Spanien (wie in Italien) ſehr, ja zuviel bewundert: ſo die Eclogen des Garcilaſſo de la Vega (1503—1535), und noch mehr ein Schäferroman, Diana, des Montemajor (1520—1561). Heutige Leſer dürften Vieles zu weitläufig, willkürlich und verwirrt finden; auch iſt das Bemühen wirkliche Perſonen und Ereigniſſe hinter jener Schäferwelt zu verſtecken, einer ächten Dichtung mehr ſchädlich als nützlich.

[Leſen: Bouterwek III, 175.
Schlegel IV, Diana, 173.
Bouterwek III, 216.
Dunlop, 352.]

Ganz das Entgegengeſetzte von Empfindelei und Hirtenziererei zeigt eine ganze Reihe von Romanen, wo Betteljungen, Gauner und ähnliches Geſindel die Hauptrolle ſpielen. An der Spitze ſteht Lazarillo de Tormes von Mendoza; dann folgen

Guzman von Alfarache von Aleman, la Pikara Juſtina von Ponce de Leon, Markus Obregon von Eſpinel u. A. So viel Witz, Scherz, Sonderbares, Pikantes in dieſen Romanen auch enthalten iſt, bleibt die ganze Abart nur eine geringe, und ſteht auf einer Stufe mit den Gemälden von Räubern u. dgl., welche auch einmal Mode waren.

[Dunlop, 336—340.]

Wiederum hievon durchaus verſchieden, entwickelte ſich der ſogenannte hochgebildete Styl (stilo culto) des Góngora und ſeiner Anhänger. Geſucht, ſchwülſtig, unnatürliche, oft ganz alberne Metaphern, neue, unverſtändliche Worte und Conſtruktionen, anmaasliche, leider oft bewunderte Ziererei. — Scheint doch jedes Volk an einem gewiſſen Punkte ſeiner Entwickelung, dieſer Krankheit, dieſer Staupe zu erliegen: ſo die Italiener durch Marino, die Engländer durch Lylies Euphues, die Deutſchen durch Hofmannswaldau und Lohenſtein. Als eine zweite, umgekehrte Hälfte zu dieſen Uebergezierten, könnte man die Platten und Geſchmackloſen bezeichnen, wie Rabelais und Lenz, welche aber auch ihre begeiſterten Verehrer gefunden haben.

[Bouterwek III, 432.]

Anziehender als alle dieſe Karikaturen bleiben des Perez de Hita, Kriege von Granada. Alte und neue Balladen, in geſchichtliche, oder verſchönerte Erzählung verwebt, eine ſeltene Billigkeit gegen die Mauren, und das Tragiſche nicht der Menſchlichkeit ermangelnd.

Die Chroniken veredeln ſich allmählig zur ächten Geſchichtſchreibung, wo Diego de Mendoza zuerſt zu nennen iſt. Er war zugleich Staatsmann, Geſandter, Sammler von Handſchriften und Büchern, Dichter und Geſchichtſchreiber. Bitter urtheilt er über die Stellung der Geſandten, ſagend: „die Geſandten, die armen Tröpfe! Wenn die Könige betrügen wollen, fangen ſie mit unſer Einem an. Unſer größtes Geſchäft iſt, nichts zu thun und nichts zu ſagen, damit es durch uns nicht weiter auskommt.“ — Außer dem ſchon genannten Lazarillo de Tormes, ſchrieb Mendoza Epiſteln, Sonette, Canzonen, Lieder

u. dgl.; vor Allem aber verdient Erwähnung seine Geschichte des Aufstandes der Mauren. Er suchte die Alten mit Erfolg, jedoch nicht überall passend, nachzuahmen; auch ward der Gegenstand um so herber und peinlicher, als er die volle Wahrheit nicht sagen durfte. Hiezu kam daß es damals, selbst den edelsten Gemüthern kaum möglich war sich zu voller religiöser Duldung und Gerechtigkeit zu erheben.

[Bouterwek III, 186.]

Zuritas Annalen von Aragonien sind der Form nach nicht vollendet, aber sehr lehrreich, und ebenso darf man wohl über Solis Geschichte von Mexiko urtheilen. Sepulvedas Geschichte Karls V. ward abwechselnd zu sehr erhoben und gescholten. Mariana hat die ungemein schwere Aufgabe eine Gesammtgeschichte Spaniens zu schreiben, auf löbliche Weise gelöset, und (wir glauben mit Recht) das jetzt oft angepriesene Verfahren verschmäht, alle Sagen und Dichtungen der frühern Zeit vornehm bei Seite zu werfen und ein trockenes Gerippe an die Stelle zu setzen. Für die spätern Zeiten ist er so gründlich, als es die ihm zu Gebote stehenden Quellen erlaubten und noch bis jetzt giebt es kein lesbareres Buch über die ganze Geschichte Spaniens. Denn der viel vollständigere Ferreras ist trocken und langweilig. — Antonio de Herrera (st. 1625) schrieb eine Geschichte Westindiens (1492—1554) gründlich und aus ächten Quellen. — Des Inca Garzilasso (seine Mutter war aus dem königlichen Blute der Incas) Commentarien über Peru, sind, obgleich viel Fabelhaftes eingemischt ist, doch eigenthümlich und anziehend. Erwähnung verdienen noch Colomas Kriege in den Niederlanden und Moncadas Zug der Catalanen gegen Griechen und Türken.

[Bouterwek III, 318.]

Ein von vielen Seiten gepriesener Schriftsteller ist Quevedo (geb. 1580, gest. 1645). Wir besitzen von ihm die mannigfaltigsten Schriften, in Versen und in Prosa, welche unparteiisch zu würdigen große Schwierigkeiten hat, weil sich in bunter Mischung findet Scharfsinn und Mißverstand, Witz und Ge-

ſchmackloſigkeit, Bitterkeit und Leichtſinn, Erhabenheit und Plattheit.

Seit Philipp II., bis zum 18. Jahrhundert ſank Spanien immer mehr durch unbedeutende Könige, unnöthige und unglückliche Kriege, Vertreibung der Mauren, Auswanderung nach Amerika, Grauſamkeit der Inquiſition und Abnahme friſcher Thätigkeit. Dies Alles mußte auf die Litteratur ſehr nachtheiligen Einfluß haben, und der hauptſächlich von Lüzan betriebene Verſuch, viele Mängel durch regelmäßige Nachahmung des Franzöſiſchen und Beſeitigung des Nationalſpaniſchen zu verbeſſern, war auch nicht das Richtige. Deshalb trat Garzia de Huerta auf gegen die franzöſiſche Richtung und als Vertheidiger der altſpaniſchen Entwickelung. Da Genien erſten Ranges fehlten, fand man kein neues löblich Mittleres, obgleich im 18. Jahrhundert mancherlei verdienſtliche Werke erſchienen, die wir hier nicht im Einzelnen anführen und beurtheilen können. Erwähnung verdient jedoch der Mönch Feijoo (1676—1764). Er kannte das was außerhalb Spaniens geſchehen war, und wirkte durch Aufſätze verſchiedenen Inhalts in ſehr belehrender Weiſe.

Unter Karl III. (1759—1788) bewegte ſich in Spanien Alles vorwärts, dann hemmten die franzöſiſchen Kriege, und die tüchtigen Männer, welche durch die ſchwierigen Verhältniſſe gekräftigt, als Schriftſteller und Staatsmänner hervortraten (wie Melendez Valdez, Jovellanos, Quintana u. A.), wurden zur Zeit des elenden Königs Ferdinand VII. eingeſperrt, oder verjagt. Doch haben die langen, traurigen Verwirrungen den erwachten Geiſt in Spanien nicht ganz unterdrückt, und in neueſter Zeit ſind mancherlei verdienſtliche Werke erſchienen.[1])

1) Unter den neuern ſpaniſchen Geſchichtſchreibern verdienen löbliche Erwähnung: Lafuente Alcantara, Geſchichte von Granada, Aſcargota Geſchichte von Spanien, Toreno neuere Geſchichte Spaniens und Quintana Leben berühmter Spanier.

Digitized by Google

24.

Camoens überragt so sehr alle anderen portugiesischen Schriftsteller, daß man leicht gegen diese, wenn nicht ungerecht, doch gleichgültig wird. Hier genügt es in dieser Beziehung nur Weniges zu bemerken. Die Vereinigung Portugals mit Spanien (1581—1640) wirkte nachtheilig auf Unabhängigkeit, Macht, Reichthum, und Entwickelung des Landes und Volks, und auch nach Herstellung des Hauses Braganza fehlte es nicht an mancherlei Störungen.

Saa de Miranda (geb. 1495) dichtete in portugiesischer und spanischer Sprache, Eclogen, Sonette, Episteln, Elegien und auch zwei Lustspiele. Neben edelem Sinn und zartem Gefühl, findet sich unpassend angebrachte Gelehrsamkeit. — Gil Vicente (st. 1557) schrieb mehrere Lustspiele und Farcen, mit mehr Talent, als Geschmack. — Antonio Ferreira (1528—1569) dichtete Sonette, Briefe, Oden, Lustspiele, Trauerspiele. Gute Sprache, edle Empfindungen, aber kein lyrischer Flug und als Dramatiker unbedeutend. — Rodriguez Lobo (geb. in der Mitte des 16. Jahrhunderts). Wir besitzen von ihm Gedichte mancherlei Art, und in verbesserter Prosa lange, für unsere Zeit langweilige Schäferromane. Ebenso wenig dürften allgemeinern Beifall gewinnen unzählige, gezierte Sonette des Faria e Sousa (st. 1649); die natürlicheren, aber allzu zahlreichen Liebesklagen des Barbosa Bacellar (st. 1663) und die Uebertreibungen und Abgeschmacktheiten des Gongoristen Coelho. Mit Recht machte Andrada diesen Gongorismus durch geschickte Parodien lächerlich.

Schon für das vierzehnte Jahrhundert besitzen die Portugiesen anziehende geschichtliche Werke. Lob verdient Britos Geschichte seines Vaterlandes, obgleich sie nur die ältesten Zeiten umfaßt, und eine große patriotische Aufgabe sucht Barros Asien, nicht ohne Erfolg zu lösen, wenn er auch hinter seinem Vorbilde, dem Livius zurückbleibt.

Im 18. Jahrhundert finden wir englischen und französischen Einfluß auf die portugiesische Litteratur; gerühmte Schriftsteller des neunzehnten sind noch nicht in unsere Hände gekommen.

25.

In meinen Bemerkungen über die deutsche Litteratur (No. 13) habe ich bereits auf ihre Schattenseite seit dem 13. Jahrhundert hingewiesen, zugleich aber auch auf die gegenüberstehende Hoffnung. Nochmals muß ich auf beides zurückkommen, und Einiges wiederholen.

Lange vor der Reformation (im 14. und 15. Jahrhundert), gab es in Deutschland keinen Schriftsteller ersten Ranges, wie sie wohl anderwärts (z. B. in Italien) nicht ganz fehlen. Mithin hat die Reformation diesen Stillstand, diese Dürre keineswegs allein veranlaßt. Wie verschieden man auch über Luther als Reformator denken mag, so müssen doch alle Parteien seine großen Verdienste um die Ausbildung der deutschen Sprache anerkennen. — Wiederum läßt sich nicht läugnen, daß überall die ausschließliche Herrschaft der theologischen Richtung, leider jede andere in den Hintergrund drängte; daß man dogmatischen Spitzfindigkeiten den höchsten Werth beilegte, und mit Verletzung von Anstand und Geschmack, ja mit Uebertretung aller sittlichen und religiösen Gesetze sich zu Haß, Verläumdungen, Verfolgungen und bestialischen, verdammenswürdigen Kriegen verlocken ließ, und darin die beste Hülfe suchte. Die vielen löblicher Weise in Deutschland gestifteten Universitäten, weit entfernt dieser Richtung kräftig entgegenzutreten, nahmen leidenschaftlich Partei; dergestalt daß man weder den Katholiken noch den Protestanten allein die Schuld zuschieben darf, obgleich sie sich nicht gleich vertheilen mag. Es ist jedoch hier nicht der Ort, Lob oder Tadel all dieser Verhältnisse zu häufen, sondern zu bemerken daß die meisten Dichter des 17. Jahrhunderts Protestanten waren, aber kaum einer von ihnen sich über das Mittelmäßige erhob.

Denn, wenn man auch etwa dem Opitz, Flemming, Günther

u. A. [1]) eigenthümliche Verdienſte mannichfacher Art nicht abſprechen kann, ſo waren ſie doch nicht auf die Dauer überwiegend und anerkannt; weshalb es ein großes Verdienſt W. Müllers und K. Förſters bleibt, ihr Andenken erneut zu haben. Unzählige dicke Bände drängten ſie auf 14 Bändchen zuſammen, und fügten zweckmäßige Lebensbeſchreibungen, ſowie verſtändige Beurtheilungen hinzu. Ich will dieſe nicht abſchreiben, ſondern darauf verweiſen, und mir nur eine Bemerkung erlauben. Nicht die Aufgaben all dieſer Lyriker ſind gering, oder mangelhaft; ſie beziehen ſich vielmehr auf Alles das, was das menſchliche Gemüth, mit Recht oder Unrecht, lebhaft in Bewegung ſetzt: Liebe und Haß, Luſt und Schmerz, Demuth und Uebermuth, Hoffen und Verzweifeln, Zeit und Ewigkeit, Leben, Tod, Vaterland, Religion. — Aber die Löſung dieſer Aufgaben, iſt faſt überall unvollkommen; ſie ſteht wenigſtens zurück hinter der friſchen Jugend des 13. Jahrhunderts, und den neuen Schöpfungen der Meiſter des 18. und 19. Jahrhunderts. Bei dieſen Verhältniſſen halte ich es für verdienſtlich, ja nothwendig, jene 14 Bändchen nochmals weſentlich zu verkürzen, und ſtatt langer Reden über viele Gedichte, nur wenige derſelben auf etlichen Blättern vorzulegen, jedem Leſer indeß die Beurtheilung derſelben zu überlaſſen.

1) Martin Opitz (1597—1639).

[Bouterwek X, 83.]

Lebensluſt.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir.
Es iſt Zeit hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen,
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

1) Die dramatiſchen Werke von A. Gryphius, Hans Sachs (ſt. 1576) und Ayrer ſind für den Gang der Entwickelung nicht ohne Intereſſe, jedoch nur als Vorübungen für ſpätere Zeiten. Mittheilungen aus denſelben würden hier wenig anſprechen, oder doch zu viel Raum einnehmen, was mit Lyrikern und Epigrammatiſten nicht der Fall iſt. (Tieck kritiſche Schriften IV, 194.)

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach?
Unterdeſſen läuft der Bach
Unſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ſein letztes Ende hin;
Dann kömmt ohne Geiſt und Sinn
Dieſes Alles in die Erden.

Hola, Junge, geh' und frage
Wo der beſte Trunk mag ſeyn,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauren, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' uns Clotho fortgerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf Muſik und auf ein Glas.
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.
Laſſ' ich ſchon nicht viel zu erben,
Ei, ſo hab' ich edeln Wein,
Will mit Andern luſtig ſeyn,
Wenn ich gleich allein muß ſterben!

2) Weckherlin (1584—1651).

[Bouterwek X, 53.]

Friſch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet, ſuchet große Thaten!

Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', frisch auf!
Das Land, die Freiheit sich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig schlaget drauf,
Und überwindend triumphiret.

Der ist ein Deutscher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falschheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben noch Freiheit verloren.
Der ist ein Deutscher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit seinem Schwerdt
In einige Gefahr sich waget.

Denn wenn die Feind ihn schon verwunden;
Und nehmen ihm das Leben hin,
Ist Ehr' und Ruhm doch sein Gewinn,
Und er ist gar nicht überwunden;
Ein solcher Tod ist ihm nicht schwer
Weil sein Gewissen ihn versüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr'
Indem er so sein Blut vergießet.

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen,
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil sein Lob die Nachkommen singen.
Die edle Freiheit ist die Frucht,
Die er dem Vaterland' verlasset,
Da der Herzlose durch die Flucht
Wird ganz verachtet und gehasset.

Einer zänkischen Frau, Grabschrift.

Hier schläfet, und Gott sey gedanket!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezanket.
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonst weckt ihr einen neuen Streit.

3) Dach (1605—1659).

[Bouterwek X, 186.]

Die Vögel.

Die Luft hat mich gezwungen
Zu fahren in den Wald
Wo durch der Vögel Zungen,
Die ganze Luft erschallt,

Fahrt fort ihr Freudenkinder
Ihr Büſche-Bürgerei,
Und Freiheitvoll nicht minder,
Singt eure Melodei.
Ihr lebt ohn' alle Sorgen,
Und lobt die Güt' und Macht
Des Schöpfers von dem Morgen
Bis in die ſpäte Nacht.
Ihr bant euch artig Neſte,
Nur daß ihr Junge heckt,
Seyd nirgends Fremd' und Gäſte,
Habt euren Tiſch gedeckt.
Ihr ſtrebet nicht nach Schätzen,
Durch Abgunſt, Müh' und Streit,
Der Wald iſt eu'r Ergötzen,
Die Federn euer Kleid.
Ach, wollte Gott, wir lebten
In Unſchuld, gleichwie ihr,
Nicht ohn' Aufhören ſchwebten
In ſorglicher Begier!

Annchen von Tharau (nach Herders Uebertragung).

Annchen von Tharau iſt die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb und in Schmerz.
Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnt beieinander zu ſtahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein,
Soll unſrer Liebe Befeſtigung ſeyn.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben ſchließ ich in deines hinein.

Recht als ein Palmbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn einſt Regen und Sturmwind gebeugt;
So wird die Lieb in uns mächtig und groß
Nach manchem Leiden und traurigen Loos.
Annchen von Tharau mein Reichthum u. ſ. w.

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer.
Annchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn',
Mein Leben ſchließ ich um deines herum!

Abſchied von der Welt.

Alles läuft mit mir zu Ende;
Meine Hände,
Füß' und Arme ſind verdorrt,
Auch die Fackel meiner Augen
Will nicht taugen
Geiſt und Leben eilen fort.

Meines edeln Geiſtes Kräfte,
Die Geſchäfte
Meiner Sinnen nehmen ab.
Nichts iſt anders zu beſorgen
Als vor Morgen
Noch zu ſcheiden in das Grab.
Seele wenn du nun dies Leben
Hin ſollſt geben,
So entſchlage dich der Noth,
Denke, daß du zu den Frommen
Nicht kannſt kommen,
Als nur einzig durch den Tod.
Die ihr Ende ſtets betrachten,
Und verachten
Dieſer Welt verkehrten Sinn,
Jeſum, bis ſie ganz erkalten,
Gläubig halten,
Fahren ſanft und ſelig hin.

4) Andreas Gryphius (1616—1664).

[Bouterwek X, 140.]

Thränen des Vaterlandes, 1636.

Wir ſind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheert!
Der frechen Völker Schaar, die raſende Poſaun',
Das blutgetränkte Schwert, die donnernde Karthaun',
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme ſtehn in Glut, die Kirch' iſt umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken ſind zerhaun,
Die Jungfraun ſind geſchänd't, und wo wir hin nur ſchaun,
Iſt Feuer, Peſt und Tod, der Herz und Geiſt durchfähret,
Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit friſches Blut;
Dreimal ſind's ſchon ſechs Jahr, als unſerer Ströme Fluth,
Von Leichen faſt verſtopft, ſich langſam fortgedrungen.
Doch ſchweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Peſt, und Gluth und Hungersnoth,
Daß auch der Seelen Schatz ſo Vielen abgezwungen.

5) Flemming (1606—1640).

[Bouterwek X, 119.
Eſchenburg II, 86.]

Vor ſeiner Reiſe nach Perſien.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchſten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.

Nichts iſt es ſpat und frühe,
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen iſt umſonſt;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach ſeinem Willen machen
Ich ſtell's in ſeine Gunſt. — — — —

Ich zieh' in ferne Lande
Zu nützen einem Stande
An den er mich beſtellt.
Sein Segen wird mich laſſen,
Was gut und recht iſt faſſen,
Zu dienen ſeiner Welt. — — — —

Leg' ich mich ſpäte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir ſtößt zu Handen,
So tröſtet mich ſein Wort. — — —

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu ſterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es ſey heut' oder morgen,
Dafür laſſ' ich ihn ſorgen
Er weiß die rechte Zeit.

An die jetzigen Deutſchen.

Jetzt fällt man uns ins Haus, in unſere vollen Schalen,
Wie man es längſt gebräut. Wo iſt nur unſer Muth,
Der ausgeſtählte Sinn, das kriegeriſche Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unſrem eitlen Prahlen.
Kein Buſch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmalen
Schreckt den Kroaten ab. Das Anſehn iſt ſehr gut,
Das Anſehn, mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigſten Krieger wir, die Phöbus kann beſtrahlen!
Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
Die doch der weiche Leib nicht um ſich leiden kann?
Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne,
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, ſo iſt's um uns gethan,
Uns Namens-Deutſche nur! Ich ſag's auch mir zum Hohne!

Flemmings Grabschrift vom 22. März 1640,
drei Tage vor seinem Tode gedichtet.

Ich war an Kunst und Gut, und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Aeltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall flog überweit: kein Landsmann sang mir gleich;
Von Reisen hochgepreist, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut dies Alles wird zerstören.
Dies, deutsche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir, bin ich's werth. Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag' euch gute Nacht, und trete willig ab:
Sonst Alles ist gethan, bis an das schwarze Grab.
Was frei dem Tode steht, das thu' er seinem Feinde;
Was bin ich viel besorgt, den Athem aufzugeben?
An mir ist minder nichts, das lebet, als mein Leben.

6) Logau (1604—1655).

[Bouterwek X, 169.
Eschenburg II, 44.]

Sparsamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte,
Sparte sie die meisten Lüste.

Das Beste der Welt.

Weißt Du, was in dieser Welt,
Mir am meisten wohlgefällt?
Daß die Zeit sich selbst verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung ist ein fester Stab,
Und Geduld ein Reisekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht keinen Advokaten,
Der ihm ausführt seine Thaten;
Keinem hat er nichts genommen,
Wenn er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er was gestohlen,
Denn er nahm es unverholen;
Keinen hat er je geschlagen,
Der sich ließ bei Zeiten jagen.
Was er von der Straße klaubet,
Ist gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Ist, ein Stücke Brot begehret;
Staat, Land, Mensch und Vieh vernichtet,
Ist des Herren Dienst verrichtet;
H—, saufen, spielen, fluchen
Ist, dem Muth Erfrischung suchen;
Nicht mehr Mensch seyn an Geberden,
Ist ein braver Kerle werden;
Endlich dann zum Teufel fahren,
Ist den Engeln Müh' ersparen!

Die Sünden.

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflisch ist's, in Sünden bleiben,
Christlich ist es, Sünde hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche stehn und tragen,
Hunde, die zu Tische schmeicheln,
Hunde, die die Frauen streicheln,
Diese Hunde gar zusammen,
Kommen nur aus faulem Stammen. —

Aber ich bin von den Hunden,
Die sich in den Krieg gefunden,

Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wann ſie Küh' und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren
Gänſ' und Hühner zuzuführen.
Kann die ſchlauen Bauern ſuchen,
Wann ſie ſich ins Holz verkruchen,
Wann ſie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich ſie von dannen hetzen,
Daß ſie Hut und Schuh verſetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren,
Helfen Haus und Hof verzehren.
Kavaliers, die kann ich leiden,
Bauern müſſen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden!

Verkündigung des Sieges.

Ei luſtig, ihr Krieger, ihr werdet nun ſiegen,
Es wollte die neue Verfaſſung denn lügen!
Die Waffen um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geſchunden!
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Piſtolen,
Sind ritterlich neben der Straße geſtohlen,
Die Gelder zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüſtig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde vom nützlichen Pfluge geriſſen,
Des Brotes die letzten und blutigen Biſſen,
Die führen und füllen viel tauſend der Wagen,
Die H— und Buben zu Felde mit tragen;
Daß Reiter ſind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verſchnitten;
Ein Fürſtenthum iſt in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reitern in Sattel zu heben!

Glauben.

Luth'riſch, Pap'ſtiſch und Kalviniſch, dieſe Glauben alle drei,
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel wo das Chriſtenthum dann ſey.

7) Freiherr v. Abſchatz (1646—1699).

Aufmunterung an die Deutſchen.

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh' Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt,
Herbei daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Somm' und Seine ſchicke.

Der Feind braucht Gold und Eiſen,
Wendt' Stahl und Silber an,
Der deutſchen Welt zu weiſen,
Was Liſt und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden
Damit euch hinterm Rücken
Die Feſſeln nicht beſtricken.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu beſiegen
Des Hohnes Pralerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und jeder ſich bemühen,
Das Seine wegzuziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verſtellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Mitgift.

Mitgift iſt der Männer Gift
Die der Weiber Herrſchaft ſtift'.

Frauenart.

Kurzer Sinn und lang Gewand
Iſt den Frauen wohlbekannt.

Nicht zu genau.

Wer auf jede Feder acht',
Nie das Bette fertig macht.

Ohne Umſtand.

Kräh't die Henn' und ſchweigt der Hahn,
Iſt das Haus gar übel dran.

Schweige.

Laß deinen Mund verſchloſſen ſeyn,
So ſchluckſt du keine Fliegen ein.

8) Zinkgref (1591—1635).

[Bouterwek X, 175.]

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meiſter ſind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt iſt nichts zu machen.
Alſo werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

9) Tſcherning (1611—1649).

[Bouterwek X, 191.]

Lob der Muſik.

1) Wer ungereget,
Die Sinnen träget,
Wann Künſtler ſingen
Und Saiten klingen.
Iſt taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil ſonſt ſich reget
Was Sinnen träget.

2) Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden;
Man ſoll ihn oben
Auch alſo loben,
Da wird das Singen
Viel ſchöner klingen.

3) Mehr Luſt für Ohren
Iſt nicht geboren.
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann Eifer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

4) Was hier ſich reget
Und Athem träget,
Heißt David ſingen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren,
Was je geboren,
Weil es gereget
Dann Liebe träget.

10) Gerhard (1607—1676).

[Bouterwek X, 219.]

Vertrauen auf Gott.

1) Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden
Die dein Fuß gehen kann.

2) Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohl ergehn;
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ſich gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſeyn.

3) Dein' ew'ge Treu' und Gnade
O, Vater, weiß und ſieht
Was gut ſey oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was Du dann erleſen,
Das treibſt Du ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen
Was Deinem Rath gefällt.

4) Hoff', o du arme Seele
Hoff' und ſey unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer nagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'.

5) Wohl dir du Kind der Treue!
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreie
Des Sieges Ehrenkron'.
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

6) Mach' End', o Herr mach' Ende
An aller unſrer Noth,
Stärk' unſre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen ſeyn;
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

Abendlied.

1) Der Tag mit ſeinem Lichte
Fleucht hin und wird zu nichte;
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis.
Der Tag der iſt geendet,
Mein Herz zu Dir ſich wendet,
Der Tag und Nacht geſchaffen
Zum Wachen und zum Schlafen,
Wir ſingen deinen Preis.

2) Wohlauf, wohlauf, mein Pſalter!
Erhebe den Erhalter,
Der mir an Leib und Seelen
Viel mehr als ich kann zählen,
Hat heute Gut's gethan.
All' Augenblick und Stunden
Hat ſich gar viel gefunden,
Womit er ſein Gemüthe
Mit unerſchöpfter Güte
Mir klar gezeiget an.

3) Gleichwie des Hirten Freude,
Ein Schäflein auf der Weide,
Sich unter ſeiner Treue
Ohn' alle Furcht und Scheue
Ergötzet in dem Feld,
Und ſich mit Blumen füllet,
Den Durſt mit Quellen ſtillet:
So hat mich heut geführet,
Mit manchem Gut gezieret
Der Hirt in aller Welt.

4) Erhöre Gott mein Beten,
Und laß mein Uebertreten
Zur Rechten und zur Linken
In's Meeres Tiefe ſinken
Und ewig untergehen.
Laß aber, laß hingegen
Sich Deine Engel legen
Um mich mit ihren Waffen.
Mit Dir will ich entſchlafen
Mit Dir auch auferſtehn.

5) Darauf ſo laß' ich nieder
Mein Haupt und Augenlieder
Will ruhen ohne Sorgen,
Bis daß der güldne Morgen
Mich wieder munter macht.
Dein Flügel wird mich decken,
So wird mich nicht erſchrecken
Der Feind mit tauſend Liſten,
Der mich und alle Chriſten
Verfolget Tag und Nacht.

6) Ich lieg' hier oder ſtehe,
Ich ſitz'-auch oder gehe,
So bleib ich Dir ergeben,
Und Du biſt auch mein Leben,
Das iſt ein wahres Wort.
Was ich beginn' und mache,
Ich ſchlafe oder wache,
Wohn' ich als wie im Schloſſe,
In deinem Arm und Schoße,
Bin ſelig hier und dort.

11) Riſt (1607—1667).

[Bouterwek X, 201.]

Lob der Frauen.

1) Alles, was der Herr gemacht,
Iſt zwar gut zu ſchätzen;
Luft und Erde, Tag und Nacht
Kann die Welt ergötzen;
Sonn' und Sterne, Sand und Meer
Auch der Fiſch und Vögel Heer
Können ſammt den Thieren
Dieſes Rund wohl zieren.

2) Aber daß des Menſchen Hand
Nach des Höchſten Willen
Muß beherrſchen alles Land,
Ja die Welt erfüllen,
Das iſt wahrlich übergroß,
Größer, daß dem Manne, bloß
Und allein zu leben
Niemals iſt gegeben.

3) Zwar der Mann kam erſt herfür
Aber nur aus Erden.
Gott der ließ das ſchönſte Thier
Von der Rippen werden.
Schöner iſt ja Elfenbein,
Als der Leimen pflegt zu ſein.
Gold führt beſſ're Gaben
Als der Thon mag haben.

4) Gottesfurcht, Beſtändigkeit,
Keuſche Zucht im Leben
Hat den Weibern jederzeit
Großen Ruhm gegeben.
Kein Planet iſt ihnen gleich
Weiber ſind an Tugend reich,
Reich von Witz und Segen,
Klug auf allen Wegen.

5) Was der Himmel vorgethan,
Kann ein Weib nachmachen,
Brächte man gleich auf die Bahn
Tauſend fremde Sachen.
Weiber machen oft mit Fug
Auch die tollen Männer klug,
Was kaum auszugründen,
Weiß ein Weib zu finden.

6) Weiber ſind ein kräftig Naß, (Wein)
Wenn die Männer zagen;
Weiber wiſſen dies und das,
Wenn die Spötter fragen.
Weiber ſind des Lebens Luſt,
Weiber ſind dem Herzen Ruſt (Ruhe)
Weiber können machen
Daß wir fröhlich lachen.

7) Weiber ſind der Helden Schatz
Weiberhaare binden;
Weiberaugen können Platz
Auch beim Stärkſten finden.
Weiberzung' und ſüßer Mund
Machen Fleiſch und Blut geſund,
Ihr erfreulich Scherzen
Wendet alle Schmerzen.

8) Weiberred' iſt wie der Blitz,
Dringt durch alle Glieder
Weiber zeugen Liebeshitz'
Schaffen Kühnheit wieder.
Ach, der Weiber Freundlichkeit
Iſt der Honig dieſer Zeit.
Süßer kann auf Erden
Ueber ſie nichts werden.

9) Weiber nützen in der Stadt,
Auf dem Feld', im Garten,
Man ſey hungrig oder ſatt,
Kann ein Weib doch arten (gerathen)
Weiberlieb iſt immer ſüß,
Ja wohl recht ein Paradies,
Welches uns kann geben,
Reichthum, Ehr' und Leben.

Grabſchrift des Friedens.

Wie ward der edle Fried' ertödtet und vergraben?
Wer ſind die Würger doch, die ihn verſcharret haben?
Es ſind die Deutſchen ſelbſt, doch ſich zu Spott und Hohn.
Wodurch? Durch Freiheit und durch Frau Religion.
Auch Geiz und Uebermuth, die laſſen ſich nicht dauern,
Zu ſchließen Fried' und Ruh' in feſtgebaute Mauern,
Der ſchnöden Sicherheit! Nun iſt's um ſie geſchehn,
Und Frau Religion muß mit zu Grabe gehn.

12) Morhof (1639—1691).

[Bouterwek X, 321.]

Narrengilde.

Narren ſind an allen Ecken,
In den Städten in den Flecken,
Narren ſind in jedem Lande,
Narren ſind in jedem Stande,
Alle haben ihre Gecken,
Klug iſt der ihn kann verſtecken.
Meint man und iſt ſo vermeſſen,
Daß man allen Witz gefreſſen,
Daß man niemand dürfe weichen,
Iſt das erſte Narrenzeichen.
Wir ziehn doch an einem Karren
Und die Welt bleibt voller Narren.

Die Zeitungen.

Man holt die Zeitung über Meer,
Von allen Ort — und Enden her,
Man bringet Alles an das Licht,
Und deckt es noch ſo tiefe Gruft.
Hat man's ja von dem Lande nicht,
So greift man's endlich aus der Luft.

13) Harsdörffer (1607—1658).

[Bouterwek X, 179.]

Der Fiſcher.

Ein belobter Fiſchersmann
Hängt des Angels Anbiß an
Etwan ein Gericht zu fangen.
Er ſenkt ſeines Angels Ruth'
In die ſilberhelle Fluth.
Ihm iſt mancher Fiſch entgangen,
Weil ſie in des Fluſſes Krimmen,
Schauten ſeine Stricke ſchwimmen.

Nachmals als der Regenguß
Trüb gemacht den ſchlanken Fluß,
Sah er an dem Angel hangen
Von dem ſtummen Schuppenheer
Nach und nach je mehr und mehr,
Die er alle hat gefangen,
Weil ſie in den trüben Fluthen
Nicht bemerkt die Angelruthen.

Gottes Wort das höchſte Gut,
Iſt dergleichen Angelruth',
Die uns nicht kann leichtlich fangen
In der Ruh' und Glückeszeit.

Kömmt uns Trübſal, Angſt und Leid,
Hoffen wir dann mit Verlangen,
Uns zu reißen aus dem Mangel,
Mit der ankergleichen Angel.

14) Klaj (1616—1656).

[Bouterwek X, 183.]

Macht der Liebe.

Wie lebt doch der bei Menſchen und auf Erden,
Der niemand liebt und nicht geliebt will werden?
Dies Ganze hier, Gott, Thiere, Kräuter, Stein,
Das ſoll und muß der Liebe dienſtbar ſeyn.

Den lieben Gott hat Lieben hoch bewogen,
Daß er gewölbt die blauen Himmelsbogen,
Und aufgeführt der runden Erden Zelt,
Auf welcher lebt der Menſch, die kleine Welt u. ſ. w.

So lang' die Sonn', die Lenkerin der Erden,
Die Welt umreiſt mit neugeſpannten Pferden,
So lang die Nacht, die Träumerin, uns ſchreckt,
Und ihren Saal mit Sternenſaat bedeckt:

So lang der Stein des Eiſens Laſt wird heben,
Die Ulme liebt die ſorgenloſen Reben;
So lang' der Menſch hier liebet auf der Welt,
Ja, bis einmal die Welt in Haufen fällt.

15) Schottel (1612—1676).

[Bouterwek X, 226.]

Aus Germanias Todtenklage.

Von Krakau, von Stockholm, von Paris und von London,
Von Rom, von Liſſabon will man zu meinen Wunden,
Mir holen Arzenei; man ſendet aber Gift,
Mit Lieb' und Haß beſchönt, das mich noch tödtlich trifft.
Ach daß ihr Kinder wollt ſo laſtergierig bleiben,
Euer werthes Vaterland aus eurem Lande treiben!
Ich bin es ja die euch geboren und geſäugt
Die Ehre, Luſt und Lob euch überflüſſig zeigt.
Doch müßt nach Welſchland ihr, nach Spanien, Frankreich laufen,
Und für euer liebes Geld nur grobe Laſter kaufen;
Für den geſunden Leib und Herzensredlichkeit,
Bringt ihr ein faules Fleiſch und leichtes Narrenkleid.
Seht, eure ſchönſte Sprach' ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süßigkeit, voll der Glückſeligkeiten,
Die jemals eine Sprach' gehabt hat in der Welt,
Wird ſo geſchändet und von euch hintangeſtellt u. ſ. w.

16) Olearius (1600—1671).

1) Komm nicht oft zu mir gegangen,
So hab' ich nach dir Verlangen.

2) Wenn alle Menſchen weiſe wären
So würde bald die Welt aufhören.

3) So etwa du nicht willſt hinauf zur Treppen ſteigen,
So wirſt du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

17) Scheffler (1624—1677).

1) Viel Wiſſen iſt zwar fein, doch giebt's nicht ſolche Luſt,
Als ſich von Kindheit an nichts Böſes ſeyn bewußt.

2) Zwei Augen hat die Seel', eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit.

3) Der Glaub' ohn' Lieb' allein, wie ich mich wohl beſinne,
Iſt wie ein hohles Faß: es klingt und hat nichts drinne.

18) Günther (1695—1723).

[Bouterwek X, 354.]

Chriſtlicher Glaube.

Bav meint, ich glaubte nichts. Allein iſt Bav wohl klug?
Ich glaube daß mir Gott, Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Prediger gegeben:
So glaubt ein frommer Chriſt, und ich mit ihm genug!

Lob des Knaſters.

1) Nahrung edler Geiſter,
Aller Sorgen Meiſter,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaſter nennt,
Komm und laß die müden Sinnen,
Wieder Ruh gewinnen.

2) Deine Kraft und Stärke
Macht durch Wunderwerke
Allen Kummer zahm;
Mißgunſt, Furcht, Verdruß und Gram
Fliehn, ſobald ich dich empfinde,
Schneller als die Winde.

3) Kommt der lichte Morgen,
Bringt der Tag die Sorgen,
Macht der Mittag warm,
Stütz' ich ruhig Kopf und Arm
Und gebrauche deiner Kräfte
Edle Nektarſäfte.

4) Wer dich gar nicht brauchet
Und nicht ſtündlich ſchmauchet,
Iſt des Mauls nicht werth,
Weil er die Natur verkehrt,
Und die Gaben die dich zieren
Niemals will probiren.

19) Schwieger (ſt. 1665).

[Bouterwek X, 202.]

Liebe, die größte Beſchwerde.

Mit Lieben iſt es ſo beſchaffen;
Du mußt dich öfters laſſen ſtrafen,
Dein Ernſt muß Spott und Thorheit ſeyn;
Du mußt dich ſo, bald anders ſtellen;
Sagſt du: „ein Himmel iſt's!“ — ſie: „nein!“
So muß es ſeyn der Schlund der Höllen.

Was ihr gefällt, das mußt du preiſen,
Und jederzeit dich ſo erweiſen,
Daß du nicht ihr mögſt widrig ſeyn.
Haſt du von ihr was fliegen laſſen,
Und ſie befragt dich, — ſage: Nein!
Damit ſie dich nicht möge haſſen.

Spielt ſie, ſo laß ſie nicht verlieren;
Nur dir will der Verluſt gebühren;
Dein Beutel muß ſtets offen ſeyn.
Durch Lieben kann man wenig haben;
Kein Cröſus wirſt du werden. Nein!
Die Mädchen lieben Gold und Gaben.

Heißt ſie dich ſpöttiſch von ſich gehen,
So mußt du lernen Scherz verſtehen,
Mußt dumm und unempfindlich ſeyn.
Auf ihr Verachten, Schimpfen, Schelten
Mußt du nicht zürnen. Nein, ach nein!
Die Lieb iſt ſonder Stürme ſelten.

Befürchtung, Hoffnung, Sorg' und Sehnen
Darfſt du dir nimmer abgewöhnen,
Mußt nimmer frei und deine ſeyn.
Drum will ich nun vom Lieben laſſen. —
Sollt' ich es können? — Nein, ach nein!
Wer kann die lieben Mädchens haſſen?

20) Neuwerck (1621—1681).

Troſtlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten,
Und hoffet auf ihn allezeit,

Den wird er wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchſten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Man halte nur ein wenig ſtille
Und ſey doch in ſich ſelbſt vergnügt,
Wie unſers Gottes Gnadenwille,
Wie ſein' Allwiſſenheit es fügt;
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch ſehr wohl, was uns fehlt.

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu.
Und trau des Himmels reichen Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn wer da ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht.

Guter Rath an die Geſtrengen.

Wenn du andre Leute ſtrafſt, geh' dich ſelber nicht vorbei,
Sondern ſuch' in deinem Herzen, ob da nicht ein Fehler ſey.

Geſetze.

Geſetze die ſind gleich den ſchwachen Spinneweben;
Horniſſen brechen durch, die Mücken bleiben kleben.

21) Spee (1591—1635).

[Bouterwek X, 73.]

1) Der trübe Winter iſt vorbei
Die Kranich' wiederkehren;
Nun reget ſich der Vogelſchrei,
Die Neſter ſich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun ſchleicht an Tag,
Die Blümlein ſich nun melden
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wälden.

2) Die Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erſcheinen,
All' ſilberweiße Töchterlein
Der hohen Berg und Steinen.
In großer Meng'
Sie mit Gedräng'
Wie Pfeil' von Felſen ziehen;
Bald rauſchens her
Nicht ohn' Geplärr,
Und mit den Steinlein ſpielen.

22) Lund (1608—1667).

[Bouterwek X, 177.]

1) Winter mit ſo dürren Wangen
Grau und greis und ungeſtalt,
Mit ſchneeweißem Tuch umhangen
Traurig, träg und ſchmählich kalt,
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir.

2) Vögel die in freien Lüften
Gaben ihren Klang und Sang,
Kriechen jetzt zu finſtern Klüften
Allem Vieh wird bang und drang.
Sommerluſt u. ſ. w.

3) Nun, du haſt uns viel genommen;
Doch muß eins noch übrig ſeyn:
Daß wir zueinander kommen,
Uns ergötzend in dem Wein.
Jochem ſchenkt uns Wein und Bier!
Das auch kommt allein von dir.

4) Jochem nöthigt liebe Gäſte;
Das iſt, das uns freuen mag,
Löſet ſich auf's Allerbeſte,
Feſt und los auf einen Tag.
Jochem ſchenkt uns Wein und Bier;
Das, o Winter, kommt von dir.

23) Hoffmannswaldau (1618—1679).

[Bouterwek X, 288, 296.]

Wie Blumen die des Sommers blühen,
Und wenn der Abend ein ſich ſtellt,
Sich zu der Erden niederziehen,
So iſt das Weſen dieſer Welt.
Wohl wer im Leben,
Bei Freud' und Leid,
Sich nicht ergeben
Der ſchnellen Zeit, Vergänglichkeit!

Wen jetzt das Glücke hochgeſtellet,
Dem man geküſſet Fuß und Hand,
Des Stuhl wird alsbald umgefället
Von dieſer Zeit voll Unbeſtand.
Wohl wer im Leben u. ſ. w.

Schwarze Augen.

Wir ſchwarze Wolken wir, mit Sonnen angefüllet,
Wir ſchöne Finſterniß, da Venus Wache hält;
Wir dunkle Brunnen wir, da Blitz und Feuer quillet,
Wir unterwerfen uns die Freiheit dieſer Welt.

Das Eis zerſchmilzt vor uns, das Eiſen muß uns weichen,
Die Felſen geben nach, es bricht der Diamant;
Den Purpur heißen wir durch unſre Macht erbleichen,
Und manches Herz zerfleußt durch dieſen ſüßen Brand.

24) Wernicke.

[Bouterwek X, 350.]

Unnütze Klagen.

Man klagt daß wir die Lieb' und alte Treu' verloren,
Und daß der Segen ſich verkehrt in einem Fluche;
Jedoch wenn ich mit Fleiß die vor'ge Zeit durchſuche,
So dank' ich Gott daß ich in dieſer bin geboren.

Buhlereien der Deutſchen in Frankreich.

Daß Frankreich uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches wir erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken wir erdacht,
Daß wir dort unſer Geld verſchwenden,
Mit dem es uns hernach beſticht,
Daß es durch unſre Länder bricht
Mit Pferden die wir ihnen ſenden, —
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als wenn wir dort die Kraft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unſrer Feinde Väter ſeyn.

25) von Canitz (1654—1699).

[Bouterwek X, 344.]

Vergebliche Sorgen.

Weicht, eitle Grillen, weicht! Ihr kränket nur die Sinnen;
Ihr ſchwächet die Vernunft und ſchrecket das Geſicht;
Den Abgrund weiſet ihr, und Hülfe wißt ihr nicht;
Ihr ſchaffet Müh' und Schweiß und könnt doch nichts gewinnen;
Ihr öffnet uns die Bahn zum zeitigen Verderben
Und macht das Leben ſchon in erſter Blüte ſterben.

26) von Beſſer (1654—1729).

[Bouterwek X, 342.]

Die blauen Augen.

Blau ſind meiner Anemonen Augen,
Weil ſie uns zum Zeugniß ſollen taugen,
Daß ſie ihr von Venus ſind erkoren,
Die vom blauen Meeresſalz geboren.

Pallas Augen ſind auch blau geweſen,
Die ſie ſich aus Weisheit hat erleſen,
Weil der blauen Farbe Glanz vollkommen,
Den der Himmel ſelbſt drum angenommen.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tauſend ihrer Gaben,
In den Bergen deiner Bruſt vergraben.

Aber blau iſt auch der Treue Zeichen,
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beſtändigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich bloß von deinen Augen hoffen.

Unterdeſſen doch ſoll nichts mich ſtören,
Als was Himmliſches ſie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geſchrieben,
Will ich ſie auch, als den Himmel lieben.

Die ſchwarzen Augen.

Phyllis Augen brennen mich verſtohlen;
Denn ſie ſcheinen ausgelöſchte Kohlen,
Weil dem Himmel ſie beliebt zu ſchwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken ſind ſie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze;
In den ſchwarzen Kugeln ſtecken Sonnen,
Wo ſich aller Seelen Brand entſponnen.

Ich gedacht mit ihrer Nacht zu ſpielen,
Und in dieſen Quellen mich zu kühlen;
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Brenne mich, doch nicht mich zu verbrennen, —
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen!
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß sich will erstrecken.

Oder willst du mich zu Asche haben,
Mußt du in den Augen mich begraben;
Denn die Schwärze schicket sich zum Trauern,
Und ein schwarzes Grab kann länger dauern.

Es giebt begeistert Hungrige, welche ungeheure Massen von mittelmäßigen, unbedeutenden Büchern ohne Beschwer zu sich nahmen. Diese tadelten, daß W. Müller unzählige dicke Bücher, auf 14 Bändchen zusammendrängte, und müssen noch weit mehr schelten, daß ich diese auf 14 Blätter herabsetzte. Mit Recht bemerken sie: das Sprüchwort „ex ungue leonem, aus der Klaue den Löwen" passe hier nicht, und so kleine Proben seyen unzureichend den persönlichen und dichterischen Charakter der allzu rasch vorübergeführten Männer vollständig kennen zu lernen. — Ich erwiedere: das 14 Blätter das mittlere Maaß meiner Glossen schon weit übersteigen, und der soeben bezeichnete Zweck, nicht der meinige ist. Doch glaube ich der Gesammteindruck alles Mitgetheilten erweise hinreichend, daß ihre Verfasser sich als Dichter nicht über eine heitere Mittelmäßigkeit erheben; wohl aber (in ausgearteten erdrückenden Zeiten lebend) ihres Muthes, Charakters und Patriotismus halber, meist großes Lob verdienen.

Während Spanien und England in dieser Zeit die bewundernswerthesten Dramatiker erzeugten, sind die in Deutschland erschienenen Schauspiele fast unlesbar, und Hofmannswaldaus, und Lohensteins epische Arbeiten, nur überspannte, geschmacklose Karikaturen.

26.

Mehrere Male bin ich mit dem bestimmten Vorsatz in die sixtinische Kapelle gegangen, die zeither von mir vernachlässigten

Gemälde angeſehener Meiſter genau zu betrachten, welche ringsum die Wände in geringerer Höhe ſchmücken. Jedesmal aber ward ich ſogleich von den unendlich großartigern, erhabneren Werken Michel Angelos ſo gewaltig ergriffen, daß für Ausführung jenes Vorſatzes, weder Neigung, noch Muße blieb.

Ebenſo bin ich mit dem Verſuche mich über die engliſchen Dichter vor und nach Shakſpeare genau zu unterrichten, nie gebührend zu Stande gekommen; weil mir Alles neben jenem großen Meiſter unvollendet, dürftig und manierirt erſchien, — ich alſo immer wieder zu ihm hingedrängt wurde. Gleichen Sinnes ſagt Macaulay: (d'Arblay 56): „Shakspeare has neither equal, nor second." Und Gervinus: (I, x): „Shakſpeare kann uns die Freude an vielen anderen Dichtern verleiden, weil er für alles Aufgegebene hundertfachen Erſatz bietet."

Deshalb fand ich nur mäßiges Behagen; an Surreys Nachahmungen petrarkaſcher Sonette, den ſchwülſtigen Spitzfindigkeiten Whats, der überlangen, ermüdenden Arkadia Sidneys. Spenſer allein verdient in höherem Sinne den Namen eines Dichters. Das Jahr ſeiner Geburt iſt ungewiß, er ſtarb wahrſcheinlich 1596. Seine Feenkönigin enthält ſo ungemein ſchöne, reizende Stellen, daß man ſich wundern kann, warum ſie nicht noch mehr (als geſchehen) bewundert ward. Viele Gründe trafen hier wohl zuſammen. Zuvörderſt weil die erſte, allein vollendete, Hälfte ſchon 30,000 Zeilen zählt, während Taſſos befreites Jeruſalem nur 15,500; dann weil das Vorwalten der abgelebten, ganz regelloſen Ritterpoeſie nicht mehr anzog; vor Allem aber weil die durchweg herrſchende, unerträgliche Allegorie, Alles erkältet und kein Glaube an Thatſachen und Perſonen möglich bleibt.[1]) Scheinbar reizende Frauen verwandeln ſich in todte Begriffe, und nicht minder ſind die angeblichen Helden, sans foi, sans roi, sans loi, bloß erkünſtelte Geſpenſter. —

1) Spenser though assuredly one of the greatest poets that ever lived, could not succeed in the attempt to make Allegory interesting. — Tediousness pervades the whole. Macaulay II, 4.

Spenſers Sonette gehören zu den beſſern die in engliſcher Sprache geſchrieben wurden, ſtehen jedoch denen Shakſpeares weit nach.

Ich wende mich nach dieſer kurzen, aber hinreichenden Andeutung, zum Drama. Die Anfänge ſind in England (wie überall) gering, und zeigen nur wenig Zuſammenhang und Uebereinſtimmung mit kirchlichen Myſterien: ſo Frau Gurtans Nähnadel, Sackvilles Porrex und Ferrex u. dgl. Trotz polizeilichen und kirchlichen Widerſtandes, ſtieg die Vorliebe für weltliche Dramen ganz außerordentlich und es gelang dem klaſſiſchen und italieniſchen Einfluß nicht, das national Engliſche zu unterdrücken. Die Königin Eliſabeth hatte an theatraliſchen Darſtellungen die höchſte Freude, und die vornehmſten Männer trugen kein Bedenken daran Theil zu nehmen.

[Leſen: 3 Sonette Spenſers in Bodenſtedts Sonetten Shakſpeares S. 199—202.
Bouterwek VII, 238.

Neuere Unterſuchungen (von Tieck, Baudiſſin und vor Allen von Bodenſtedt) haben erwieſen, daß Shakſpeare als dramatiſcher Dichter keineswegs damals ganz allein ſtand, ſondern talentvolle Männer, wie Webſter, Ford, Lily, Greene und vor Allen Marlow theils früher, theils gleichzeitig auf dieſer Bahn vorgingen.[1]) Shakſpeare hat ihre Werke gekannt, berückſichtigt, ja Einzelnes daraus aufgenommen: — ebenſo wie Gluck und Mozart bereits von Anderen ausgeſprochne Melodien. Dies iſt jedoch kein Plagiat, keine ungebührliche Entwendung, ſondern freundliche Anerkenntniß fremden Werthes, unbeſchadet des eigenen übergroßen Reichthums.

In dem Maaße als man aber die obgenannten Dichter näher kennen lernt, und Shakſpeare unter ihnen erblickt, mindert ſich nicht ſeine Größe; vielmehr wird es faſt noch erſtaunenswürdiger, wie er ungehemmt, unverführt, unbeherrſcht,

1) Ich kann alle dieſe Dramatiker nicht ſo hoch ſtellen, als es wohl geſchehen iſt.

ſeine eigenthümliche Bahn ſiegreich verfolgt, und kühnen Fluges im Luſtſpiele und Trauerſpiele ſich erhebt über frühere, gleichzeitige und ſpätere Dichter.

Unter den mit Shakſpeare gleichzeitigen Dramen, verdient Marlows Fauſt beſondere Aufmerkſamkeit; theils ſeines inneren Werthes halber, theils in Erinnerung an ein deutſches Meiſterwerk.

[Leſen: Bodenſtedt III, 211—212, 220—222, 244—247, 300—305.]

Goethe iſt ein ohne Vergleich größerer Dichter als Marlow, doch darf man an ihre verſchiedene Auffaſſung des Fauſt erinnern. Marlows Fauſt beabſichtigt keineswegs in die tiefſten Geheimniſſe der Wiſſenſchaft und Schöpfung einzudringen, ſondern das Offenbarte kennen zu lernen und wo möglich zu beherrſchen. Er läßt ſich von ſeiner Bahn von keiner Liebſchaft ablenken, veranlaßt auf dieſem Wege keine Leiden und Verbrechen, ergiebt ſich nachher (in einem zweiten Lebenstheile) keinen anderweiten gemeinnützigen Beſchäftigungen; ſondern wird, (zufolge der alten einfachen Dogmatik) vom Teufel, dem er ſich ergeben, auch kurzweg geholt. Goethes Mephiſtofeles iſt heiter und ſcheint ſich überall ganz wohl zu befinden; der Marlows iſt tief ergriffen von Strafe, Schmerz und zu ſpäter Reue!

Ich kehre zu Shakſpeare zurück. So weit ein Dichter, aus vereinzelten Angaben, die Perſönlichkeit eines anderen Dichters zu entwickeln, und aus wenigen Moſaikſteinen ein verlorenes Bild herzuſtellen vermag, iſt dies von Ludwig Tieck durch ſeine bekannten (oder nicht genug gekannten) Novellen geſchehen.[1]) In unzähligen Schriften anderer Art, ſind die Werke Shakſpeares erklärt und erläutert worden; meiſt liebevoll und freundlich, — oft ſcharfſinnig, dann aber auch überkünſtlich und thöricht. — Allerdings ſind einige Stücke Shakſpeares ohne Erklärung ſchwer verſtändlich; dieſe Erklärungen geben aber keineswegs immer ein volles Licht, und das Geheimniß iſt oft heiliger

1) Die Anſichten Marlows und Shakſpeares über die Dichtkunſt, hat Tieck daſelbſt lehrreich und ergreifend nebeneinander geſtellt. (XVIII, 58—69.)

und tiefſinniger, als ein künſtlicher Verſuch es aufzuhellen. Shakſpeares erſtaunenswürdige Talente, ſein unvergleichlicher Genius, bleiben eine geheimnißvolle, und doch offenbare, höhere Gnadenwahl und Begabung.

[Leſen: Bouterwek VII, 260.]

Gewiß iſt es ein weſentlicher Fortſchritt, daß frühere, grundverkehrte Anſichten über die Barbarei Shakſpeares geſchwunden ſind, daß er allgemeiner gekannt und anerkannt wird, und auf deutſche Bildung den heilſamſten Einfluß ausübt. Unter der übermächtigen Einwirkung eines ſolchen Genius, konnten mißverſtandene Nachahmungen nicht ausbleiben; ſie gehen indeß vorüber ohne dauernden Schaden zu ſtiften und das höhere Licht zu verdecken.

Mein Freund Tieck drang wiederholt darauf, ich ſolle die Nachfolger Shakſpeares genauer kennen lernen, vor Allen Ben Johnſon. Aber trotz des beſten Willens iſt es mir (wie ich ſchon bemerkte) nie gelungen; insbeſondere fand ich dieſen Nebenbuhler Shakſpeares ſchwierig, breit, pedantiſch und, trotz ſeines Talentes, geradehin unpoetiſch! Nicht Johnſon hat durch ſeine, ſcheinbar jede Aufgabe erſchöpfenden, in Wahrheit langweiligen Luſtſpiele, dieſe Dichtungsart zur gleichen Höhe mit der Tragödie gehoben, ſondern Shakſpeare, und während deſſen kühner Sommernachtstraum alle für ächte Dichtung empfänglichen Gemüther noch immer entzückt, iſt Johnſons Alchimiſt (wie die Alchemie) zur Seite gelegt. — Noch weniger wäre es gerathen die Dramatiker aus der Zeit Karls II. hier näher zu ſchildern, von denen Macaulay (IV, 148) urtheilt: This part of our literature is a disgrace to our language and our national character.

[Ben Johnſon: Bouterwek VII, 295.
B. J. und ſeine Schule I, 5—9, 47—48, der Alchemiſt.
Fletſcher, der ſpaniſche Pfarrer in B. J. und ſeine Schule I, 350—354.]

Anhang zu Shakſpeare.

Schön, gut und wahr iſt all mein Gegenſtand,
Schön, gut und wahr in mannigfalt'gem Kleide;
Dreieinger Stoff von wunderbarer Weite
Der meiner Dichtung vollen Kreis umſpannt.
Shakſpeare, Sonett 105.

Wozu braucht meines Shakſpeares hehr Gebein
Ein hochgethürmtes Monument von Stein?
Wozu ſoll ſich ſein heiliger Staub hienieden
Verbergen unter ſtolzen Pyramiden?
Du theurer Sohn des Ruhms, ſein ſtolzer Erbe,
Was brauchſt Du Stein, daß nicht Dein Name ſterbe?
In unſerm Geiſt, der Dich bewundernd nennt,
Schufſt Du Dir ſelbſt ein dauernd Monument:
Wir ſchöpfen aus den Blättern Deiner Werke,
Gleichwie aus Göttermunde Troſt und Stärke:
Du machſt durch Deines Geiſtes hohen Schwung
Uns ſelbſt zu Marmor vor Bewunderung,
Um ſolche hehre Ruhſtatt zu erwerben,
Daß um ſolch Grabmal Könige möchten ſterben!
Milton.

Obgleich ich weder Neigung noch Fähigkeit beſitze umſtändliche Unterſuchungen über Shakſpeare anzuſtellen, möge es mir doch verſtattet ſeyn, ganz kurze, anſpruchloſe Bemerkungen vorzulegen. Sie behandeln keineswegs die ſchwierigen Fragen über die Aechtheit, die Reihenfolge, die Ueberarbeitungen der Dramen, ſondern überlaſſen dies andern Eingeweihten; — es genügt, mich auszuſprechen über den unmittelbaren Eindruck des Gegebenen und gläubig Empfangenen.

Faſſen wir zuvörderſt Shakſpeares lyriſch epiſche Dichtungen ins Auge, ſo offenbart ſich auch hier die Kraft und Lebendigkeit ſeines Geiſtes, obwohl nicht in dem Maaße als auf dem von ihm ſiegreich beherrſchten, dramatiſchen Boden. Venus und Adonis zeigt eine ſolche Innigkeit ſinnlicher Liebesglut, wie ſie in unſeren Tagen kaum jemand zu billigen wagt,

und die zudringliche Art wie Venus des kalten Adonis Zuneigung zu gewinnen sucht, werden Viele selbst an der heidnischen Liebesgöttin mißbilligen. Andere Einwendungen lassen sich vielleicht erheben gegen Tarquinius und Lukretia, welche zu prüfen hier indeß nicht der Ort ist.

Wichtiger für die Erkenntniß der Natur Shakspeares und die Geschichte seines Lebens sind die Sonette: auch hat Tieck sie in seinen Novellen geistreich benutzt, und Gervinus und Bodenstedt dieselben scharfsinnig kritisirt und geordnet. Der Beschränkung, welche die Form des Sonetts jedem Dichter auflegt, hat auch Shakspeare um so weniger entgehen können, als er nicht (wie Petrarka) gleichartig Zugeschnittenes bloß variirt und verziert, sondern freiere, mannigfaltigere Bewegungen und Anregungen keineswegs zurückweiset. Ja es offenbart sich in ihnen oft eine Innigkeit des Gefühls und ein Tiefsinn der Gedanken, wie bei keinem anderen Sonettendichter. Dies genauer zu beweisen ist hier nicht der Ort, vielmehr gehe ich rasch über zu den dramatischen Werken, und zwar in einer Reihenfolge, die mir für meine beschränkten Zwecke, als die bequemste erscheint.

[Lesen: Shakspeares Sonette von Bodenstedt, S. 1—7, und No. 9, 10, 20, 39, 40, 47, 51, 56, 57, 91, 120, 140, 141, 144, 148, 150.

I. Die zur englischen Geschichte gehörigen Dramen.

1) König Johann.

Die Trefflichkeit dieser geschichtlichen Dramen steigt noch dadurch, daß Shakspeare sich mehr als irgend ein anderer Dichter den wirklichen Thatsachen anschloß, und wenn er auch Einzelnes umstellen und umgestalten mußte, doch nie geschichtlich feststehende Charaktere in ihr Gegentheil verwandelte, und Unwissende zu ganz verkehrten Ansichten und Urtheilen verführte. Nicht minder bewundernswerth ist, daß er ohne der geschichtlichen Wahrheit etwas zu vergeben, unbedeutende Könige (wie

Johann und Heinrich VI.) ſo zu beleben verſtand. Was hätte ein ſolcher Dichtergeiſt aus einer Reihe großer Herrſcher epiſch dramatiſch erſchaffen können!

Daß Shakſpeare in ſeinen geſchichtlichen Dramen nicht bloß Dichter, ſondern auch ein großer Geſchichtſchreiber iſt, liegt ſchon in dem Geſagten, und ebenſo daß von den thörichten Geſetzen über Einheit des Orts und der Zeit nicht die Rede ſeyn kann.

Die Vorzüge dieſes Trauerſpiels ſind groß und unverkennbar, ſie bedürfen keiner Erklärung; jeder unbefangen Fühlende wird dergeſtalt davon ergriffen daß kein Zeitablauf den Eindruck verwiſchen kann. Ich erinnere nur an Conſtanzens Schmerz und das Geſpräch zwiſchen Arthur und Hubert.

2) König Richard II.

Die im Shakſpeare gegen alle Theile beobachtete ſtrengſte Gerechtigkeit, mindert keineswegs die Theilnahme, ſondern erhöht ſie menſchlicher Weiſe und vertheilt ſie zur Reinigung aller Leidenſchaften. Mehr als die Chroniſten bringt Shakſpeare in das Verborgenſte der Thatſachen und Beweggründe; ja es iſt kein Aberwitz zu behaupten, daß ſelbſt viele der handelnden Perſonen, ihr Inneres nicht ſo durchſchauten, nicht fähig waren es ſo auszuſprechen als es durch den herzenskundigen Dichter geſchieht.

In neuſter Zeit hat man nicht verſchmäht Dichter und Philoſophen gar künſtlich als Eideshelfer für gewiſſe Anſichten des letzten Tages vorzuführen. Sollte man Aehnliches mit Shakſpeare verſuchen, ſo würden die erſchütternden Thatſachen, die tiefſinnigen Weiſſagungen, ſowie die unaufhaltbare Nemeſis dieſer geſchichtlich poetiſchen Dramen, ein unumſtößliches Zeugniß ablegen für die erhabene Geſinnung des Dichters, für Wahrheit, Ordnung und Recht.

3) König Heinrich IV., erſter Theil.

Eine Vermiſchung, oder Nebeneinanderſtellung des Komiſchen

und Tragischen, wie wir sie in den Heinrichen finden, hat weder vor, noch nach Shakspeare in gleicher Kühnheit und Vollkommenheit stattgefunden. Er ist hier durchaus eigenthümlich, originell. Das ganze Alterthum kennt nichts Aehnliches, und des Euripides genialer Versuch in der Alceste, steht vereinzelt und ward, bis auf den heutigen Tag, nur von Wenigen richtig gewürdigt. —

Ist denn aber, so fragt man, jenes Verfahren Shakspeares nicht ein durchaus irriges und geschmackloses? Hebt es nicht Einheit und abgeschlossene Vollkommenheit störend auf, um einem unpassenden Gelüste nachzuhängen? — Gewiß läßt sich über jenes Verfahren nicht kurzweg im Allgemeinen aburtheilen. Es kann meisterhaft und stümperhaft seyn, denn duo cum faciunt idem non est idem. Gewiß geht Ernst und Scherz im Leben nicht bloß getrennt nebeneinander, sondern greift oft ineinander, und wirkt aufeinander. Diese Mannigfaltigkeit der Welt zu begreifen, zu erleuchten, harmonisch darzustellen, ist sehr Wenigen gegeben und die meisten Dichter haben schon hohen Ruhm erworben, wenn sie nur die eine, oder die andere Seite zu behandeln verstanden. — Die hin und wieder aufgestellte Behauptung: Shakspeare sey eigentlich nur ein tragischer, kein komischer Dichter, erscheint ganz verkehrt; er ist vielmehr nach beiden Richtungen hin überreich und unerreicht. Falstaf allein genügt hier seine Meisterschaft zu beweisen: oder wem ist es sonst gelungen eine so anbrüchige Persönlichkeit, so unerschöpflich interessant darzustellen? Nur Sancho Pansa könnte vielleicht auf entfernte Weise als ein ähnlicher (und wiederum unterschiedener) Versuch bezeichnet werden. Und neben der bis zu Kärrnern hinabsteigenden, sehr charakteristischen Komik, finden wir an anderen Stellen eine reizend poetische, zauberhafte, die kaum irgend jemand bezweckt, viel weniger übertroffen hat.

Von Personen, die da meinen vor allen Andern des Anstandes und der feinen Sitten kundig zu seyn, ist Shakspeare oft als unanständig und gemein angeklagt worden. Es bewährt sich hier die alte Bemerkung: dem, Scherz Darbietenden gegen-

über, ist ein Zweiter erforderlich, der Scherz versteht. Gewiß hat Shakspeare wahrhaft Anstößiges und Unsittliches strenger vermieden als viele andere Dichter, von denen man Alles geduldig hinnimmt und fünfe gerade seyn läßt. An Aristofanes, Plautus und Terenz nicht zu erinnern, fehlt es auch in neuern Zeiten nicht an tadelnswerthen Abwegen; und ich finde z. B. Lord Byrons Don Juan anstößiger, als alles heiter und unschuldig Natürliche was in Shakspeare vorkömmt.

4) König Heinrich IV., zweiter Theil.

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß dem ersten Aufstande Unzufriedener ein zweiter folgen mußte, was gleichartige, ermüdende Wiederholungen befürchten ließ. In der That sind aber Personen, Triebfedern, Umstände, Behandlungsart, Strafen u. s. w. verschieden, und dadurch lichtvoll belehrend. Den Eiteln, Geringhaltigen, Sorglosen, Nichtsnutzigen (welche in niederen Regionen ihr Wesen scheinbar ungestört treiben) steht der Untergang Hochgestellter und des Königs sorgen- und reuevolle Betrachtung der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gegenüber, zur Verdoppelung der tragischen Kraft und Wirkung. Heinrichs V. wohlbegründete Umgestaltung erneut um so mehr Hoffnung und Vertrauen, da man fühlt nur solch ein König könne (wenigstens für die Dauer seines Lebens) die noch immer drohenden Gefahren besiegen, oder doch anders wohin ableiten.

5) König Heinrich V.

Der Chor in Heinrich V. ist ganz verschieden von dem griechischen, von der sogenannten Parabase, von den gewöhnlichen Prologen. Er bietet ein wichtiges Füllstück zur Verbindung der dramatischen Theile, erzählt episch lyrisch was sich gesprächsweise nicht darstellen und entwickeln ließ; er ist zugleich originell, nothwendig und gelungen.

Die genaue Erörterung der Ansprüche Heinrichs V. an Frankreich, beweiset daß dem Dichter viel daran lag seinen Helden und sein Vaterland als berechtigt darzustellen, und den Vorwurf

bloßer Eroberungsſucht zurückzuweiſen. Aber abgeſehen von Recht und Unrecht, kann man ſchon an dieſer Stelle den Gedanken nicht unterdrücken, es ſey wider die Natur der Länder und Völker, daß England Frankreich, oder Frankreich England beherrſche.

Die Verſchwörung gegen Heinrich V. iſt wiederum anders dargeſtellt und behandelt, als die gegen Heinrich IV.; es zeigt ſich keine bloße Wiederholung des Früheren.

Die Schlacht von Azincourt beſchreibt Shakſpeare ganz ungewöhnlich, weshalb man einwenden könnte, es fehle an Ueberſichtlichkeit und Einheit, es zeige ſich Hergang und Inhalt zerſtückelt, auseinanderfallend, widerſprechend; ſo daß kein vorherrſchender Eindruck der Hauptſache möglich bleibe. — Bei genauerer Betrachtung lernt man indeß einſehen, was der große Meiſter bezweckte und erreichte. Das Todſchlagen hin und her, welches die meiſten Schlachtenbeſchreibungen ausfüllt, ſchien ihm zu einfarbig und geringhaltig; er giebt uns aus ſeinem unerſchöpflichen Füllhorne weit mehr, er zeigt uns Perſonen des verſchiedenſten Ranges, der verſchiedenſten Natur. Wir ſehen Demuth und Uebermuth, Kühnheit und Feigheit, Freude des Sieges und Schmerz der Niederlage, Liebe zum Kampfe und zum Frieden. Dem heiteren Benehmen Heinrichs V. gegenüber, ſteht die tiefſinnig ernſte Erinnerung an ſeines Vaters Thronbeſteigung nnd den Tod König Richards; ſowie der beſcheidenen Betrachtung ſeiner Lage, wiederum heldenmüthige Kühnheit und Vertrauen auf ſich und ſein Volk. Andere betrachten Alles leichter, ja leichtſinnig, während der wehmüthige Abſchied Exeters von Suffolk uns nochmals aufs Tiefſte bewegt. — Genug, dieſe Welt von Anſichten, Gedanken, Gefühlen, Handlungen, überwiegt alle untergeordneten Einwürfe: wir ſollen uns zu dem Meiſter erheben, nicht ihn vorlaut bekritteln.

6) König Heinrich VI., erſter Theil.

Etliche Kritiker haben ausgefunden daß dieſer erſte Theil nicht von Shakſpeare ſey, und er höchſtens einige Schmink-

pfläſterchen einem fremden Werke aufgedrückt habe. Mir unbegreiflich! Meiſterhaft ſind die am fernen Horizonte aufſteigenden Ungewitter angedeutet, dann näher geführt; kunſtreich ſind die Begebenheiten in Frankreich und England parallel dargeſtellt, und ihr Ineinandergreifen deutlich gemacht; nach allen Seiten hin offenbart ſich ſtrenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, gleichwie tiefſinnige Auffaſſung. Selbſt die Jungfrau von Orleans, deren geſchichtliche Hexenanſchuldigung Shakſpeare, als Engländer, nicht zur Seite ſtellen durfte, erſcheint (davon abgeſehen) keineswegs unedel, ſondern möchte Leib und Seele für ihr Vaterland opfern. Wie hat dagegen im 18. Jahrhundert ein Franzoſe ſeine edelſte Landsmännin mißhandelt!

Shakſpeare (ſagt man ferner) war ſo unwiſſend, daß mythologiſche Anſpielungen nicht von ihm herrühren können. Umgekehrt! Weil er davon (nach der in jener Zeit herrſchenden Weiſe) Gebrauch machte, war er nicht unwiſſend. Gewiß iſt der erſte Theil Heinrichs VI. eine frühere Arbeit Shakſpeares, aber darum keine ſchwächere. Und rührt dies Werk nicht von ihm her, welcher ganz unbekannte Dichter hat ſich zu ſolcher Höhe erhoben und iſt nächſtdem ſpurlos verſchwunden? Nicht bloß einzelne Scenen, ſondern das ganze Werk zeigt einen mächtig aufſteigenden Genius; und welcher engliſche Dichter (ja welcher Dichter überhaupt) wäre wohl im Stande geweſen den Ausgang Talbots und ſeines Sohns ſo großartig, tiefſinnig, wehmüthig und ergreifend darzuſtellen.

7) König Heinrich VI., zweiter Theil.

Man hat die Frage, ob das Schauſpiel ſittlich, oder unſittlich, zu begünſtigen oder zu verbieten ſey, oft aufgeworfen und entgegengeſetzt beantwortet. Beide Antworten können theilweiſe richtig, oder unrichtig ſeyn; ſie ſind aber jedesmal falſch, ſobald ſie ſich ganz im Allgemeinen ausſprechen, ohne die weſentliche Verſchiedenheit der einzelnen Werke irgend zu berückſichtigen: denn in Wahrheit giebt es ſehr ſittliche und ſehr unſittliche Schauſpiele. Stellen wir die letzten zur Seite, ſo entſtehen

doch neue Zweifel darüber, was man sittlich nennen darf, oder soll. Manche Wohlmeinende haben nämlich behauptet, sittliche Zwecke zu befördern sey die höchste und einzige Aufgabe des Drama. Auf diesem Wege ward nicht allein oft eine schwächliche, zweideutige Moral eingeschmuggelt, sondern auch jede dichterische Bedeutung und aller heitere Scherz ausgetrieben. Natürlich herrschte dann die Langeweile, und alle Plane und Zwecke, löbliche wie tadelnswerthe, fielen zu Boden.

Wie sonderbar und kleinlich hat man im Shakspeare einzelne, den Verhältnissen durchaus angemessene Aeußerungen als unsittlich angeklagt, aber nie genügend die große, die erhabene Sittlichkeit hervorgehoben, die er lehrt und offenbart. Nach dem andeutungsvollen ersten Theile Heinrichs VI. folgt im zweiten, rasch aufeinander eine Reihe geschichtlich wahrer, entsetzlicher Thaten. Mit den Freveln wächst die Noth und die verdiente Strafe, die furchtbare Nemesis schreitet mit Riesenschritten stürmend einher. Welch allgemeine, abstrakte Empfehlung von Recht und Sitte, kann solch einen tiefen ergreifenden Eindruck machen als diese Reihe von Königen, Königinnen, Kardinälen, Herzogen, Feldherrn, — und so hinab bis zu der Verblendung und den Freveln der irregeführten Volksmassen. Wenn die Hochgestellten sündigen, bleibt der zerrüttende Wiederhall in untergeordneten Kreisen niemals aus, und wo das Recht verletzt wird, leiden jedesmal auch die Sitten.

Shakspeare steht da wie ein großer dichterischer Prophet ächter Sittlichkeit. Wer reinigt so die Leidenschaften, wer führt durch die eindringlichsten Beispiele und Aussprüche, so auf den Weg der Tugend, des Rechts, der Demuth, der Selbsterkenntniß?

Jeder anerkennt das bewundernswürdige Erschaffen, Durchdringen, Festhalten, Darstellen der verschiedenartigsten Charaktere. Die tiefste psychologische Wahrheit ergiebt sich aus wichtigen Handlungen wie aus kleinen Zügen; nichts ist unwirksam, unlebendig, und auch in den verdammlichsten Personen bleibt noch ein menschlicher Bestandtheil, woran sich eine demüthige

und wehmüthige Milderung des Beurtheilens anſchließen kann. Welch Gegenſtück zu Dantes entſetzlichen, ewigen Höllenſtrafen!

Nur ein großer König wie Heinrich V. konnte die Mangelhaftigkeit ſeines Rechtstitels einſtweilen verdecken. Was ſich für York ſagen läßt, hat Shakſpeare unparteiiſch aufgezählt. Andererſeits ergiebt ſich aber gleich furchtbar, daß rückſichtsloſe Beſeitigung vollendeter Thatſachen, und Nichtachtung lang verjährten Beſitzes, nothwendig zu neuen, gefährlichen Revolutionen führt. Wie ſollte der milde, fromme Heinrich VI., jener von allen Seiten einbrechenden Doppelſtürme Herr werden?! Doch hat Shakſpeare auch ihn meiſterhaft gezeichnet, ſo daß wir neben dem Verdruß über ſeine Schwäche, dem Unglücklichen Theilnahme und Mitleid nicht verſagen können.

8) König Heinrich VI., dritter Theil.

Darüber ſind (wie geſagt) alle ächten Kenner einig, daß kein Dichter berechtigt ſey geſchichtliche Charaktere in ihr volles Gegentheil zu verwandeln; wohl aber gewiſſe Ausbeugungen, Modifikationen anzubringen welche der dramatiſche Zweck nöthig macht, und welche dem Weſentlichen nicht zu nahe treten. Wie viel, (fragen wir indeſſen weiter) darf der Dichter, abgeſehn von gegebenen Thatſachen, rein erfinden? Giebt es Regeln, Gränzen für dies Beſtreben? — Allerdings! Die Erfindungen müſſen möglich, wahrſcheinlich ſeyn; ſie dürfen ſich nicht durch Uebertreibungen, Unnatürlichkeiten, Ueberſtürzungen in die Region des Unglaublichen, Abſurden, verſteigen und verlieren. Giebt es aber nicht Reihen wahrhaft geſchichtlicher Begebenheiten, welche man nach dieſen Grundſätzen als unmöglich und unglaublich bezeichnen müßte? Würden wir gegen einen Dichter, der die entſetzlichen Kriege der Roſen lediglich erfunden hätte, nicht jene wichtigen Bedenken ausſprechen? — Shakſpeare fand Alles weſentlich Thatſächliche vor, und wußte es künſtleriſch zu geſtalten und zu verflechten; er machte die Gegenſätze der Charaktere und Zwecke, den raſchen Wechſel, das Gelingen und Mißlingen begreiflich, und ſuchte die Welt unzähliger Diſſo-

nanzen, durch dazwischengeschobene, zwar wehmüthige, aber doch beruhigende Consonanzen zu mildern. Komische Bestandtheile, wie sie in Heinrich IV. aufgenommen sind, konnten beim Fortschritt auf der entsetzlichen Bahn, keine Stelle mehr finden.

Gern hofft man daß endlich, nach dem völligen Sturze des Hauses Lancaster (wie es schon die Erschöpfung zu verlangen scheint) Ruhe, Mäßigung und Besonnenheit eintreten werde; man hält eine Steigerung durch neue Verbrechen für unmöglich. Und doch deutet die Ermordung Heinrichs VI. bestimmt hin auf die unter den Siegern ausbrechenden, inneren Kämpfe und ihren, von der unerbittlichen Nemesis geforderten Untergang.

9) König Richard III.

Wo sich die Geschichtschreiber in ihren Berichten widersprechen, ist der Dichter berechtigt den auszuwählen, welcher seinen Zwecken am meisten zusagt. Dafür daß Shakspeare die beste Wahl getroffen, zeugt dies gewaltige Trauerspiel. Die Thatsachen drängen sich in rastloser Eil, und die Erinnerung an das Vergangene, wirft furchtbare Lichter und Schatten auf die Gegenwart. Mit großer Kühnheit ist die Königin Margarethe, wie eine Erscheinung, wie ein Gespenst aus frühern Zeiten vorgeführt, über eigene, wie über fremde Leiden weissagend, fluchend. Die Gewissensbisse des, allein noch ungestraft übrig gebliebenen Hauptfrevlers, treten als äußere Gestalten, als Geister der Ermordeten hervor, und ebenso die gerechten Hoffnungen Richmonds. Diese Visionen sind psychologisch und dichterisch vollkommen gerechtfertigt, und mit der rasch folgenden Auflösung der letzten Dissonanz, kündigt sich an eine prosaisch und poetisch wesentlich verschiedene Zeit. Nicht in Richards Person liegt die erhebende Lösung, er durfte nicht mit tugendhaften Schminkpflästerchen verschönert werden, er ist die letzte unvermeidliche Ausgeburt der gräulichen Bürgerkriege.

10) König Heinrich VIII.

Nach einem ſo erſtaunlichen Aufſchwunge wie das Trauerſpiel Richard III. zeigt, war es unmöglich auf gleicher Höhe zu verweilen, unerfreulich hinabzuſinken. So heilſam nach den heilloſen Kriegen die Regierung Heinrichs VII. auch wirkte, bot ſie doch keinen Stoff zu dichteriſchen Trauerſpielen, oder Luſtſpielen. Das Mittelalter war beſchloſſen und die Vorbereitung zu einer anderen Zeit noch unbeſtimmt und unvollkommen. Anders verhält es ſich mit der Zeit Heinrichs VIII., wo Neues nach vielen Richtungen Bahn bricht, und Anſichten und Zwecke ſich verändern.

Wie aber ſollte der Dichter Heinrich VIII. behandeln, dieſen willkürlichen, unduldſamen, wollüſtigen Tyrannen? Zuvörderſt umfaßt Shakſpeares Werk nur die frühere Regierungszeit Heinrichs, während erſt in ſpäteren Jahren, die Irthümer und Verbrechen in viel verdammlicher Weiſe hervorbrechen. Wohl aber bot ſchon jener frühere Zeitabſchnitt dem Dichter Gelegenheit und Veranlaſſung ſeine außerordentliche, überall Gerechtigkeit übende Erkenntniß der Perſonen an den Tag zu legen, für Heinrich VIII., ſeine Gemahlin, den Kardinal Wolſey u. A. Solch eine Vertheilung von Licht und Schatten, bietet die höchſte, niemals ganz unerfreuliche Wahrheit.

Blicken wir zurück auf die zehn, der engliſchen Geſchichte entnommenen Dramen, ſo giebt es, wie geſagt, nichts Aehnliches in der Litteraturgeſchichte. Shakſpeare hatte kein Vorbild; er iſt urſprünglich, und durchaus eigenthümlich. Er hob dieſe neue Gattung, nach Form und Inhalt ſogleich zu ſolcher Höhe, daß niemand ihn überbieten konnte, niemand erreichte.

Wenn wir aber dieſe geſchichtlichen Dramen ſo bewundern, warum werden geſchichtliche Romane oft ſo hart angegriffen? Beſitzt dieſe Dichtungsart nicht dieſelbe Berechtigung? Gewiß, wenn ſie dieſelbe Vollkommenheit zeigt. Wo giebt es aber geſchichtliche Romanſchreiber und Romanſchreiberinnen, die ſich Shakſpeare gleichſtellen könnten? Auch läugnet niemand daß

viele geschichtliche Dramen unvollkommen sind, gleichwie viele geschichtliche Romane. Da ich später (bei Walter Skott) über die Schwierigkeiten sprechen werde, mit welchen der geschichtliche Roman im Allgemeinen zu kämpfen hat, so mag diese vorläufige Andeutung hier genügen.

II. Die römischen Dramen.

1) Koriolan.

Obgleich die römischen Dramen geschichtlich sind, gleich den englischen, hat Shakspeare doch Ton und Haltung so verändert, wie es die Verschiedenheit der Zeiten und Völker erfordert. Ein komischer Bestandtheil ist nicht ganz verschmäht, aber doch wesentlich untergeordnet, und, mit Ausnahme des humoristischen Menenius, ganz richtig den Volksmassen zugewiesen.

Minder begabte Dichter würden den Stoff des Koriolan wahrscheinlich benutzt haben, zur Verherrlichung entweder der Aristokratie, oder der Demokratie; wie immer, und ganz der Wahrheit gemäß hat Shakspeare jeder Partei ihren Antheil an Recht und Unrecht zugesprochen, und das Trauerspiel höchst lehrreich gemacht für jene, wie für alle Zeiten. Ob nun gleich grelle Einseitigkeiten der Beurtheilung vermieden sind, zeigt doch schon die Sprache, der Versbau und die Redeweise, das Rasche, Gedrungene, Abgebrochene, es zeigt dies Alles das Schroffe, Herbe der Hauptperson, ja aller übrigen Römer. Selbst Volumnia, Koriolans Mutter, gehört zu diesem Kreise, und nur in seiner Gattin Valeria offenbart sich ein edler Bestandtheil weiblicher Milde. Die Vorstellungen und Forderungen der ersten an ihren Sohn sind meisterhaft entworfen, und geben viel zu denken über das Verhältniß der Familie zum Vaterlande. Mit Recht bekommt dieses unter damaligen Römern das Uebergewicht, wodurch aber nothwendig ein tragischer Ausgang herbeigeführt wird.

Daß eine so große, so edle Natur wie die Koriolans, Zorn und Stolz nicht bezwingen kann, erfreut seine Gegner; verschafft

ihnen aber keinen ungetrübten Sieg. Wo ſind herbe Ariſtokraten, liſtige Demagogen, wankelmüthige, verführbare Maſſen, lebendiger, eindringlicher, belehrender geſchildert worden? Koriolan der ſich, ſeinen Mitbürgern gegenüber, nicht einmal ausnahmsweiſe bis zur Höflichkeit herablaſſen will, begiebt ſich in eine unendlich größere Abhängigkeit von den Feinden Roms, und konnte trotz des im Anfange edlen Benehmens ſeines Gegners Aufidius auf die Dauer keine ſichere Stellung gewinnen. Der Ausgang iſt nothwendig, unabwendbar; aber es erklingt ſelbſt nach dem Schluſſe noch eine Diſſonanz, welche alle diejenigen zu löſen haben, die dem Hergange theilnehmend zuſchauten, oder in ähnliche Lagen verſetzt, weiſer zu handeln verpflichtet ſind.

2) Julius Cäſar.

Es bedarf keiner mühſamen Unterſuchung um künſtlich zu erweiſen, daß Shakſpeare beim Entwerfen ſeiner römiſchen Dramen allbekannte Quellen benutzt, ja ſehr benutzt habe. Mindert ſich dadurch etwa (wie Einige behaupten) ſein ſchöpferiſches Verdienſt? Keineswegs! Vielmehr muß man doppelt bewundern, wie er „aus zerſtreuten Gliedern der Geſchichtſchreiber", ein ſo großes, in ſich einiges Kunſtwerk bildete. Einem ſehr begabten Manne ſtanden dieſe Quellen und Shakſpeares Vorbild (das er überbieten wollte) zu Gebote; und doch darf man ohne ungerecht zu ſeyn, behaupten Voltaires Cäſar ſey ein mißlungenes Werk.

Im Koriolan iſt das Objektive, ein Krieg der kleinen Volsker mit den unbedeutenden Römern; weit wichtiger tritt das Subjektive, die ſchroffe Perſönlichkeit des Helden in den Vordergrund. Im Cäſar hat ſich Alles nach jeder Richtung hin erweitert: die geſammte cultivirte Welt iſt der Schauplatz der Handlung und die Hauptperſon iſt ihr mächtiger Beherrſcher. So überragt hier die Objektivität und Subjektivität alle frühern und ſpätern Dimenſionen. Aber, ſagt man, Cäſar handelt ja faſt gar nicht, er ſpricht vorzugsweiſe von Ausgehen, oder Zu-

hausebleiben u. s. w. — In Wahrheit sind aber seine Worte großartige Erzeugnisse eines erkämpften Selbstbewußtseyns. Sein Stolz und Trotz ist wesentlich anders begründet, als der Koriolans. Erst nach dem thatenreichsten Leben ist es möglich, ist es erlaubt sowie Cäsar wirksam, imponirend zu sprechen. Und Freunde, wie Feinde, bestätigen die Größe des Verehrten, oder Gehaßten.

Der Haß war aber nicht ohne Grund. Edle Gemüther dachten zurück an die Zeiten der, die Welt durch ächte Tüchtigkeit bezwingenden Republik; sie konnten die Vernichtung aller Formen, die unbedingte Abhängigkeit von einem Einzelnen nicht ertragen, und hielten es für ihre Pflicht diesen Zuständen ein Ende zu machen. Shakspeare verhehlt von Anfang an keineswegs das Bedenkliche, Gefährliche, Unsittliche ihres Unternehmens; aber er ist weit davon entfernt Männer wie Brutus und Cato zu schmähen und an den Pranger zu stellen. Cäsar hatte keine größere Berechtigung zu herrschen, als jene Männer seine Herrschaft zu bekämpfen. Indem aber leidenschaftliches Gefühl bei den Gegnern Cäsars vorherrschte, verblendeten sie sich über die Verhältnisse der Gegenwart und die Möglichkeit einer Herstellung der Vergangenheit, sie sahen nicht staatsmännisch in die Zukunft. Daher konnte der gering geachtete Antonius sie so schnell überflügeln und ihrer Herr werden. — Sehr mit Unrecht hat man gesagt, Cäsars Tod beende das Trauerspiel: die zweite Hälfte ist unentbehrlich, und das Schicksal der Verschwornen nicht minder ergreifend und belehrend.

So verschieden wie die Zeit Koriolans und Cäsars, ist auch Shakspeares Sprache in beiden Tragödien verschieden, und den Verhältnissen angemessen. — Der Portia konnte zwar keine Bedeutung oder Einwirkung eingeräumt werden, wie der Volumnia und Kleopatra; deßungeachtet erweckt ihr Bestreben und ihre edle Natur die größte Theilnahme. — Den Verschwornen durfte eine an Cicero zu richtende Aufforderung bedenklich erscheinen; denn seiner sittlichen Natur gemäß, hätte er schwerlich den Mordplan gebilligt.

3) Antonius und Kleopatra.

Shakſpeare hat im Koriolan und Cäſar das ältere und neuere Rom in ſeiner Aehnlichkeit und Verſchiedenheit meiſterhaft dargeſtellt; hier liegt ihm indeß eine neue und in der That noch ſchwerere Aufgabe vor. Denn an die Stelle der einfach großen Charaktere Cäſar und Brutus, tritt der beſonnen verſteckte Oktavian und Antonius, welcher Muth und Verzagtheit, Thatkraft und Erſchlaffung, Entſagen und Schwelgen, Adel und Gemeinheit in bunteſtem Wechſel zeigt. Ein ähnliches Aufundab, Größe und Niedrigkeit finden wir gegen das Ende griechiſcher Tüchtigkeit im Demetrius Poliorcetes. Zeiten der allgemein hereinbrechenden Auflöſung entwickeln nämlich zugleich aus größerer Vergangenheit herſtammende Beſtandtheile, und verdammliche, (durch die gährende Gegenwart hervorgetriebene) Auswüchſe. Solch zuſammengeſetzte Perſönlichkeiten ſind (wie geſagt) ſchwer zu begreifen und noch ſchwerer darzuſtellen.

Mit jenem revolutionären Römerthum trat nunmehr, zur bedeutenden Erhöhung der Mannigfaltigkeit, etwas durchaus Neues und Verſchiedenes in weſentliche Verbindung: die fremdartige Natur Aegyptens und ſeiner Bewohner. Welche Eigenthümlichkeit offenbart ſich ſchon in der Dienerſchaft, und eine Königin wie Kleopatra findet ſich in der ganzen Weltgeſchichte nur ein einziges Mal. Leidenſchaftlich, herrſchſüchtig, eitel, bezaubernd, zurückſtoßend, übereilt, verſchlagen, edel, gemein, muthig, feige, aufrichtig, heuchleriſch, liebend, haſſend, treu, treulos; und doch bei all dieſen und andern Eigenſchaften, nur eine, dieſelbe Perſon! Dies ſcheinbar ſich Widerſprechende, ganz Unvereinbare hat Shakſpeare wie ein geſchichtlich poetiſches, abgerundetes Wunderwerk, unvergänglich hingeſtellt. Glück und Unglück treibt allerdings Charaktere wie Antonius und Kleopatra zu dem Haltungs- und Maaßloſen; doch bringt ihr Tod Würde und Verſöhnung in das, einſtweilen Zerſtreute und Aufgelöſete.

Wir ſehen hier nicht bloß eine Tragödie einzelner Perſonen (wie etwa im Koriolan) ſondern wir erkennen und fühlen, daß

dies Trauerspiel die ganze Welt ergreift und umfaßt; daß Oktavians Klugheit den Erschöpften wohl einstweilen Schutz geben wird gegen wilde, fieberhafte Ausbrüche; jedoch kein Einzelner im Stande ist ein veraltetes, ausgeartetes Volk dauernd zu heilen und zu verjüngen!

III. Schauspiele und Lustspiele.

1) Der Widerspenstigen Zähmung.

Die Anekdote, oder die Geschichte, welche den Hauptinhalt dieses früh geschriebenen Schauspiels bildet, hat Shakspeare gewiß nicht erfunden, sondern irgend woher übernommen, und dann mit anderen Zwischenspielen durchflochten. Dies war um so rathsamer, da die Zeichnung auf eine Weise vor sich geht, die noch übertriebener und verletzender erscheinen würde, wenn nicht Milderndes ablenkend dazwischen träte und die Gewißheit beruhigte daß Petruchio in Wahrheit kein so arger Tyrann ist, wenn nicht die Hoffnung hinzuträte, es würden (nach beendeter Prüfung) harmonischere Töne während des längeren Ehestandes erklingen.

Das heitere Vorspiel (der betrunkene Kesselflicker) hat Holberg umständlicher behandelt und zu Ende geführt.

2) Die Komödie der Irrungen.

Wenn man von vorn herein zugiebt (was unerläßlich ist) daß Menschen bis zum Verwechseln ähnlich seyn können, so ist Shakspeares Komödie der Irrungen, unter vielen Bearbeitungen dieses Stoffes, wohl die scharfsinnigste und mannigfaltigste. Aber freilich ruht der Hauptscherz deßungeachtet auf ganz äußerlichen Spielen des Zufalls, oder einer sehr künstlichen Verwickelung.

3) Die beiden Veroneser.

Ein früheres Werk Shakspeares von welchem Sachverständige behauptet haben, daß der Gegenstand Einwendungen unterliege,

oder doch ſich beſſer behandeln laſſe. Möglich! Der Meiſter hat dies aber ſelbſt nicht unternommen, und keinem iſt anzurathen ihn erſetzen zu wollen. Charaktere und Situationen ſind ſchon trefflich behandelt, zum Theil aber in ſpätern Werken weiter entwickelt.

4) Ende gut Alles gut.

Auch gegen dies Schauſpiel ſind ſehr viel Einwendungen erhoben worden, ariſtokratiſche, demokratiſche, moraliſche. Wie konnte (ſo lauten die erſten) ein Mädchen ſo geringer Herkunft auf den thörichten Einfall gerathen, einen Grafen von Rouſſillon zu heirathen? Wie konnte der König uneingedenk aller Standesrechte und in einer ſo perſönlichen Angelegenheit willkürlich entſcheiden? wie die anmaasliche Diana nach des Grafen natürlichem Widerſpruch nicht ſogleich beſcheiden und beſchämt zurücktreten. — Hiegegen ſprechen die Demokraten: Helena ſteht durch innere und äußere Vorzüge, dem Grafen Bertram mindeſtens gleich. Sie fühlt ſehr beſtimmt den Abſtand der Geburt, und die ihren Wünſchen entgegenſtehenden Schwierigkeiten; aber die ermunternden Worte der Gräfin, die bevorſtehende Heilung des Königs, und vor Allem die Hoffnung daß Liebe, Gegenliebe erwecken werde, geben ihr Muth auf dem betretenen Wege zu beharren. Hiezu kommt daß die königliche Entſcheidung ganz ſeinem lehnsherrlichen Rechte gemäß und er bereit iſt Stand und Beſitz ſo zu erhöhen, daß Helena dem Grafen vollkommen gleich ſteht.

Wie konnte Helena (ſo klagen die Moraliſirenden) um des Grafen ſcheinbar unmöglicher Forderung zu genügen, ſo Unanſtändiges wagen? Sie hätte vielmehr entſagen, und ihre Würde über ihre Verliebtheit hinauf ſtellen ſollen.

Auf dieſe, leicht zu vermehrenden Einwendungen, ließen ſich ſehr beſtimmte Antworten geben, und bei dieſer Gelegenheit auch allerlei allgemeine Grundſätze allgemein erörtern. Wir antworten (uns beſchränkend) in aller Kürze. Sowie wir (hinſichtlich bereits erwähnter Schauſpiele) eine ſolche Zähmung des böſen

Weibes, eine ſolche Verwechslung der Perſonen, von vorn herein zugeben mußten, ſo iſt auch hier der höchſt eigenthümliche Kern der Geſchichte als gegeben zu betrachten, und Shakſpeare hütete ſich mit Recht ihn umzugeſtalten, weil die Wahrheit, das Intereſſe erhöht und die Theilnahme verdoppelt. Höchſt wahrſcheinlich hat jedoch Shakſpeare den erſten Entwurf allmählig durch Zuſätze erweitert, und die Mannigfaltigkeit durch treffliche komiſche Scenen vermehrt, welche indeß den Gang der Haupthandlung keineswegs ſtören. Alle jene Einwendungen, die der Dichter gewiß kannte, oder ſelbſt aufwerfen konnte, ließ er um ſo mehr mit Recht unberückſichtigt, da ſie ſich untereinander dergeſtalt aufheben, daß von dem ganzen Schauſpiele nichts übrig bleiben würde.

5) Liebes Leid und Luſt. (Verlorne Liebesmüh.)

Ariſtofanes Luſtſpiele zeigen neben Heiterkeit, Willkür und Uebermuth, doch zugleich eine ernſte Beziehung, einen (meiſt politiſchen) Nebenzweck. Nicht ſo dies Kunſtwerk. Es beſteht durch und durch aus Scherz, Witz und Uebermuth; denn Aquitanien und die Schuldforderung iſt doch nur der Nagel, an dem ſcheinbar das Ganze befeſtigt wird.

Man hat geklagt daß dies Luſtſpiel nicht immer den großen Beifall gefunden habe, den es verdiene. Die Thatſache iſt richtig, jedoch nicht ohne allen Grund. Die Spiele des wahren, oder zum Spott hingeworfenen täuſchenden Witzes, drängen und überſtürzen ſich ſo, bilden ein ſo raſches Feuerwerk daß man in ſolcher Eil nicht folgen kann, ſondern geblendet wird, oder doch zum Verſtändniß mehr Zeit braucht, als einmaliges Leſen, oder Hören darbietet. Zum wiederholten Prüfen und Ermitteln des Verſtändniſſes für jeden einzelnen Einfall, für jeden aufſteigenden und vorüberfliegenden Schwärmer, fehlt aber oft Zeit und Luſt, und bei allem Beifall des unverkennlich Vortrefflichen, iſt nicht jedem die Rückkehr zu dem Unverſtandenen bequem.

Goethe hat geſagt: Shakſpeare ſey nicht theatraliſch. Wahr und unwahr. Aus den eben bezeichneten Gründen, könnte man

dies Luſtſpiel untheatraliſch nennen; ſie gelten aber dann nicht minder für Vorleſen, als für Darſtellen und Aufführen. Goethe widerſprechend ſchreibt Gervinus: (I, 31) „Shakſpeares Werke ſollten ſtreng genommen durchaus nur durch Aufführung verſtändlicher gemacht werden. Denn dafür, und dafür allein ſind ſie geſchrieben.“ Eine zweite Bemerkung Goethes: Shakſpeare habe das Theater erweitert, ſtimmt wohl nicht zu jener erſten; denn durch die Erweiterung der dramatiſchen Dichtkunſt, vermehrt ſich auch die theatraliſche Vollkommenheit. Shakſpeares reichere Formen, ſeine Befreiung von irrigen Zwangsgeſetzen (z. B. über Ort und Zeit) ſeine kühnen Verknüpfungen des Tragiſchen und Komiſchen, ſeine Zaubereien, Erſcheinungen und Wunder, u. ſ. w., machen gar Vieles theatraliſch erlaubt und brauchbar, was ſonſt wohl ausgeſchloſſen bliebe. Spätere Meiſter haben ſich gern dieſe Freiheiten angeeignet, z. B. Goethe im Götz von Berlichingen; andere haben ſich bei ihren dramatiſchen Verſuchen gar nicht darum gekümmert, ob ſie aufführbar ſeyen, oder nicht: ſo Tieck im Oktavian und Zerbino.

6) Viel Lärmen um Nichts.

Viele gelehrte Männer haben ſich die größte Mühe gegeben zu erforſchen, aus welchen Quellen Shakſpeare den Stoff zu ſeinen Werken genommen habe. An ſich ein löbliches Bemühen; doch hat man daraus oft irrige Folgerungen abgeleitet. Sowie Naturforſcher glaubten mit Entdeckung unendlich kleiner Zellen, mit Erfindung einer Urpflanze u. dgl., die Geheimniſſe der Schöpfung bloßgelegt und erklärt zu haben; ſo jene Forſcher den Bau und Werth ſhakſpearſcher Luſt- und Trauerſpiele durch Auffindung einzelner Tropfen, aus denen der Strom der Begeiſterung und Weisheit hervorgegangen ſey. In Wahrheit haben aber alle dieſe Beſtrebungen nichts genügend erklärt, ſondern vielmehr das Geheimniß der Schöpfung dem Auge und dem Verſtande näher gerückt. Die Urpflanze, die Zelle, die Molecüle, das Ei geben bloße, des weſentlichen und eigenthümlichen Inhalts noch ermangelnde, Abſtraktionen. Wie

aus dem Kleinſten, dem ſcheinbar Gleichartigſten, das Verſchiedenartigſte, Bewundernswürdigſte ſich entwickele und Leben gewinne, dies Geheimniß hat man wohl Lebenskraft genannt; dann aber das (in Wahrheit Unkunde und Demuth bezeichnende) Wort, höhnend zur Seite geworfen, ohne anderswoher Licht zu verbreiten.

So ließ auch Shakſpeare aus dem Unbedeutenden, Zerſtreuten, Regelloſen und Formloſen, als ein ſchöpferiſcher Geiſt, ſeine wunderbaren Werke hervorgehn; während jene ſelbſtgefälligen Entdecker der überſchätzten Quellen, nicht im Stande geweſen wären, daraus nur eine ſhakſpearſche Scene zu bilden. Mithin wird des Dichters Werth durch derlei Entdeckungen nicht (wie Mehrere wähnen) vermindert, ſondern erſtaunlich erhöht.

Bandello und Arioſt gaben allerdings Anregungen für „Viel Lärmen um Nichts"; aber die Organiſation des Ganzen, die ungemeine Bereicherung, die Mitwirkung des Komiſchen, die dramatiſche Umbildung, iſt lediglich das Werk Shakſpeares. Und was für dies Luſtſpiel gilt, findet auch Anwendung für die übrigen.

7) Was ihr wollt.

Dies Luſtſpiel iſt ſo mannigfaltig, charakteriſtiſch, verſtändlich, ergötzlich, daß es ſich von jeher allgemeinen Beifalls erfreute und ſehr häufig aufgeführt wurde. Jedoch nicht immer in erwünſchter Vollkommenheit. So werden die beiden Junker, (insbeſondere Tobias) oft zu gering aufgefaßt, und ganz vergeſſen daß auch ſie ihren dichteriſchen Beſtandtheil in ſich tragen und ergötzen, ohne zu verletzen. Noch ſchlimmer wenn man Malvolio von Anfang an als einen ſo ausgemachten Thoren darſtellt, daß die Kataſtrophe des Briefes gar keine Aenderung und Steigerung mehr hervorbringen kann. Eben ſo irrig iſt es, wenn in Viola jede Spur der Weiblichkeit verſchwindet, und ſie ſich benimmt wie ein naſeweiſer junger Page. Doch über Inhalt und Darſtellung hat Tieck, in ſeinem jungen Tiſchler, ſo

erſchöpfend geſprochen, daß es unnöthig erſcheint, etwas abzuſchreiben oder hinzuzuſetzen.

8) Wie es Euch gefällt.

Man erzählt: Shakſpeare ſey zum Entwerfen dieſes Luſtſpiels veranlaßt worden, durch Ben Johnſons entgegengeſetzte Theorie und Praxis, ſowie durch deſſen anmaßliche Spöttereien und Sticheleien. Iſt dies wahr, ſo ſehe ich darin ein, von ihm nicht bezwecktes Verdienſt Ben Johnſons, denn „Wie es Euch gefällt" überwiegt den Werth ſeiner pedantiſch gelehrten, ohne ächte Begeiſterung zuſammengeſchmiedeten Werke.

Es iſt unmöglich ein Luſtſpiel zu erſinnen, das ſich in größerer Freiheit bewegte, und bei ſcheinbarer Uebertretung dramatiſcher Geſetze, die viel höheren, tiefſinniger und ergötzlicher offenbarte. Man hat geſagt: es habe keinen Inhalt. Mir unverſtändlich. Es bietet einen reichen, mannigfaltigen Inhalt, der bei aller Zerſtreutheit ſich doch wohlgeordnet zu einem Ganzen abſchließt. Und zu dieſem Inhalte, dem ergötzlichen Scherzen und der meiſterhaften Charakteriſtik, findet ſich eine Sprache von höchſter Klarheit und Anmuth.

In Berlin war vor mehrern Jahren Alles zu einer Aufführung vorbereitet, die gewiß gelungen wäre, und wo die Damen Crelinger und Fournier die Rollen der Roſalinde und Celia ohne Zweifel trefflich dargeſtellt hätten: aber die Erkrankung des Schauſpielers dem der Herzog zugetheilt war, und das Ausbleiben verſprochener muſikaliſcher Beiträge, brachten das löbliche Unternehmen zum Stillſtand. Es wäre ein Verdienſt ſich von Neuem damit zu beſchäftigen.

Ob der ardenner Wald in Frankreich oder England liege, iſt (weil Alles auf dichteriſchem Boden ſpielt), ziemlich gleichgültig, doch könnte die Erwähnung von Robin Hood für England ſprechen. Löwen giebt es in beiden Ländern nicht.

Mit Recht hat der Charakter des Jaques Aufmerkſamkeit und große Theilnahme erregt; ſie wäre aber nicht völlig begründet, wenn man ihn als Repräſentanten der Weisheit, und ſeine

Weltanſicht als die höhere, oder höchſte betrachten wollte. Er zeigt nur eine Seite der Welt, und der Herzog erzählt wie er dazu gekommen ſey.

Man hat (nicht ohne Hinblick auf Shakſpeare) Gegenſätze der Behandlung poetiſcher Stoffe aufgeſtellt, z. B.: naiv und ſentimental, real und ideal, frei und nothwendig, ſollen und wollen u. ſ. w. Dieſe chemiſchen und anatomiſchen Zerſetzungen fördern, gleichwie Chemie und Anatomie, aber nicht wie Phyſiologie und Pſychologie; ſie erhöhen die Kenntniß des zur Unterſuchung Getödteten, Zerſtörten, ergreifen aber nicht das Lebendige in ſeinen mannigfaltigen, ungetrennten und untrennbaren Funktionen. Insbeſondere kann dem Shakſpeare keineswegs das eine, oder das andere Prädikat zugewieſen werden; vielmehr iſt es Kennzeichen und Beweis ſeines umfaſſenden Genius, daß er Alle harmoniſch in ſich vereint, und für die mannigfaltigſten Zwecke zugleich, oder abwechſelnd zu verwenden verſteht.

9) Der Kaufmann von Venedig.

Es iſt jetzt allgemein anerkannt, daß Ariſtoteles die Einheit des Ortes und der Zeit für das Drama nicht gefordert, und kein alter Dichter eine ſolche Regel pedantiſch befolgt hat. Deſto eifriger behauptet man, daß Einheit der Handlung durchaus nothwendig und Beweis der Vollkommenheit ſey. Geht man indeß näher auf die Sache ein, ſo zeigen ſich Zweifel und Schwierigkeiten. Wenn ein Einzelner etwas thut, ſo giebt dies keine dramatiſche Handlung. Wenn zwei oder Mehrere ſich über etwas beſprechen, ſo giebt dies eben Geſpräche, Dialogen, aber (wie ſchon Platon zeigt) kein Luſtſpiel, oder Trauerſpiel. Ebenſo wenig wenn ganz untergeordnete Perſonen (Arbeiter, Schreiber, Soldaten) dem höher Geſtellten, zu einem ihnen mehr oder weniger fremden Zwecke, Hülfe leiſten. So kommt man dahin ſich zu überzeugen, daß auch die einfachſte dramatiſche Handlung, eines Gegenſatzes, einer Gegenwirkung bedürfe, die jedoch größer, oder geringer, vermittelnd oder feindlich ſeyn kann.

Hiemit wäre die trockene, abſtrakte Lehre von Einheit der Handlung ſchon aufgehoben; wir werden indeß gedrängt noch weiter zu forſchen.

In dem Maaße als man von niedrigern Thiergattungen zu höheren übergeht, finden ſich mehr Organe für mannigfaltige Thätigkeit, oder Funktionen, wodurch das Leben, Handeln, Wirken nicht aufgehoben, ſondern phyſiologiſch und pſychologiſch zu einer höheren Einheit und Vollkommenheit ausgebildet wird. Sollte ſich nicht Aehnliches im Drama bezwecken und erreichen laſſen? Die glänzendſten, unwiderleglichſten Beiſpiele und Beweiſe giebt Shakſpeare. Die Doppelfabeln laufen bei ihm nicht unverbunden nebeneinander, ſondern greifen lebendig ineinander. Oder wer hat den Muth unter dem ſchwächlichen Schilde jener beſchränkten Einheitslehre, deſſen Mannigfaltigkeit der Ereigniſſe, Handlungen und Verknüpfungen anzugreifen? Wer will Malvolio um Olivias willen, oder Benedick und Beatrix um Heros willen ausſtreichen? des Sturmes und Sommernachtstraum nicht zu gedenken. Vor Allem iſt aber zu bewundern, wie das Mannigfaltigſte, anſcheinend Unvereinbarſte, im Kaufmanne von Venedig zu einer höheren Einheit meiſterhaft verbunden iſt.

Dies dürfte jetzt wohl kein Unbefangener bezweifeln; wohl aber giebt es noch Leute welche meinen: ſowie die Tragödie mit Cäſars Tod endigen ſollte, ſo der Kaufmann von Venedig mit Shylocks Beſeitigung; ihnen ſcheint der glänzend poetiſche fünfte Akt als eine überflüſſige Zugabe. Ich finde es nicht nöthig dieſen Irthum hier umſtändlich zu widerlegen.

Die arge Schlechtigkeit und Grauſamkeit Shyloks wird durch die Vorwürfe nicht aufgehoben, welche er den Chriſten mit Recht macht; wohl aber offenbart Shakſpeare mit gewöhnlicher Unparteilichkeit und pſychologiſchem Scharfſinn die Gründe, welche eine ſolche Perſönlichkeit wie die Shyloks allein möglich und begreiflich machen.

Es war einſt Gebrauch in den Erläuterungen zu ausgezeichneten Dichtern, unzählige Schönheiten hervorzuheben und Ausdrücke der Bewunderung zu häufen. Dieſe Mode iſt abgekommen

als überflüssig und langweilig; in der That kann aber oft nur ein fester Vorsatz von diesem Verfahren zurückhalten, so wird man bei Shakspeare ergriffen und fortgerissen. Zu Ausrufungen entgegengesetzter Art, könnten bisweilen wohl Urtheile über Shakspeare Veranlassung geben, z. B. wenn es heißt, er stelle immer nur eingefleischte Engländer dar!

Welcher Dichter zeigt eine so außerordentlich mannigfaltige Reihe eigenthümlicher, selbständiger Charaktere, von den Höchsten bis zu den Geringsten? Wer hat insbesondere so viel Frauen und Jungfrauen erschaffen, durch alle Stufen der Tugend und der Ausartung, der Heiterkeit und Wehmuth, der Milde und Leidenschaft, der Liebenswürdigkeit und Schroffheit hindurch, und jede von der andern gesondert durch ihr innerstes Wesen.

Unter den alten Dramatikern zeigt nur Euripides eine größere Mannigfaltigkeit weiblicher Charaktere. Der Reichthum einiger neuern Dichter wird nicht ganz mit Unrecht gerühmt, doch stehen sie weit zurück hinter Shakspeare, und wenige Urformen sind bei ihnen oft nur variirt und in andere Situationen versetzt.

10) Gleiches mit Gleichem, oder Maaß für Maaß.

Die ernste Grundlage dieses Schauspiels war dem Dichter wohl gegeben, und er erbaute auf derselben ein gedankenreiches, tiefsinniges, mit den verschiedensten Charakteren künstlich ausgestattetes, und doch leicht zu überschauendes Werk. Es verdient doppelte Aufmerksamkeit, da es erst 1603 oder 1604, ja nach Tiecks Vermuthung erst 1615 gedichtet ward. Dem ernsten Inhalte ist jedoch eine erheiternde Zugabe, in dem anbrüchig fantastischen Lucio beigefügt. Auffallender bleibt es, daß anstatt der Anfangs verkündeten und bezweckten Gerechtigkeit, zuletzt die Gnade ganz das Uebergewicht gewinnt: der verdammliche Angelo bekommt statt der Strafe eine Frau, und auch die edle Isabelle heirathet statt in ein Kloster zu gehen. Wie in manchen Dramen Shakspeares die Fantasie und Idealität vorherrschen, so

hier die Wirklichkeit mit preiswürdigen Erſcheinungen und böſen Auswüchſen.

Die Zeit Shakſpeares war ſo überfüllt mit leidenſchaftlichen religiöſen Streitigkeiten, und daraus hervorgehenden Verbrechen, daß es nicht unnatürlich geweſen wäre wenn er auch Partei ergriffen, irgend eine Richtung heftig und umſtändlich vertheidigt und „Tendenzſtücke" geſchrieben hätte. Statt deſſen hält er ſich frei von dieſem bejammernswerthen Treiben, bewegt ſich in reinern Regionen, und behandelt ſelbſt Klöſter und Mönche in ſittlich und künſtleriſch würdiger Weiſe. Wie viel geringer und beſchränkter zeigt ſich hier Calderon, weshalb Goethe mit Recht ſagt: (45, 119) „Shakſpeare fühlte nie die Verlegenheit das Abſurde vergöttern zu müſſen, der allertraurigſte Fall, in welchen der ſeiner Vernunft ſich bewußte Menſch gerathen kann."

11) Cymbeline.

Iſt die Vermuthung richtig, Cymbeline ſey das letzte Werk Shakſpeares, ſo verdoppelt ſich unſer Schmerz über ſeinen frühen Tod. Denn unvermindert offenbart ſich hier die Kraft und Freiheit ſeines Geiſtes, ſowie die ungemeine Geſchicklichkeit, das Mannigfaltigſte zu einem Organismus zu vereinigen. Faſt alle Abſtufungen von Charakteren und Geſinnungen, von heiterer Unſchuld und edler Größe bis zur verdammlichſten Sündhaftigkeit, ſind gezeichnet in Imogen und ihren Brüdern, in Jachimo, der Königin und ihrem Sohne.

12) Ein Sommernachtstraum.

Nach der von mir beliebten (alſo gutentheils bloß ſubjektiven) Reihenfolge der ſhakſpearſchen Dramen, bildet Cymbeline den Uebergang von der geſchichtlichen Wirklichkeit, in das Fabelland ſchöpferiſcher Dichtung.

Viele Dichter (ſo Calderon) haben mit Vorliebe eine Art von Mittelſtufe dazwiſchen geſchoben: die Allegorie! Begriffe ſollten auf dieſe Weiſe zu lebendigen Perſönlichkeiten höherer Art geſteigert werden; allein mochte man dieſe Gerippe mit

noch ſo viel Reifröcken angeblich poetiſchen Schmuckes behängen, ſie wurden höchſtens hohle an Fäden bewegte Marionetten, niemals lebendige Weſen, denen man Kopf und Herz theilnehmend zuwenden konnte. Wahrhaft erſchaffene poetiſche Geſtalten (wie Oberon, Titania, Puck) erfreuen ſich dagegen einer unzerſtörbaren Perſönlichkeit.

Sowie aber Shakſpeares Reihe der geſchichtlich vorhandenen (oder doch möglichen) Männer und Frauen ohne Vergleich mannigfaltiger und zahlreicher iſt, als die irgend eines anderen Dichters, ſo auch ſeine Behandlung des Wunderbaren und Zauberhaften. Von den heiterſten Erſcheinungen im Sommernachtstraum, zu Prosperos ernſterem Einfluß im Sturm, zu den fantaſtiſch aufregenden Hexen im Macbeth, und der furchtbaren Geiſtererſcheinung im Hamlet. Wer hat Aehnliches erſchaffen, oder auch nur verſucht zu erkünſteln? Shakſpeares Wunder ſind glaublicher, als vieles wirklich Geſchehene.

Mit Recht ſagt Tieck (III, 353 Shakſp.): „hätte Shakſpeare auch nichts als dieſen Traum gedichtet, ſo würde er einen Platz unter den größten Dichtern ſich errungen haben.“ — Man ſollte glauben, von unſchuldigen Kindern, bis zu den gebildetſten Perſonen, müßten Alle dies Werk leicht verſtehen und ihre Freude daran haben; und doch iſt dem nicht ſo! Manchem erſcheint das Einzelne, und die wunderbar reiche Zuſammenſetzung geradehin abſurd. Eine, ihrer Meinung nach, ſcharfſinnige Dame, ſagte mir zornig: wie kann die Theaterdirektion verſtatten, daß Gern Sohn, als Zettel, ſo gemeines unverſtändiges Zeug, improviſirend einlegen darf? — Ja, ein das Theaterweſen mitleitender Mann behauptete, als der Sommernachtstraum mit Mendelsſohns trefflicher Muſik zur Aufführung kommen ſollte: das Publikum werde nicht die Geduld haben, ſo confuſes Zeug bis zu Ende zu hören. — Eine Weiſſagung die glänzend widerlegt wurde.

Anſtatt tauben Ohren zu predigen, mögen hier einige andere Bemerkungen Platz finden.

1) Sehr richtig hatte Tieck darauf gedrungen, daß die ſce-

niſche Anordnung dem fantaſtiſchen Luſtſpiele angepaßt werde. Jetzt verlangt wohl niemand mehr die neue, ſehr zweckmäßige Einrichtung wieder abzuſchaffen.

2) Wenn Shakſpeare, nicht bloß in fantaſtiſchen, ſondern auch in mehr geſchichtlichen Stücken, ſich häufig Anachronismen, Beziehungen auf ſpätere Zeiten, Verletzungen der Geographie u. dgl. erlaubt, ſo iſt dies keineswegs Folge der Unwiſſenheit, oder des Ungeſchmacks, ſondern Vorſatz um ſcherzhaft einzuwirken, oder ernſthaft durch einen Licht verbreitenden Strahl aus einer anderen Gegend, das ſoeben Vorliegende zu erklären und aufzuhellen.

3) Wir beſitzen Luſtſpiele und Trauerſpiele ganz in Verſen, oder ganz in Proſa geſchrieben, und Theoretiker haben hintennach bewieſen, nur das Eine, oder das Andere ſey recht und erlaubt. Shakſpeare hat wenn nicht ganz zuerſt, doch zuerſt mit großer Weisheit, Verſe und Proſa abwechſelnd angewandt; — und wer wollte wohl ſeine Trauerſpiele ganz in Proſa auflöſen, oder Falſtaf und Parolles in künſtlichen Silbenmaßen reden laſſen? — Welches iſt aber (fragt man weiter) das beſte Versmaaß für das Drama? Die Dichter jedes Volkes haben ſich ein eigenthümliches ausgewählt, und für jedes laſſen ſich gewiß Gründe anführen und der geſchichtliche Hergang nachweiſen. Doch wagen wir im Allgemeinen zu behaupten, die großartigſte Form ſey der Trimeter, oder der ſechsfüßige jambiſche Vers. Wenigſtens iſt es lächerlich ihn zu verwerfen, weil die Lungen der heutigen Schauſpieler zu ſchwach wären, ihn zu ſprechen. Nächſtdem folgt der (nur wenig kürzere) Vers von fünf Jamben; die ſpaniſchen Verſe der vier Trochäen, halten dagegen viele Nichtſpanier für zu unruhig, zerſchnitten, und auf die Dauer zu eintönig und ermüdend.

13) Der Sturm.

Der Sturm iſt dem Sommernachtstraum ſo ähnlich und ſo unähnlich, daß man faſt zu Vergleichungen hingedrängt wird. Kritiſche Unterſuchungen und der Inhalt ergeben die um viele

Jahre ſpätere Entſtehung des Sturmes. Die Grundlage der Ereigniſſe macht hier, wenigſtens zum Theil, Anſpruch auf geſchichtliche Wahrheit, während im Sommernachtstraum alles Geſchichtliche aufgehoben, ja verſpottet wird. Ein ſo ernſt würdiger Charakter wie Proſpero, war im Sommernachtstraum ſo wenig zu gebrauchen, als die ſonderbare, originelle Schöpfung des Kaliban. Miranda und Ferdinand treten angemeſſen mit größerer Unſchuld und Innigkeit auf, als die den Scherz befördernde Hermia und Helena. Ariel läßt ſich wohl mit Puck vergleichen; aber die Feenwelt im Sommernachtstraum iſt viel reicher, heiterer, mannigfaltiger, als die minder in die Augen fallenden Zaubereien Proſperos. Tieck (kritiſche Schriften I, 59) ſtellt die komiſchen Theile im Sturm denen im Sommernachtstraum voran: ich geſtehe daß Zettel und Zubehör mich mehr ergötzen, als Trinkulo und ſeine Trinkgenoſſen.

14) Die luſtigen Weiber von Windſor.

Hat die Königin Eliſabeth dies Luſtſpiel veranlaßt, ſo ſind wir ihr viel Dank ſchuldig. Es kümmert mich gar nicht ob Falſtaf ſich überhaupt, oder ſo eitel und geldgierig hätte verlieben ſollen; ich freue mich der kühn durchgeführten, luſtigen Täuſchung, oder Myſtificirung. Neben dieſem Hauptſcherze geht aber ein außerordentlicher Reichthum anderer Ereigniſſe und Entwickelungen her, die aufs Glücklichſte erfunden und aufs Geſchickteſte verknüpft ſind. Wie ergötzliche Charaktere, Cajus, Evans, der Wirth, die Frau Hurtig; wie luſtige Epiſoden, das Duell, die Schulprüfung, der Pferderaub, die Liebes- und Heirathsgeſchichten, und die letzte fantaſtiſche Löſung.

15) Das Wintermärchen.

Man ſollte glauben, ſchon der ſehr deutliche Titel dieſes Luſtſpiels, müſſe gegen Mißverſtändniſſe ſchützen; dies iſt aber nicht der Fall. Selbſt Männer, die ſich für die größten Dichter hielten, und dafür gehalten wurden, Dryden und Pope, hatten ſich auf ihre angeblich untrüglichen und unantaſtbaren Prinzipien,

oder Grundregeln, ſo feſtgerannt, daß ſie nichts davon Abweichendes begriffen, ſondern demgemäß auch dieſes Luſtſpiel bitter tadelten, ja völlig verwarfen. Aber freilich hatte ſich Shakſpeare gleichſam ein Vergnügen daraus gemacht, im Wintermärchen alle jene weisheitsvollen Grundſätze aufs Kühnſte zu übertreten und zur Seite zu werfen. Wer Dryden und Pope als wohlberechtigte, legitime, äſthetiſche Oberrichter betrachtet und ſich ihnen unterwirft, der thut am Beſten ſich um Shakſpeare gar nicht zu bekümmern; wer aber die Reihe der vorübergeführten Meiſterwerke irgend verſteht, den können Einreden jener Art nicht mehr ſtören. Bleiben ungeachtet meiner kurzen, mehrere Male wiederholten Andeutungen noch Zweifel, ſo verweiſe ich auf die umſtändlichen, gründlichen Erörterungen in anderen von Shakſpeare handelnden Werken.

16) Troilus und Creſſida.

Selbſt ſcharfſinnige und geiſtreiche Bewunderer Shakſpeares haben Schwierigkeiten gefunden, wie ſie dies höchſt eigenthümliche Gedicht betrachten, und die dagegen erhobenen Einwendungen beſeitigen ſollten. Der allverehrte Homer (hat man zunächſt geſagt) iſt darin auf ungebührliche Weiſe mißhandelt und das Edle in Gemeines verwandelt worden. Eine ſolche Umgeſtaltung, ſolch oberflächliche Parodie, könnte höchſtens für einzelne Stellen natürlich und erlaubt erſcheinen; ſie wird, dergeſtalt ausgedehnt, langweilig und widrig.

Man darf hierauf antworten: das getadelte Verfahren, alte Dichtungen, neuern Anſichten gemäß umzugeſtalten, iſt bereits im Mittelalter gebräuchlich geweſen (wir erinnern z. B. an die Aeneis Heinrichs von Veldek); ja Gefühl für Schönheit war ganz verſchwunden, wenn Lamprecht, Alexander dem Macedonier ein blaues Drachenauge und ein ſchwarzes Greifenauge beilegt. Derlei Geſchmackloſigkeiten finden ſich nicht in Shakſpeares Troilus und Creſſida, obgleich mancherlei an mittelalterliche Ritterzeiten erinnert. Ferner iſt es unbillig zu überſehen daß dem Parodirten ein ernſthafter Theil gegenüber ſteht, und

Mehrere (vorzüglich Ulyſſes) tiefſinnige Betrachtungen anſtellen, welche Shakſpeare angehören, und nicht dem Homer entnommen ſind. Ja ſelbſt in der allerdings bitteren Neugeſtaltung liegt ſehr viel Wahres und Lehrreiches, und Charaktere wie der des kuppelnden Pandarus und der leichtſinnigen Creſſida, ſind mit großer Meiſterſchaft entworfen und durchgeführt. Gewiß würde Shakſpeare (wenn man ſich jetzt mit ihm über dies Werk beſprechen könnte) einräumen, er habe Achill beim Tode Hektors zu unwürdig dargeſtellt, er würde die maßloſen Schimpfreden des Therſites ermäßigen und verkürzen. — Behauptet doch Macaulay (Byron 314): die Griechen im Troilus wären denen vor Troja viel ähnlicher, als die in der Iphigenia des Racine.

IV. Trauerſpiele.

1) Titus Andronikus.

Der Verſuch aus äſthetiſchen Gründen zu beweiſen, dies Trauerſpiel ſey nicht von Shakſpeare verfaßt, iſt als mißlungen zu betrachten. Weitere Unterſuchungen haben es jedoch wahrſcheinlich gemacht, daß der Dichter den Stoff nicht ganz erfand, und vielleicht einen früheren dramatiſchen Verſuch überarbeitete, oder ſeine eigene Jugendarbeit ſpäter an manchen Stellen veränderte und verbeſſerte. Wie kam aber Shakſpeare dazu, (ſo iſt man veranlaßt weiter zu fragen) einen ſo barbariſchen, ſeiner Natur ſo fernen Gegenſtand zu behandeln? — Haben nicht (könnte man antworten) ſehr große Maler ebenfalls abſcheuliche Märtyrerqualen dargeſtellt? — Dieſe fragende Antwort genügt nicht, weil dieſer Stoff ſchwerlich dem Dichter, wie oft den Malern, von außen aufgedrungen ward.

Eher läßt ſich behaupten: zur Jugendzeit Shakſpeares habe eine ſolche Häufung von Frevelthaten mehr Beifall gefunden, als ſie verdiente, oder in unſeren Tagen finden kann. Allerdings zeigt Titus Andronikus in einzelnen Scenen und Charakteren Kraft und Geſchicklichkeit, jeden Falls aber ſteht dies Trauer-

ſpiel nach Form und Inhalt weit zurück gegen die ſpäteren, künſtleriſch ſehr gereinigten und vervollkommneten Werke Shakſpeares.

2) Timon von Athen.

Jeder Menſch wird durch die Geſammtverhältniſſe ſeiner Zeit und durch perſönliche Lebensereigniſſe, im Denken und Thun näher beſtimmt, und der Verſuch iſt gerechtfertigt, dieſe wechſelſeitigen Einwirkungen aufzuklären. Je ausgezeichneter aber jemand iſt, deſto weniger reichen dieſelben hin, Alles lediglich von ihnen abzuleiten, deſto weniger darf man die innerliche, ſchöpferiſche Kraft unberückſichtigt zur Seite laſſen.

Shakſpeares Ehe war bekanntlich eine unglückliche. Nicht unnatürlich ſuchte und fand er zunächſt Erſatz in der Freundſchaft, ohne weiblichen Bekanntſchaften zu entſagen. Eine geiſtreiche Frau bezauberte den Dichter ſo, daß er, ſeiner bildend gläubigen Fantaſie freien Lauf laſſend, ihre Fehler lange überſah. Zu völligem Bruch kam es (nach ſcharfſinnigen Vermuthungen) wohl erſt als die Geliebte den ſchönen, reichen Grafen Southhampton, dem geiſtigen, hochbegabten Dichter vorzog. Jene glanzreiche, zauberhafte Liebesbegeiſterung, hat gewiß auf die Schöpfung der heiterſten Luſtſpiele eingewirkt; der entſetzliche Bruch der Liebe und Freundſchaft hingegen die Stimmung und Lebensanſicht des Dichters getrübt und tragiſche Werke unabweislich hervorgetrieben.

Im Timon offenbart ſich dieſe Auffaſſung und Kenntniß der Nachtſeite vieler menſchlichen Verhältniſſe, auf ergreifende Weiſe, und wenn man das Werk nicht nach hergebrachten Regeln ein Luſtſpiel, oder Trauerſpiel nennen kann, ſo beweiſet dies um ſo mehr ſeine Eigenthümlichkeit. Die elenden Schmeicheleien angeblicher Freunde, die verdammlichen Entſchuldigungen der, Hülfe verweigernden, Undankbaren, ſind mit der größten Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit meiſterhaft geſchildert. Auch in den menſchenfeindlich ſcheltenden Charakteren zeigt ſich Verſchiedenheit. Apemantus und Therſites laſſen ihrer eigenen ge-

häſſigen Natur freien Lauf, wogegen Timon nur allzuviel äußere Veranlaſſung hat, zunächſt ſich, dann aber die ganze Welt aufs Bitterſte anzuklagen.

3) Macbeth.

So wunderliche und verkehrte Urtheile über Shakſpeare auch ausgeſprochen wurden, iſt jedoch Macbeth von ſolch tragiſcher Kraft, ſo erſchütternder Größe und Erhabenheit, daß jeder irgend denkende und fühlende Menſch davon aufs Tiefſte ergriffen wird. Schon die wenigen Worte der Hexen, womit das Stück beginnt, weiſen hin auf ungewöhnlichen, unheimlichen Inhalt. Mit Unrecht und ganz den Zeitanſichten widerſprechend, hat Schiller dieſe Hexen in angeblich vornehmere Weſen umgewandelt. Sie ſind davon ganz verſchieden und im Hintergrunde ſtehn nicht antike Begriffe, ſondern der Böſe, der Teufel. Daher ſagt A. W. Schlegel (VI, 253) ganz richtig: „Die Hexen ſind keine göttliche Eumeniden und ſollen es nicht ſeyn: ſie ſind unedle und gemeine Werkzeuge der Hölle. Ein deutſcher Dichter hat es alſo ſehr übel verſtanden, ſie in warnende und ſogar moraliſirende Zwitterweſen von Parzen, Furien und Zauberinnen umgeſtaltet und mit tragiſcher Würde bekleidet zu haben. Lege doch Niemand Hand an Shakſpeares Werke, um etwas Weſentliches daran zu ändern: es beſtraft ſich immer ſelbſt.“

Durch die erſte Weiſſagung der Hexen wird Macbeth bis zum Wahnſinn aufgeregt; allein der Zauber kommt nicht allein von außen, vielmehr wurzelt die Empfänglichkeit in ſeinem eigenen, ehrgeizigen, verlockbaren Gemüthe, während bei Banquo eine davon weſentlich verſchiedene Wirkung eintritt. Noch anders iſt die Entwickelung bei Lady Macbeth. Sie überbietet Anfangs den, von ihr geliebten, Gemahl allerdings in frevelhaften Wünſchen, ſucht jedoch ihre hiezu ungenügende Kraft, durch künſtliche Anregung zu vermehren; ſie ſpornt ſich an um auszuharren, und nicht zurückzubleiben. In dem Maaße aber als Macbeth immer wilder wird und raſch vorgeht, zieht ſie ſich zurück, ſinkt zuſammen, und geht in Reue und Gewiſſensbiſſen zu Grunde.

Mithin iſt es verkehrt ſie einer Klytemneſtra gleich zu ſtellen. Vielmehr hat Shakſpeare auch in ihr das Menſchliche nicht ganz ausgerottet, ſondern mit großer Kunſt und tiefem Gefühl, für ſie Theilnahme und Mitleid erweckt. Dieſe häufige Wendung zu Milde, Duldung und Verſöhnung, geht (wie geſagt) bei Shakſpeare nicht hervor aus Schwäche, ſondern aus weiſer Einſicht und edler Sinnesart, ohne indeß jemals die ſittliche Zurechnung aufzuheben, oder in erkünſtelter Nothwendigkeit eine Rechtfertigung zu ſuchen. In Wahrheit iſt dies Trauerſpiel, ſowie höchſt poetiſch, ſo auch höchſt moraliſch.

4) Romeo und Julie.

„Es iſt unmöglich eine größere Verſchiedenheit zu erſinnen, als zwiſchen Macbeth und Romeo und Julie.“ — Dieſe Bemerkung iſt wahr, aber ungenügend; denn jedes Werk Shakſpeares beſitzt ein eigenthümliches, ſelbſtändiges Leben. Kaum eines hat jedoch ſo allgemeinen Beifall gefunden, als Romeo; weshalb man glauben ſollte, es ſey ſtets wie ein unantaſtbares Heiligthum betrachtet worden. Dem iſt aber nicht ſo: denn der engliſchen, verkehrten Abänderungen nicht zu gedenken, hat ja auch Goethe eine Bearbeitung des Meiſterwerks unternommen, die aber nirgends dauernden Beifall fand, und für welche Schlegels an Schiller gerichtete Warnung auch Anwendung findet.

Goethe ſagt (XLV, 37 u. f. S.): „Shakſpeare gehört nothwendig in die Geſchichte der Poeſie; in der Geſchichte des Theaters tritt er nur zufällig auf. — Man muß das Vorurtheil bekämpfen, daß man die Werke des außerordentlichen Mannes in ihrer ganzen Breite und Länge auf das deutſche Theater bringen müſſe. Dieſe falſche Maxime hat die ältern Schröderſchen Bearbeitungen verdrängt, und neue zu gedeihen verhindert. — Will man ein ſhakſpeareſches Stück ſehen, ſo muß man wieder zu Schröders Bearbeitung greifen, ſonſt wird Shakſpeare in wenigen Jahren ganz von der deutſchen Bühne verdrängt ſeyn, was denn auch kein Unglück wäre, denn der einſame oder geſellige Leſer wird an ihm deſto reinere Freude empfinden. —

Merkutio und die Amme, (und was an dieſe beiden Figuren gränzt) treten nur als poſſenhafte Intermezziſten auf, die uns bei unſerer folgerechten, Uebereinſtimmung liebenden Denkart, auf der Bühne unerträglich ſein müſſen."

Gegen dieſe Anſichten laſſen ſich gewichtige Einwendungen erheben. Man iſt ſeit Garriks und Schröders Zeit, (unbeſchadet ihrer damaligen Verdienſte) in der Erkenntniß der Größe und Vollendung Shakſpeares weſentlich vorgeſchritten, und es wäre ein unerträglicher Rückſchritt ihre Bearbeitungen jetzt wieder auf die Bühne zu bringen. Dem verweichlichten Geſchmack, welcher keinen tragiſch ergreifenden Ausgang wollte, trat ſchon Euripides entgegen, (was Ariſtoteles lobend bemerkt. Poetik, Kap. 13). Er würde die Umgeſtaltung Hamlets, Lears, und anderer Werke Shakſpeares ohne Zweifel mißbilligen.

Goethes Weiſſagung: ein genaueres Feſthalten am Texte Shakſpeares würde ihn in wenigen Jahren ganz von der deutſchen Bühne verdrängen, iſt, Gottlob, nicht in Erfüllung gegangen! Man hat Merkutio und die Amme nicht als herauszuwerfende, poſſenhafte Intermezziſten betrachtet, ſondern jenen, als einen die Mannigfaltigkeit erhöhenden, die Umgebung aufklärenden, höchſt eigenthümlichen Charakter richtig aufgefaßt, und die wunderſchöne Erzählung von der Fee Mab ſich nicht nehmen laſſen, um einer verkehrten, trockenen Tragik aufzuhelfen und ihr Vorſchub zu leiſten. Auch die Amme (obgleich überanſtändige Perſonen an ihr Anſtoß nahmen) iſt zur Erklärung der häuslichen Verhältniſſe und der Erziehung Juliens unentbehrlich. Ebenſo war es ſehr weiſe, daß Shakſpeare den Grafen Paris nicht in den Vordergrund ſtellte, oder drängte, und ihn nicht mit Julien unzeitig ſpitzige Witzworte wechſeln ließ. Deshalb ſagt Tieck (kritiſche Schriften III, 175): „Es iſt nur einem ſo großen Dichter, wie Goethe, erlaubt und zu vergeben, wenn er das Meiſterwerk eines Andern grauſam behandelt, wie mit dieſem Trauerſpiel wirklich geſchehen iſt, in welchem man vom Original nur wenig wiederfindet, und wo ſelbſt das, was noch da ſteht, durch die ſonderbaren Umänderungen in einem

ganz anderen Lichte erscheint, und seine wahre Bedeutung verloren hat."

Von einer ganz anderen Seite her wird unerwartet Romeo und Julie als ein Muster für junge Nachahmer und Nachahmerinnen betrachtet; hiebei aber vergessen, daß das Wesen und Benehmen jener nothwendig einen tragischen Ausgang herbeiführt, und für glückliche Ehen derlei Verwickelungen keineswegs erforderlich sind.

5) Othello.

Othello (klagt man) ist ein herbes Trauerspiel. Gewiß! Ließ sich denn aber die gestellte Aufgabe milder lösen? Ohne physiologische Forschungen über die Menschenrassen angestellt zu haben, gab Shakspeare dem Othello[1]) (mag man ihn als Mauren, oder Neger bezeichnen) er gab ihm eine gesellige Stellung, eine Auffassungsweise und Leidenschaften, die für einen Weißen unmöglich waren. Ihm gegenüber steht die ganz unschuldige, milde Desdemona. Eben dieser Unschuld halber konnte sie in der Verwendung für Cassio nichts Anstößiges, oder Zweideutiges finden, und ihr Benehmen gegen ihren Vater durfte wenigstens Othello in keiner Weise rügen, da es aus Liebe zu ihm hervorging. Daß Shakspeare die stufenweise Entwickelung und Steigerung der Eifersucht, psychologisch meisterhaft behandelte, ist allgemein anerkannt; woraus aber keineswegs folgt, daß der darstellende Schauspieler den, schon sehr scharf gezeichneten Othello (den Dichter thöricht überbietend) in eine widerwärtige, fast thierische Karikatur verwandeln darf.

Ich sah dies Trauerspiel in Paris von englischen Schauspielern aufführen, und theile aus meinem damaligen Berichte nur folgende Stelle über die letzten Scenen mit. Desdemona lag in einem weißen Nachtkleide im Bette, unter einer leichten Decke. Othello (Kemble) sprach den ersten Monolog sehr langsam, und zog fast die halbe Tonleiter aufwärts und abwärts.

---

1) Venedig verkehrte viel mit Nordafrika, nicht mit Guinea.

In dem: „haſt du gebetet to night", ſchlug die Stimme beim letzten Worte ſo ſcharf in die Höhe, daß es lächerlich oder albern klang. Während Desdemona ſagt: „Deine Augen rollen u. ſ. w.", knurrte er, ſo lang der Athem dauert, vollkommen wie ein Hund, und brüllte nächſtdem wie ein Stier. Dies Gebrüll, Desdemonas gellendes Geſchrei, die Balgerei am Bette, das endliche Drücken und Abmurkſen mit dem Kiſſen, war über alle Beſchreibung häßlich, widerwärtig, empörend. — So arge Mißgriffe habe ich in Deutſchland nicht geſehn, aber auch keinen Schauſpieler der ſie ganz vermieden hätte.

Jago iſt gewiß ein nichtswürdiger Menſch; er bewegt ſich aber auf ſeiner ſchändlichen Bahn (ſeys tiefe Verſtellung, oder verdammlicher Leichtſinn) mit einem Scheine von heiterer Unbefangenheit, welche wohl den Mohren, aber nicht Leſer und Hörer täuſchen kann.

Warum (höre ich fragen) hat Shakſpeare den Untergang der Desdemona gewollt? Denn der volle Beweis ihrer Unſchuld ließ ſich leicht führen, und dann konnten beide Ehegatten lebenslang glücklich miteinander leben. — Ob die letzte Vorausſetzung eintreffen würde, darf man bezweifeln; bei ſolch einer Umkehrung der Verhältniſſe und Charaktere, könnte man aber freilich viele Trauerſpiele in Luſtſpiele verwandeln.

Mehrere Dichter haben die Leidenſchaft der Eiferſucht behandelt; es ſey erlaubt hier nur an Calderon zu erinnern. In „Eiferſucht das größte Scheuſal", befiehlt der Tetrarch ſeine geliebte Mariamne umzubringen, aus Furcht daß ſie in die Hände Oktavians falle. Nach vielen Zwiſchenereigniſſen und überlangen Reden, finden beide, faſt zufällig, ihren Tod. Der äußerlichen Situationen halber, iſt die innerliche Entwickelung vernachläſſigt.

In: „für geheimen Schimpf geheime Rache", heirathet Don Lope Eleonoren, welche ihren früheren Geliebten irrig für tod hält. Unerwartet erſcheint dieſer und ſie beredet mit ihm eine nächtliche Zuſammenkunft, um ſich angeblich nächſtdem ganz zu trennen. Lope entdeckt dies, ſtellt ſich aber als glaube

er, daß der Liebhaber sich vor Nachstellungen in sein Haus geflüchtet habe. Bei einer scheinbar freundschaftlichen Kahnfahrt stürzt Lope seinen Gegner ins Meer, zündet dann das Haus an worin sich Leonore befindet und trägt sie als zufällig umgekommen herbei. Als dem Könige der wahre Zusammenhang und Hergang berichtet wird, erklärt er: daß geheimer Beschimpfung angemessen geheime Rache folge.

Viel reicher und geschickter ist der „Arzt seiner Ehre" entworfen. Daß Donna Mencia innerlich dem Infanten gewogener ist, als ihrem würdigen Gemahle, hat keinen Zweifel, und die Beweise welche dieser hinsichtlich ihres Benehmens erhält, führen zur heimlichen Tödtung der, mehr, oder weniger Schuldigen. Als der König hievon Kunde erhält, ist von Bestrafung Gutierres gar nicht die Rede, vielmehr bietet ihm jener Donna Leonore (eine frühere Geliebte Gutierres) zur zweiten Gemahlin. Beide gehn gern darauf ein, und insbesondere billigt Leonore daß sie, bei ähnlichen Vergehen, gleiche Strafe leiden solle.

Dem deutschen Bearbeiter dieses Trauerspiels erschien solch ein Ausgang doch zu spanisch: er ließ die zweite Heirath weg, und Don Gutierre giebt sich (da die Verletzung seiner Ehre doch nicht geheim geblieben) selbst den Tod.

In den spanischen Dichtungen halten Don Lope und Don Gutierre ihr Verfahren (ohne alle Gewissensbisse) für tadellos und gerechtfertigt, und die Könige bestätigen diese Ansicht. In anderen Ländern würden Dichter ihnen dies schwerlich zumuthen, oder in ähnlichen Fällen auch Frauen zugestehn müssen, ihre Männner umzubringen.

6) König Lear.

Die ungeheuerste Tragödie, die jemals in der Welt gedichtet wurde! Wo fände sich eine so heillose Reihe von Freveln, und zugleich ein solches Uebermaß von Leiden, wie in der engverbundenen Doppelfabel von Lear und Gloster, und ihrer Familien? Wo ein solches Drängen ergreifender, erschütternder Gedanken, Empfindungen und Thaten? Wo Weisheit und

Wahnſinn ſo offenbar, und zugleich ſo geheimnißvoll neben=einander geſtellt? Ja nach dieſem völligen Untergange der Gu=ten wie der Böſen, ſcheint auf der ausgebrannten Stätte, kaum jemals neues Leben erwachſen zu können.

Wenn nun ſolch eine Wirkung ſtattfindet für den heutigen Leſer und Hörer, welch übermenſchliche Kraft muß der Schöpfer des Werks beſeſſen, welche furchtbare Betrachtungen und Schmer=zen müſſen ihm Kopf und Herz erſchüttert haben!

Nicht unnatürlich wollen ſchwächere und weichere Naturen, um Lears eigenſinnigen Irthum und Cordelias Weigerung zu beſeitigen, die erſte Scene ausſtreichen; ſie möchten den Unter=gang beider in zufriedenſtellende Rettung verwandeln. Der erſte Streit iſt aber zur Begründung des Ganzen unentbehrlich, und die Erfüllung des letzten, ſittlichen und an ſich löblichen Wunſches unmöglich, wie eine unbefangene Betrachtung des künſtleriſchen Zuſammenhangs, und der eiſernen, unerbittlichen Nothwendigkeit ergiebt.

Wohl aber darf man fragen: ob die Blendung Gloſters (wie die Verſtümmelung der Lavinia im Titus Andronikus) nicht aus dem furchtbar Erhabenen in das Gräßliche (μιαρον) übergeht, welches auf dem Boden der Kunſt möglichſt zu vermeiden iſt.

Man ſoll Shakſpeare nicht allein nach dem Lear (ſowie Michel Angelo nicht allein nach dem jüngſten Gerichte) beur=theilen. Beide Rieſengeiſter ſind, nach ſo vielen bewunderns=werthen Werken, hier bis an die äußerſte Gränze des Mög=lichen und Erlaubten vorgedrungen; kleine Leute welche dies nachahmen, oder gar überbieten wollen, erzeugen nur aberwitzige Karikaturen.

7) Hamlet.

Es gab eine Zeit wo die Meinung herrſchte, Shakſpeare habe im Hamlet (dieſem überreichen Werke), lediglich das Muſter eines Prinzen aufſtellen wollen. Demgemäß ward, wo dieſer Zweck nicht ganz erreicht ſchien, ſo lange geändert und gedeutelt, bis man einen liebenswürdigen Prinzen „wie er ſeyn

ſollte", jenem Vorurtheile gemäß, herausgekünſtelt hatte. Dieſe Anſicht iſt in weſentlichen Punkten, jedoch nicht genügend berichtigt. Denn ſo lange man noch wähnen kann, das Trauerſpiel bedürfe einer umfaſſenden Umarbeitung, um Zuſammenhang und Verſtand hineinzubringen, behandelt man den Meiſter wie einen Stümper.

Hamlet iſt ein ſehr geiſtreicher Grübler, urſprünglich edel, aber ohne alle Kraft des Charakters.[1]) Dieſe Verhältniſſe gleichzeitig, oder abwechſelnd einwirkend, führen zu gar keinen, oder zu verkehrten Beſchlüſſen; und zwiſchen dieſem unentſchloſſenen, ſich entſchuldigenden, ja rechtfertigenden Treiben, wächſt zuletzt (neben allem Empfinden) natürlich auch kalter Egoismus hervor. So iſt Hamlet (trotz ſeiner guten Eigenſchaften) eigentlich ein Prinz, wie er nicht ſeyn ſollte, und hiezu ordnet Shakſpeare Alles zweckmäßig und tadellos.

Hamlet ſtellt ſich wahnſinnig; ein ſolcher Beſchluß war aber, unter den gegebenen Verhältniſſen ſehr unpaſſend, und für eine ſelbſtändige, kräftige Natur ganz überflüſſig, ja wahnſinnig. Auch fällt er jeden Augenblick aus ſeiner angekünſtelten, nur halb wahren Rolle. Sein Benehmen gegen Ophelia iſt mehr als unzart, es iſt hart und grauſam. Mag ſie ihm viel, oder nichts bewilligt haben, ſo hat er ſie doch geliebt, oder, es ihr vorgelogen. Er iſt hier nicht bloß kein Prinz, ſondern auch (laut der Zauberflöte) kein Menſch. In ähnlicher Weiſe läßt ſich Alles für das ganze Trauerſpiel erörtern, erklären und rechtfertigen, ſo daß die angebliche Nothwendigkeit einer Umarbeitung völlig verſchwindet.

Hiemit ſteht die Behauptung in Verbindung: Hamlet ſey von einem eigenthümlichen, ſich aufdrängenden Standpunkte aus betrachtet, das am meiſten tragiſche und nachhaltig ergreifendſte Trauerſpiel. Kein Leſer, oder Hörer hat einen Königsmord zu begehen wie Macbeth, kein Reich zu vertheilen wie Lear, keiner

1) Il est si facile de se faire avec ses propres réflexions un mal irréparable. Corinne I, 1, 6.

wird seine Frau ermorden wie Othello; die große Theilnahme fordert deshalb, daß wir uns hier, und in der Regel, aus unsern persönlichen Verhältnissen ganz hinaus versetzen. Nun haben wir allerdings auch keinen Vatermord zu bestrafen wie Hamlet: allein er nimmt sich dabei so unentschlossen, schwach und ungeschickt, daß die Aufgabe keineswegs gebührend gelöset wird, sondern er sich selbst den Untergang bereitet. Aber neben diesem persönlich nicht auf uns zu beziehenden Thun, oder Nichtthun, dringt die große Wahrheit bis auf Mark und Bein: daß Grübeln, Charakterschwäche und Unentschlossenheit, für alle Menschen die höchste Gefahr bereitet, daß jeder unmerklich in derlei Zustände gerathen kann, und daß er (ohne dichterisch zu Lehre und Besserung verklärt zu werden) alsdann jämmerlich zu Grunde gehen muß. Diese Wahrheit ergreift mich immerdar aufs Tiefste, und darum nenne ich Hamlet (von diesem allerdings nur einseitigen, die Bedeutung des Kunstwerks keineswegs erschöpfenden Standpunkte aus betrachtet) die tragischte aller Tragödien.

Es wird berichtet: nach dem großen persischen Kriege habe jeder der höchsten Anführer sich selbst den ersten Preis zugeschrieben, den zweiten aber dem Themistokles. So glaubt jedes Volk den ersten Dichter zu besitzen, während Shakspeare von Unzähligen als der zweite genannt wird: ein Beweis daß ihm die erste Stelle gebührt.

27.

Nachdem ich von Lyrikern und Dramatikern gesprochen habe, kehre ich zu den Epikern zurück und wiederhole einiges Gesagte, um nächstdem andere Bemerkungen anzuknüpfen. Also: Aufgabe, Behandlungsweise, Form der Epopeen ist ungemein verschieden. Geschichtliches und Mythologisches verbunden, —

Homer; Erfundenes und Mythologiſches vorwaltend, — Virgil; Geſchichtliches und Erfundenes, ohne viel Mythologie, — Nibelungen; Erfindung und Willkür, ohne Zugabe von Geſchichte und Religion, — Arioſt; Geſchichtliches, Erfundenes und zweierlei religiöſe, oder mythologiſche Beziehungen, — Taſſo; das Vaterland vorherrſchend und verherrlichend, — Camoens; die einfache Gegenwart zu einem vollkommenen Kunſtwerk veredelt, — Goethe; wahre, oder dafür ausgegebene Religion, der Mittelpunkt des Ganzen, — Dante, Milton, Klopſtock. Und wiederum welcher Unterſchied zwiſchen dieſen dreien!

Dies führt zu der Frage: ob die Religionen, und welche, zu einer dichteriſchen Behandlung geeignet ſind? Für die griechiſche Mythologie iſt die bejahende Antwort in dem unübertroffenen Homer gegeben; der überaus einfache Muhamedanismus ſcheint einer dichteriſchen Behandlung ſehr zu widerſtreben; das Indiſche führt bis zum Formloſen und Abgeſchmackten; und die Auffaſſung und Entwickelung des Chriſtlichen iſt nach den Confeſſionen ſo verſchieden, daß die Beantwortung kaum gleichlautend ausfallen kann. Nur darin dürften Alle übereinſtimmen, daß ſie die Verbindung des Jüdiſchen und Chriſtlichen, des alten und neuen Teſtaments nicht zurückweiſen.

In den oben bezeichneten Werken Dantes, Miltons und Klopſtocks muß man zwei Haupttheile des Inhalts unterſcheiden: Lehren nämlich, und geſchichtliche, oder erfundene Thatſachen. Viele Lehren, nicht ſowohl der Bibel, als der künſtlich entwickelten Dogmatik, ſind aber ſo abſtrakt, unverſtändlich, trocken, daß ſie ſich gar nicht mit dem Lebendigen, Perſönlichen verſchmelzen, verquicken, ſondern getrennt und faſt wirkungslos vorgetragen werden. Oder will man ihre Bedeutung an ſich nicht in Zweifel ziehen, ſo möchte ſich doch für gewiſſe Dogmen ſchwerlich in irgend einem Gedichte eine paſſende Stelle finden; ſo wenig wie für gewiſſe poetiſche Thatſachen in einem dogmatiſchen Lehrbuche. Ja wenn der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden redend eingeführt wird, ſo ſcheint der Dichter

sich eine übermenschliche Aufgabe gestellt zu haben; sollte er aber nicht blos reden, sondern (statt dahinten zu bleiben) mit voller Kraft handeln, so wäre damit die ganze Aufgabe des Gedichts beseitigt und zu Ende gebracht. Mithin ist der Dichter in Wahrheit gezwungen manches Theologische nicht in voller Strenge aufzunehmen, und umgekehrt zu dem biblisch Gegebenen hinzuzuerfinden.

Weiter gehend haben Manche behauptet: nur die Musik habe biblische Texte mit Erfolg in ihren Bereich gezogen; aber alle dichterischen Versuche, des göttlichen Wortes Einfachheit und Erhabenheit zu überbieten, zu veredeln und zu verschönern, seyen im Wesentlichen mißlungen. Diese Behauptung ist keineswegs so unbedeutend und unverständig wie Etliche meinen; weil aber ihre Bejahung alle weiteren Betrachtungen abschneiden, oder einseitig richten würde, will ich abwarten, ob und was sich im Einzelnen dafür oder dagegen ergeben möchte.

Aristoteles und Lessing lehren: ein vollkommener Mensch ist für die Tragödie nicht zu gebrauchen; ja gewisse angebliche Vorzüge, wie sie der fromme Aeneas und der pio Goffredo zeigen, sind deshalb schon sehr bedenklich.

Ich muß hier wiederholen: die dogmatischen Vorlesungen im Dante, die scholastischen Spitzfindigkeiten, helfen der himmlischen Langenweile nicht ab, und die unzähligen einzelnen Personen welche er rasch vorüberführt und wie ein unfehlbarer Richter beurtheilt, stehen in gar keinem Zusammenhange, sind vereinzelte, zur Begründung einer Einheit der erzählenden Dichtung ungenügende Mosaiksteine. Auch verkehrt Dante bloß mit unthätigen, leidenden Todten, und ich kann ihn für keinen Propheten des ächten liebevollen Christenthums halten. — Seine Teufel sind bloß peinigende Henkersknechte, ohne daß Schuldbewußtseyn, oder kühne Thatkraft, genügend zum Vorschein kommt.

Ganz anders Milton. Sein verlorenes Paradies müht sich nicht ab mit einer Unzahl kleiner Leute, sondern stellt dar den großen, Welten bewegenden Kampf des Guten und Bösen. Die

Belehrung welche Gott Vater über menſchliche Freiheit und Zurechnung ertheilt, iſt zwar auch nur ein Stück ungenügenden Katheder-vortrags; das äußerliche, eigentliche Handeln überläßt er dagegen meiſt Anderen, damit ſeine Allmacht nicht allzuſehr hervortrete. Keineswegs ſehen und hören wir (wie im Dante) bloß Leiden, Qualen, oder Hoſianna ſingen; ſondern Kühnheit, Thatkraft, handelnde Größe. Der kämpfende und ſiegende Chriſtus, iſt anders als der chriſtliche, und noch weniger ſtimmt er überall mit dem klopſtockiſchen.

[Bouterwek VII, 407.

Milton, überſ. von Schuhmann, Buch III, V. 1—55, Preis des Lichts und Miltons Blindheit.

Buch I, 84—124, 242—70, 622—62, Satans Reden.

IX, 192—885, Evas Verführung.

V, 298—400, Bewirthung des Engels Raphael.

Wo die Dogmatik dem Milton zu unbequem wird, ſchiebt er ſie zur Seite, oder fürchtet ſich nicht vor kleinen Widerſprüchen und Einreden. Auch bleibt es (wie geſagt) in der That ganz unmöglich, die geſammte (verkünſtelte) Dogmatik poetiſch zu geſtalten und unterzubringen. (V, 600, 852; VIII, 411). — Die Fantasmen der romantiſchen Epopeen behandelt Milton im Vergleiche zu ſeinem Gegenſtande, ſeiner Aufgabe, als ganz gering und unbedeutend.

Miltons Schilderung des Paradieſes erinnert an das goldene Zeitalter der Dichter; indeß iſt jener Zuſtand für das erſte Menſchenpaar natürlicher und erklärlicher, als wenn er (obwohl nur zur Faulheit einladend) gebildeten Völkern als Muſterbild empfohlen wird.

Meiſterhaft iſt die Verſuchung Evas eingeleitet und durchgeführt. Erſt nach dem Fall der Menſchen ziehen Sünde und ihr Sohn und Begleiter, Tod auf Erden ein (X, 229—414).

Man macht der Poeſie Miltons den Vorwurf, daß ihre Schwingen zu ſchwer mit des Dichters Gelehrſamkeit belaſtet ſeien, indem ſie ihre Bilder den entlegenſten Zeitaltern der Geſchichte entnimmt, die Gebiete der Philoſophie und Wiſſenſchaft durchforſcht, ſich in die dunkelſten Myſterien der Religion

vertieft. Es ist nicht zu leugnen, der poetische Eindruck leidet zuweilen darunter. Aber der gebildete Leser findet reichlichen Ersatz durch die Fülle von Ideen und Erinnerungen, welche ein einziges Wort, ein Name, ein Gleichniß Miltons in seinem Geiste wach ruft. Wie mit einem Zauberschlage öffnet sich eine weite Aussicht, das Vergangene wird gegenwärtig und das Ferne nah, oder, wie Macaulay in dem Essay über Milton sich treffend ausdrückt, „alle Begräbnißstätten des Gedächtnisses geben ihre Todten heraus".

Weit das Größte und Bewundernswertheste im verlorenen Paradiese ist die Behandlung und Darstellung des zugleich leidenden und kühn thätigen Satans und seiner Genossen. Deren Reden (sonst so oft leer und langweilig) sind tiefsinnig und erhaben, und die Schöpfung von Sünde und Tod (II, 746—814) großartig und schrecklich, ohne, wie so Vieles im Dante, widerwärtig zu werden. Stellt man die teuflische Gesinnung des Teufels einstweilen bei Seite, (und Eva kannte dieselbe nicht) so drängen sich etliche Zweifel hervor: z. B. warum heißt der Baum, ein Baum der Erkenntniß? Bietet dieser Titel nicht eine sehr natürliche Verführung zur Uebertretung eines scheinbar unbegründeten Verbots, und ist Gehorsam mit Erkenntniß nicht besser als trockener, gedankenloser, willkürlich aufgelegter Gehorsam, mit Ausschluß der Erkenntniß?

Als ein Papst getadelt ward, daß er über einen schlecht gebratenen Pfau in großen Zorn gerathen, entgegnete er: Gerieth doch unser Herr Gott über einen Apfel in einen unendlich größeren, folgereicheren Zorn; und gilt ein Pfau nicht mehr wie ein Apfel? — Allerdings ist diese Auffassung weder theologisch, noch poetisch; die entgegengesetzte reicht aber auch nicht aus jene Zweifel zu vertilgen. Gewiß beruht ihr Entstehen zunächst auf der Art und Weise wie Milton (bisher unerreicht) die Aufgabe erfaßt und behandelt. Wie man aber auch hierüber denke, welche allerdings gegründete Einwendungen im Einzelnen sich machen lassen, bleibt das Gedicht im Ganzen und Großen, weit das erste unter den epischen, erzählenden Gedichten, welche

ſich auf die Bibel gründen. Ueberall iſt die Sprache klar, gedrängt und verſtändlich; geredet wird meiſterhaft, gehandelt raſch, klug und gewaltig, geſündigt in großem Style; das Gegebene und Erfundene zerbröckelt nicht in einzelne Atome, verſchwimmt nicht in aufgebauſchte, und doch matte Wortfülle; vielmehr findet ſich Einheit und Mannigfaltigkeit und ſtetes Intereſſe für den Dichter und ſein Werk, ohne Ueberdruß und Langeweile.

Miltons wiedergewonnenes Paradies ſteht dem verlornen weit nach. Der Hauptinhalt (die Verſuchung Chriſti durch den Satan) enthält faſt nur Wechſelgeſpräche, die trotz ſehr großer dialektiſcher Geſchicklichkeit, doch des rechten poetiſchen Lebens entbehren, und gutentheils ihre Bedeutung verlieren, ſofern der Teufel dem Meſſias (dem Sohne Gottes) nichts darbieten kann, was dieſer nicht ſchon beſäße, oder ihm aus eigener Macht zu Gebote ſtände. Kühnes Erfinden und mächtiges Handeln bleibt hier ausgeſchloſſen.

Miltons Samſon iſt keineswegs ein mannigfaltiges, handlungreiches Trauerſpiel, dennoch aber anziehend und eigenthümlich. Es beginnt mit würdigen Geſprächen Samſons und ſeiner Freunde, die unter dem Namen eines Chors auftreten und ihn ins Gefängniß begleiten. Hierauf ſucht Delila ſich, wo nicht zu rechtfertigen, doch mit großer Geſchicklichkeit zu entſchuldigen, wird aber von Samſon ſtreng abgewieſen. Die Kataſtrophe ſeines Todes und des Untergangs der Philiſter erzählt ein Iſraelit.

Das Gedicht Comus enthält vorzugsweiſe löbliche Reden über Tugend und Keuſchheit, wogegen es zu keiner eigentlich dramatiſchen Handlung kommt. Manche feinere Beziehungen dieſes Gelegenheitsgedichts bleiben einem jetzigen Leſer wohl unverſtändlich; indeſſen wird es von engliſchen Beurtheilern ſehr hoch geſtellt und verdient auch, als ein Werk Miltons, allerdings ungewöhnliche Berückſichtigung.

Daſſelbe gilt von dem heiteren Allegro und dem nachdenklichen Penſeroſo. — Miltons proſaiſche, in vieler (beſonders

politiſchen) Beziehung ſehr merkwürdige Schriften, können wir an dieſer Stelle nicht näher charakteriſiren.

28.

Milton, von Natur muthig und charakterſtark, ward in der Zeit der gewaltigen engliſchen Rebellion, zu einem kühnen Staatsmann und einem erhabenen Dichter ausgebildet. Ganz anders Klopſtock. Von Natur milde, ſtand ſein Fuß nicht in Ungewittern, ſein Haupt nicht in Sonnenſtrahlen; ſondern in den Schulen Gottſcheds und Bodmers. Ein Wunder daß er, ſo eingeklemmt, zu eigenthümlicher Selbſtändigkeit emporſtieg, und einen bis dahin in Deutſchland beiſpielloſen Ruhm erlangte. Denn um Sprache und Metrik hat er ſehr große Verdienſte, und ſein Meſſias übertraf bei Weitem alle deutſchen Epopeen der letzten Jahrhunderte. Nicht unnatürlich folgte jedoch dieſer, Anfangs ſehr wohlbegründeten Freude und der Ueberſchätzung des Werks, eine kühlere Betrachtungsweiſe und eine ſtrengere Kritik.

[Bouterwek XI, 68.]

Mein Freund Tieck erzählte: er habe den Meſſias fünfmal durchgeleſen; — ſo weit habe ich es nicht gebracht, aber mein eiliger gewonnenes Ergebniß ſtimmt im Weſentlichen mit dem ſeinen. Zuvörderſt bietet Miltons Aufgabe reicheren dichteriſchen Stoff und mannigfaltigere Thätigkeit. Vor Allem aber iſt die kurze, einfache Erzählung der Evangelien, unendlich ergreifender, rührender, erhabener, als die endloſe Verwäſſerung und die ermüdenden Wiederholungen Klopſtocks. Aufgebauſchte Dogmatik und ſchwülſtige zugleich langweilige Rederei kann dieſe Mängel nicht verdecken und läßt es zu keinen ſcharfen, eigenthümlichen Geſtaltungen kommen, u. ſ. w.[1])

„Den Dramen Klopſtocks fehlt in der Anlage und Ausfüh-

1) Löbell, deutſche Poeſie I, 109.

rung, das Verſtändniß des Eigenthümlichen der dramatiſchen Dichtung. Anſchaulichkeit und Fortſchreiten der Handlung, Lebendigkeit der Entwickelung und der Situationen, Individualiſirung der auftretenden Perſonen ſucht man vergebens.“ [1])

Manchen der klopſtockſchen Oden, wird niemand ihren anerkannten Werth ſtreitig machen; andere dagegen ſind ſo unverſtändlich, verknittet und verzwickt, daß es der Mühe nicht lohnt ſie durch mühſame Erklärungen begreiflich und zugänglich zu machen.

So die verdammliche, aber wenigſtens nicht unverſtändliche, Beichte eines Ketzers! Sagte doch ſchon Leſſing (I, 1):

„Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn jeder leſen? — Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Und fleißiger geleſen ſeyn.“ — Und Goethe ſchreibt: „Klopſtock hat zur Anſchauung und Auffaſſung der ſinnlichen Welt und Zeichnung von Charakteren keine Richtung und Anlage gehabt, und es fehlte ihm alſo das Weſentlichſte zu einem epiſchen und dramatiſchen Dichter, ja man könnte ſagen, zu einem Dichter überhaupt.“ Noch ſtrenger urtheilen Tieck und Solger.

[Eſchenburg IV, 315; VII, 621.]

29.

Ich habe bisher faſt ausſchließlich von Dichtern geſprochen, weshalb es wohl an der Zeit iſt Geſchichte und Geſchichtſchreiber ins Auge zu faſſen. Die Geſchichte ſoll nicht Erfundenes ſondern Geſchehenes, ſie ſoll die Wahrheit darſtellen. Eine ſo ſchwierige Aufgabe hat der Dichter nicht zu löſen: er herrſcht als Eigenthümer und Meiſter auf ſeinem eigenen Bo-

1) Beſonders lang und langweilig iſt das Hinundherreden in der Hermannsſchlacht, ohne Kampf, Handlung und thätiges Auftreten der Römer.

den, unbekümmert um das was draußen geſchehen iſt. Deßungeachtet beſteht eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen Dichtern und Geſchichtſchreibern[1]); wenn jedoch die letzten ihren Triumph darin ſetzen, oder ſuchen, den, in allen Thatſachen vorhandenen geiſtigen Lebenshauch zu beſeitigen, und die ausgepreßte Citrone als ſchönſte Frucht darzubieten, ſo ſind ſie gewiß auf falſchem Wege, und erweiſen daß das große Wort: numine afflantur, auf ſie nicht anzuwenden iſt. Zur geſchichtlichen Wahrheit gehört auch der spiritus rector, der ordnende Geiſt aller Weltentwickelung, welcher das Vereinzelte zu höherer Einheit verbindet, obgleich er kurzſichtigen Augen oft lange verborgen bleibt.

Was iſt Wahrheit? Schon Ariſtoteles antwortet: das wahrhaft Wirkliche, oder wirklich Gewordene, und zeigt hiemit darauf hin, daß man täuſchenden, vergänglichen Schein damit nicht verwechſeln darf. Leider hat es aber Geſchichtſchreiber gegeben, welche nicht bloß derlei Täuſchungen keineswegs abzuſondern und zu beſeitigen ſuchten, ſondern ſie vorſätzlich erzeugten. Von derlei bewußten Sünden, ſind unfreiwillige wohl zu unterſcheiden. Das geſchichtlich Gegebene ſpiegelt ſich nämlich in den verſchiedenen Geiſtern verſchieden ab; was als natürliche Erſcheinung keineswegs unbedingt zu tadeln, vielmehr nur ſorgfältig zu prüfen iſt. Mit großem Unrecht haben Etliche vom Geſchichtſchreiber verlangt: er ſolle die Thatſachen ſo unverändert hindurchfließen laſſen, wie Waſſer durch einen Trichter; die Thatſachen ſind aber kein klares Waſſer und lebendige Menſchen keine blecherne Trichter. Umgekehrt zeigen die größten Geſchichtſchreiber die beſtimmteſte Perſönlichkeit und Eigenthümlichkeit, und bringen dieſe mit den ebenfalls eigenthümlichen Thatſachen in harmoniſche Verbindung. Schon Herodot und Thucydides, Livius und Tacitus ſind Beweiſe für dieſe Behauptungen.

Mit dem redlichen Willen die Wahrheit zu ſuchen, iſt die

---

1) Löbell I, 267—269. Von Klopſtock wird weiter unten nochmals die Rede ſeyn.

Kraft und Geſchicklichkeit noch nicht gegeben ſie zu finden, und der Geſchichtſchreiber kann natürliche Anlagen und Gaben ſo wenig entbehren wie der Dichter, wie jeder eigenthümliche Beruf. Ueberall giebt ſich daneben die Nothwendigkeit kund, den ächten Quellen ſorgfältig nachzugehn und ſie kritiſch zu würdigen. Hiebei bieten ſich aber zwei Abwege, oder Irrwege dar, welche (nach Maaßgabe der Tagesmode) abwechſelnd betreten werden: kritiſcher Aberglaube und kritiſcher Unglaube. Jener nimmt auch das Unerwieſene, ja Unerweisbare und Alberne in ſeine Darſtellung auf; dieſer hält es für höchſte Weisheit, überall mit dem Zweifel und der Verneinung zu beginnen; er glaubt die Geſchichte bereichert zu haben, wenn er ihr ein Armenzeugniß ausſtellt und an einer dürftigen, ihr aufgezwungenen Nacktheit Gefallen findet. Zwiſchen dieſen Abwegen durchzuſteuern, iſt die einzig richtige, aber ſchwierige Löſung. Vergeſſen aber ſoll man nicht, daß Sagen und Mythen, (ſelbſt wenn ſie keine ſtrenge, geſchichtliche Grundlage haben) durch den, Jahrhunderte hindurch dauernden Glauben ganzer Völker, ſich in wichtige, keineswegs auszuſtreichende Wahrheiten verwandeln. Wer auch weder an Troja noch Homer glaubt, wird ihren überall hervorbrechenden Einfluß nicht aus der griechiſchen Geſchichte hinwegſchaffen können und dürfen. Der Geſchichtſchreiber befindet ſich nicht auf der rechten Stelle, wenn er hochmüthig von oben herab den Weltrichter ſpielt; nicht auf der rechten Stelle wenn er ohne künſtleriſche Begeiſterung, ohne Pietät, ohne Spur ſittlicher Theilnahme für das Große und Edle, (ſey es ſiegreich, oder unterdrückt) kalten Herzens Alles gleichmäßig hererzählt.

Die Aufgabe beſtimmt den Umfang eines geſchichtlichen Werkes, und was z. B. mit Recht ſeinen Platz in einer Stadtgeſchichte erhält, gehört nicht in eine allgemeine Weltgeſchichte. Auch die Form wird bedingt durch den Inhalt. Gleichgültig iſt ſie nirgends, und die Behauptung, „in neuerer Zeit bedürfe die Geſchichte keiner künſtleriſchen Behandlung“, beruht auf einem Irthum; vielmehr iſt die Aufgabe noch umfaſſender und

ihre Löſung ſchwieriger geworden. Sofern indeß jene Behauptung mit der in Verbindung ſteht: eine unbedingte Nachahmung der Alten ſey unzeitig und unpaſſend, muß man dies anerkennen. Wer wird die Erzählung eines dreißigjährigen Krieges, wie Thucydides nach halben Jahren zerſchneiden; wo wäre jetzt Veranlaſſung conſulariſche Jahre als Hauptabtheilungen hinzuſtellen; und warum lange Reden für Verhältniſſe erfinden, wo gar nicht geſprochen ward.

Wird die Zeitfolge in geſchichtlichen Werken zu wenig berückſichtigt, ſo entſteht Verwirrung; wo man ſie umgekehrt vorherrſchend an die Spitze ſtellt, zerbröckelt Alles in trockene Nachrichten.

Oft iſt die höchſte, die ſchwierigſte hiſtoriſche Kunſt da, wo man ſie gar nicht ſucht, oder dankbar bemerkt. Bei Erzählung der Geſchichte einzelner Herrſcher, einzelner Völker, giebt ſich die Reihefolge nämlich ſo von ſelbſt, daß erhebliche Irthümer kaum möglich ſind; iſt aber die Aufgabe ſehr mannigfaltig und verwickelt (wie z. B. die Gibbons), ſo erfordert es die ernſteſte ſorgfältigſte Ueberlegung, wie die Reihefolge der großen Abtheilungen und ihr bunter Inhalt einzurichten und zu ordnen ſey. Auch mir war die Anordnung der ineinander greifenden Thatſachen, das Schwierigſte meiner Aufgabe beim Schreiben der Geſchichte der Hohenſtaufen.

Wenn der vollkommene Geſchichtſchreiber etwas von der ſchaffenden Kraft des Dichters bedarf und offenbart, ſo darf ihm auch der philoſophiſche Geiſt nicht ganz fehlen. Indeß finden wir bei keinem Geſchichtſchreiber erſten Ranges, daß er darauf ausgegangen wäre durch ſeine Erzählung irgend ein philoſophiſches Syſtem darzulegen, oder zu beſtätigen; — und ebenſo wenig hat er dieſelbe nach einem philoſophiſchen Syſtem zurechtgelegt und zugeſchnitten.

Erſt in der neueſten Zeit ſind derlei Behandlungsarten gefordert und verſucht worden. Nicht bloß die Vergangenheit und Gegenwart glaubte man am Beſten zu erklären, wenn ſie in die Feſſeln eines philoſophiſchen Syſtemes eingezwängt werde;

ſondern ſogar die Zukunft wollte man durch eine ſogenannte Conſtruktion a priori herbeiführen und beherrſchen.

Alle dieſe Verſuche ſind mißglückt und aus der Mode gekommen; ja eine ganz entgegengeſetzte Richtung macht ſich jetzt vorzugsweiſe geltend. Nachdem man alle jene philoſophiſchen Allgemeinheiten hohnlächelnd zur Seite geworfen, glaubt man nämlich durch Aufſpüren auch des Unbedeutendſten, durch Anhäufung von undenkwürdigen Kleinigkeiten und Lappalien, das höchſte hiſtoriſche Ziel zu erreichen. Wer ſo die Sachen und ſich ſelbſt unter das Vergrößerungsglas ſtellt, verliert allen Sinn für die einfache, unveränderte Wahrheit, und ſieht zuletzt den Wald vor Bäumen nicht.

In andere und noch größere Gefahren gerieth die Geſchichtſchreibung, nicht in den alten, wohl aber in den chriſtlichen Zeiten, durch die Theologie, durch die Forderung eines Alles lenkenden, ja unterjochenden Glaubensbekenntniſſes. Daß die geſammte Entwickelung der Menſchheit immerdar in Gegenſätzen und Veränderungen fortläuft, daß jedem Einerſeits ein Anderſeits gegenüberſteht, und niemand die volle Wahrheit erkennen kann der ſich nicht auf dieſen höheren Standpunkt erhebt, nicht dieſen Ueberblick gewinnt, wird oft ganz vergeſſen; nicht bloß von kleinen Nachbetern, ſondern ſogar von Chorführern. Wer ſich von dieſer leidenſchaftlichen, vorurtheilsvollen Parteilichkeit frei hält, gilt für einen charakterloſen, keiner Begeiſterung fähigen Schwächling. In dieſem Sinne ſagte mir einer von jenen Chorführern: wer für ſeine Ueberzeugung nicht wagt Andersgeſinnte zu verbrennen, hat noch gar keine tüchtige Ueberzeugung. — Daher ein ſtetes Hinwirken auf den ewigen Unfrieden, und der Aberglaube, es ſey ein Fortſchritt wenn man die Geſchichte lediglich durch irgend eine der farbigen Confeſſionsbrillen betrachte, und die natürliche Mannigfaltigkeit ertödte, um eines beklagenswerthen Götzendienſtes willen. Die volle geſchichtliche Wahrheit, offenbart ſich niemals in einer Parteianſicht, ſie verdammt die kalte Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böſes, gegen

Tugend und Laſter, ſie enthält auch die rechte Philoſophie und die rechte Theologie.

30.

Seit dem 13. Jahrhundert finden wir in Italien mehrere Zeitbuchſchreiber (wie Malaſpini, Villani, Dino Compagni u. A.) welche in lesbarer, deutlicher Sprache, ſehr lehrreiche Thatſachen aufbewahrt haben; die Aufgabe künſtleriſch vollendete Werke zu liefern, ſteckten ſie ſich aber wohl nicht einmal vor, und konnten ſie ſchon deshalb nicht löſen. Erſt die erneute Kenntniß der alten Meiſter, veranlaßte höhere Forderungen; wobei jedoch der löbliche Wunſch ſie zu erreichen, nicht ſelten zu einer übertriebenen, bei veränderten Verhältniſſen nicht überall paſſenden Nachahmung führte. So mußte bei Erzählung der Entwickelung des zur Weltherrſchaft aufſteigenden Roms, die Kriegsgeſchichte einen ſehr großen Raum einnehmen; während eine umſtändliche Darlegung der unzähligen, kleinen italieniſchen Fehden, die Theilnahme nicht feſthalten konnte, und auch wohlwollende Leſer ermüden mußte. Wo ferner (wie in Athen und Rom) ſehr viel geredet wurde, nahmen Reden natürlich in geſchichtlichen Werken einen großen Raum ein. Wenn aber einige der alten Geſchichtſchreiber, ſchon zu viel nie gehaltene Reden auch an unpaſſender Stelle einflochten, ſo gingen mehre Italiener, ohne genügende Veranlaſſung, auf dieſem Abwege noch viel weiter. Endlich war der Standpunkt der alten Geſchichtſchreiber, meiſt ein ganz einfacher, patriotiſcher; während die neuern von mehreren Seiten (z. B. den ſittlichen und religiöſen), viel mannigfaltiger angeregt wurden, und ſchwierigere Wahlen und Entſcheidungen ihnen vorlagen.

Der erſte, welcher ſich einen höheren Kunſtzweck bei ſeiner Bearbeitung der florentiniſchen Geſchichte vorſteckte und meiſt erreichte, iſt Niccolo Machiavelli (1460—1527). Obgleich die italieniſche Sprache (beſonders durch Partizipialconſtruktionen)

einen verwickeltern Satzbau erlaubt, hat er sich hiedurch nicht verlocken lassen, sondern an empfehlungswerther Einfachheit festgehalten, und das Wesen und Verstehen erleichtert. Läugnen läßt sich jedoch nicht, daß die Erzählung unzähliger, sich immer (fast fruchtlos) erneuender Parteien, Umwälzungen, Strafen, Gütereinziehungen, Verweisungen u. s. w. ermüden, und kaum im Gedächtnisse festzuhalten sind.[1])

[Bouterwek II, 272.
Raumer Recht.]

Durch Erinnerung an das Alterthum, steht hiemit bei Machiavelli (und anderen italienischen Geschichtschreibern) in Verbindung, daß der Begriff der Freiheit fast lediglich an die Zahl geknüpft, und ohne Erfahrungsbeweis gewöhnlich angenommen wird: diese wachse jedesmal in dem Maaße als mehrere Personen an der Regierung Theil nähmen. In Wahrheit giebt aber weder eine größere, noch eine geringere Zahl hiefür genügende Bürgschaft, sobald höhere Grundsätze und Triebfedern fehlen. Diese suchen die Italiener (oder doch die italienischen Geschichtschreiber) vorzugsweise in der Klugheit, für Erreichung vorgesteckter Zwecke, die rechten Mittel zu finden und sie rücksichtslos anzuwenden. Dies Voranstellen des Zweckmäßigen, ohne Rücksicht auf den Werth der Zwecke, führt aber nur zu leicht dahin Rechtlichkeit und Sittlichkeit gemüthlos bei Seite zu setzen, und zu vergessen daß es auch eine verdammliche, diabolische Klugheit giebt, welche durch Tugend bekämpft und besiegt werden soll.

Guicciardinis Werk (geb. 1482, st. 1540) umfaßt die Geschichte ganz Italiens, von 1494 bis 1534; hat also schon deshalb einen weit größeren Umfang als Machiavells florentinische Geschichte. Ja die italienischen Angelegenheiten greifen hinaus über die Gränze des Landes, und gewinnen eine weltgeschichtliche Wichtigkeit. Wenn Guicciardini sich über die Po-

1) Von seinen geschichtlichen Irthümern Roscoe Lorenzo I, 124; II, 21.

litik und den Wandel einzelner Päpste tadelnd ausspricht, so ist diese Anerkennung der, leider unläugbaren Wahrheit lobenswerth; wenn er von dem Benehmen und der Einwirkung der Franzosen nicht viel Gutes erwartet, so ist seine Besorgniß in späteren Zeiten vielfach bestätigt worden; wenn er die Ansichten und Anordnungen kleiner Republiken, nicht als den unfehlbaren Maaßstab für größere Staaten gelten läßt, so steht die Erfahrung ihm auch hier zur Seite. — Mit Recht klagen dagegen selbst befreundete Leser, über die unmäßige Länge und Verwickelung seiner Perioden, über die Weitläufigkeit und das Unpassende vieler eingeflochtenen nie gehaltenen Reden [1]), über die unzähligen, undenkwürdigen Einzelnheiten welche er ermüdend von etlichen Kriegen erzählt; endlich über das Zurseitelassen fast aller sittlichen und rechtlichen Beziehungen [2]), und Verehren selbst verdammlicher Thatsachen.

[Bouterwek II, 283.]

Daß Bentivoglio (1579—1644) in seinem Werke über die flandrischen Kriege, seine Stellung und seinen Standpunkt als Kardinal der römischen Kirche nicht ganz vergißt, ist zu hart und einseitig getadelt worden. Haben doch selbst protestantische Professoren des 19. Jahrhunderts die Vertheidigung Albas und der Philippe übernommen, und Oranien angeklagt und herabgesetzt. Bentivoglio erzählt einfach, klar, anziehend, ohne ermüdende Weitschweifigkeit und ohne erkünstelte Kürze; er verschweigt keine Thatsachen, und es hat gar keine Schwierigkeit seine Urtheile, wo es nöthig erscheint, zu ermäßigen.

[Bouterwek II, 517.]

Die Geschichte der tridenter Kirchenversammlung bot wenig Gelegenheit zu glänzender Darstellung und begeisterten Reden. Um so größer ist das Verdienst Paolo Sarpis (1552—1623) daß er Verhandlungen, welche zwar Sachverständige anziehen

1) Die englischen Geschichtsschreiber halten sich fern von dieser falschen Rhetorik.

2) Montaigne II, 10, 154; Botta I, 129, 170.

mögen, die meiſten Leſer, (ihrer abſtruſen Trockenheit und Spitzfindigkeit halber) jedoch zurückſchrecken, deutlich und genau vorträgt, und, unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, an Unparteilichkeit und Wahrheit feſthält. Zwar hat der Kardinal Pallavicini, vom römiſchen Standpunkte aus, manches Einzelne löblich berichtigt, im Ganzen und Großen aber den Werth des ſarpiſchen Werks nur beſtätigt. Der unbefangene Leſer kann ſich des Gedankens kaum erwehren, daß Verſammlungen von beſchließenden Gottesgelehrten faſt niemals zu allgemeiner Uebereinſtimmung führten, und weit öfter die Freiheit religiöſer Entwickelung beſchränkten, als beförderten.

[Bouterwek II, 513.]

Wenige Geſchichtſchreiber haben ſo günſtige Gelegenheit gehabt ſich über ihre geſchichtliche Aufgabe ſo gründliche Kenntniſſe zu verſchaffen, wie Davila (1576—1631) für die Geſchichte der bürgerlichen Kriege Frankreichs. Wenig geſchichtliche Werke ſind ſo wohlgeſchrieben, ſo anziehend und lehrreich, und der vereinzelte, darüber ausgeſprochene Tadel (wäre er auch ganz begründet) hebt ſeinen Werth nicht auf. In einer Zeit wo es der Heimlichkeiten, Liſten, Betrügereien, Intrigen nur zu viele gab, iſt es für einen mit Scharfſinn und Spürkraft Begabten nicht unnatürlich zu ſuchen, zu finden und ſich dann und wann auch zu täuſchen. Im Ganzen und Großen hat er richtig geſehen, und einzelne überfeine Vermuthungen und Erklärungen thun keinen erheblichen Schaden. — Wir haben einen ſehr verdienten deutſchen Geſchichtſchreiber, der mit pſychologiſcher Kunſt, und aus unerwieſenen Annahmen, das einfach zu Tage Liegende ebenfalls tiefer begründen möchte, nämlich Plank in ſeiner Geſchichte des proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Dies erinnert an die dem Davila gemachten Vorwürfe, unbeſchadet ihrer beiderſeitigen Verdienſte.

[Bouterwek II, 514.]

Giannone (1676—1748) iſt für ſeine Wahrheitsliebe abſcheulich behandelt worden; abgeſehen davon läßt aber ſeine

Geschichte Neapels nach Inhalt und Form viel zu wünschen übrig.

Deninas (1731—1813) Revolutionen Italiens, machen keine Ansprüche auf tiefe Forschung und Gelehrsamkeit, geben aber eine verständige, gefällige und lesbare Uebersicht der verwirrten Entwickelung Italiens.

[Bouterwek II, 520.]

Die größten Verdienste um die italienische Geschichte erwarb sich bekanntlich Muratori (1672—1750), nicht bloß durch musterhafte Sammlungen der Schriftsteller und Aufklärung der Alterthümer Italiens, sondern auch durch seine Annalen, welche erweisen daß sich ebenfalls in dieser Form, Treffliches leisten lasse.

[Bouterwek II, 533.]

Unter allen Litteraturgeschichten nimmt vielleicht die Tiraboschis (1731—1794) den ersten Rang ein, sowohl durch Gelehrsamkeit, als durch Wahrheitsliebe und eine fast nie getrübte Unparteilichkeit.

Ich muß mich darauf beschränken, aus unzähligen italienischen Geschichtschreibern der früheren Zeit, diese wenigen näher zu bezeichnen; von Neuern verdienen vorzugsweise lobende Erwähnung Botta, der als Fortsetzer Guicciardinis eine, in Hinsicht auf Behandlung und Gesinnung vortreffliche, noch nicht übertroffene Geschichte Italiens, bis auf die neueste Zeit giebt, und Colettas (1775—1831) Geschichte Neapels, die, in der Erzählung meist unglücklicher Zeiten und Begebenheiten, an den Ernst und den edlen Sinn des Tacitus erinnert.

31.

Ich habe schon erwähnt, daß es in Frankreich seit dem 13. Jahrhundert lobenswerthe Zeitbuchschreiber gab, welche man jedoch den eigentlich historischen Künstlern nicht beizählen kann. Darin ist aber der Geschichtschreiber besser daran, als der Dichter, daß auch mittelmäßige Werke keineswegs werthlos sind.

Erst Thuanus (de Thou, 1553—1617) bezweckte in der Geschichte seiner Zeit (1544—1607) ein nach Form und Inhalt vollkommenes Werk zu liefern. Und durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Unparteilichkeit, Adel der Gesinnung, Klarheit und Zweckmäßigkeit der Darstellung steht er allen seinen Vorgängern weit voran, und wird von keinem spätern französischen Geschichtschreiber übertroffen. Da sein Werk die Geschichte von ganz Europa umfaßt, so sah er sich fast gezwungen bei der Anordnung große Rücksicht auf die Zeitfolge zu nehmen; wodurch aber natürlich Zerstückelungen entstehen, welche bei einer einfacheren Aufgabe leicht vermieden werden.

Oft ist behauptet worden, daß man die französischen Geschichtschreiber, den größten italienischen und englischen nicht gleichstellen dürfe; hiegegen besitzen die Franzosen ohne Zweifel einen weit größeren Vorrath an Denkwürdigkeiten, Memoiren, als irgend ein anderes Volk. Sie sind nach Form und Inhalt äußerst mannigfaltig: ernst und heiter, gründlich und leichtsinnig, einfach und künstlich, wahrhaft und ausgeschmückt, eitel oder bescheiden, sittlich streng oder von zweideutigen Grundsätzen u. s. w.; — aber an dem Uebel, (welches Voltaire als das größte bezeichnet) an Langweiligkeit, leidet kaum Einer.

Daß so viele Männer (und auch Frauen) die Neigung und die Geschicklichkeit besaßen, sich und ihre Zeit anziehend abzuspiegeln, ist eine sehr eigenthümliche Erscheinung, die wir bei anderen (doch auch gebildeten) Völkern, keineswegs in solchem Maaße finden; — wo dann schwer zu entscheiden bleibt, ob Gleichgültigkeit, Vornehmthuerei, Ungeschick der Auffassung, Mangel an Reiz und Beifall u. dgl., mehr oder weniger solch Zurückbleiben veranlaßt haben.

So verschieden der Werth der französischen Memoiren ist, bleiben sie doch ein fast unerschöpflicher Schatz für die politische, religiöse und Sittengeschichte ihres Vaterlandes. Nur Wenige können wir aus so Vielen, mit Uebergehung aller Aelteren, hier namentlich erwähnen. Zuerst verdient Sully (1560—1641) das größte Lob. Seine Memoiren erweisen Tiefe der Einsicht

und Adel der Gesinnung, sie belehren glaubhaft über unzählige Dinge, so daß man die Mängel der (Andern übertragenen) Darstellung und Anordnung entschuldigen kann und soll.

[Bouterwek V, 305.]

Der ernste, überlegene Herrschergeist Richelieus (1585—1642) offenbart sich in den ihm beigelegten Denkwürdigkeiten; während Brantome (1527—1614) über die Verderbtheit seiner Zeit mit dem größten Leichtsinn, zum Zeitvertreibe berichtet. Von derlei Fehlern halten sich die Memoiren der Frau von Motteville frei, während der Kardinal Retz (1613—1679) in geistreicher Weise, seine und seiner Genossen eigenliebige Ränke sehr unbefangen erzählt. Ganz entgegengesetzt den demagogischen Bestrebungen des Kardinals, tritt der aristokratische Herzog von S. Simon (1675—1755) auf, und giebt mit genauer Auffassung und scharfem Urtheil ein lebendiges Bild seiner Zeit. — Ich wiederhole daß die wenigen Genannten und die vielen Nichtgenannten (trotz ihrer großen Verschiedenheit) lesbar und lesenswerth sind.

[Bouterwek V, 308, 314; V, 303; VI, 296; VI, 408.]

32.

So bin ich, allzurasch, bis zu dem Zeitalter Ludwigs XIV. vorgerückt. Dasselbe ist so unzählige Male beschrieben, überschätzt und unterschätzt worden, daß es unnöthig, ja fast unmöglich erscheint, etwas irgend Erhebliches hinzuzusetzen. Deshalb beschränke ich mich auf wenige Bemerkungen:

1) Sollte man, um Ludwigs willen, nicht vergessen daß der Grund zu allen litterarischen Fortschritten schon zur Zeit des kraftvollen Richelieu gelegt ward, daß fast alle Wurzeln aus dessen Zeit herrühren und von ihm gepflegt wurden. Gegen Ende der Regierung Ludwigs nahm mit seiner politischen Macht und dem Steigen der Frömmelei, auch die Lebenskraft der litterarischen Entwickelung ab, und erhob sich erst in der Mitte

des achtzehnten Jahrhunderts zu neuen eigenthümlichen Gestaltungen.

2) Ludwig und sein Hof hatten auf den Bildungsgang der Litteratur größeren Einfluß als Perikles; er ward aber gerade um deßwillen der Freiheit nachtheilig und beschränkte den Umfang des Erreichbaren. So zwängten z. B. die Tragiker antike Helden in pariser Hofkleider, oder umgestalteten türkische und asiatische Fürsten und Frauen, bis man sie kaum von Franzosen unterscheiden konnte. Keiner aber wagte französische Gegenstände und Personen zu behandeln; weil diese, ihrer tüchtigern und festeren Natur halber, sich nicht so gutwillig auf das von Ludwig eingerichtete Bett des Prokrustes legen ließen.

3) Bei diesen Verhältnissen war es (wie in der politischen Welt, so auch in der litterarischen) unnatürlich und tyrannisch, daß die Franzosen ihre Litteratur allen europäischen Völkern als unbedingt musterhaft aufdrängten, oder diese sich freiwillig unterwarfen.

4) Nach Abschüttelung des lästigen Joches muß man aber zugeben die französische Litteratur habe zur Zeit Ludwigs XIV., die aller anderen Völker weit überragt, und ihre Eigenthümlichkeit sey eben als eigenthümlich anzuerkennen und nicht mit fremdem Maßstabe zu messen.

5) Wie die ästhetische, sollte auch die philosophische Ueberschätzung ermäßigt werden. Wenn Descartes die reiche Erbschaft aller seiner großen Vorgänger als untauglich bei Seite warf, und als unsterbliche Entdeckung eine dürftige Phrase an die Spitze stellte, so war dies ein anmaßlicher Irthum, und er mußte sehr bald selbst den Weg betreten, den er Anfangs verschmäht hatte.

6) Daß die theologische Litteratur im Wesentlichen mit den politischen Religionsansichten Hand in Hand ging, ließe sich (trotz einzelner Ausnahmen) wohl erweisen. — Zu diesen kurzen Bemerkungen, werden die französischen Schriftsteller nähere Beweise und Erläuterungen geben.

33.

Ich erſchrecke, zurückblickend, mit welcher Kühnheit ich (dazu ganz unberechtigt) über die größten Männer geurtheilt habe. Um zur gebührenden Beſcheidenheit und Selbſterkenntniß zu gelangen, will ich mich ſelbſt recenſiren, wie folgt: Im Anfange des zweiten Heftes ſeiner litterariſchen Randgloſſen erzählt uns der Verf. daß ſich Sprachen verändern: dies weiß jeder, mithin ſind die hierüber ausgeſprochenen Bemerkungen, trivial und überflüſſig. —

Mit einem Sprunge (ein salto mortale!) möchte ſich der kleine Verfaſſer zum großen Dante erheben; fällt aber ſogleich hinab auf einen philiſtrigen, bornirten Standpunkt, und klagt z. B. daß ihm die Höllenqualen ſehr herbe erſcheinen: als wenn die Teufel in der Hölle Verkehr trieben mit Zuckerwaſſer und Roſenöl, und als wenn Dante beim Erfinden und Niederſchreiben jener Qualen, ſelbſt nicht mehr ausgeſtanden hätte, als ein ſchwächlicher Leſer! — Da nun der überzarte Verfaſſer ſich in Hölle, Fegefeuer und dem theoretiſirenden Paradieſe nicht bequem befindet, ſo ſollte man glauben der zarte Petrarka müſſe ihn entzücken; allein die Hunderte variirter Liebesſonette wollen ihm auch nicht munden, und er verſteht es nicht ſich bei Boccacio zu ſtärken, ſondern nergelt aus angeblich ſittlichen Rückſichten, an dem was natürlich und damals an der Zeit war. —

Gegenſtände über welche große, gelehrte Bücher geſchrieben ſind, beſeitigt der Verfaſſer auf wenigen Seiten, und fügt einige Jammereien bei über deutſche und italieniſche Zuſtände, welche dieſelben gewiß nicht verbeſſern werden. — Die Hoffnung eine genaue Inhaltsanzeige des raſenden Roland und des befreiten Jeruſalems zu finden wird getäuſcht, und nur für Camoens zeigt ſich einige Vorliebe, wahrſcheinlich weil der Verfaſſer eine größere Wahlverwandtſchaft beſitzt zu trockener Geſchichte, als zur lebendigen Poeſie. — Daß er Lope und Calderon nicht ſo hoch ſtellt als einige deutſche Kritiker, wollen wir nicht tadeln; doch

giebt ſich auch hier des Verf. Unfähigkeit kund, den weltbeherrſchenden Standpunkt des Katholicismus zu begreifen. —

Allerdings finden wir 14 Bände lyriſcher Gedichte des 17. Jahrhunderts auf 14 Blätter zuſammengeſchnürt; wir würden uns aber auch nicht grämen wenn ſie mit 14 Zeilen abgefertigt wären. — Mit Shakſpeare treibt der Verf. Götzendienſt, und Ben Johnſon konnte einem Manne nicht behagen, der willkürliches Belieben, über Regel und Geſetz hinausſtellt. — Daß Klopſtock den Milton erſt gereinigt und geheiligt hat, iſt dem Verf. verborgen geblieben, und ſein anmaßlicher Tadel des Meſſias, zeigt die Mangelhaftigkeit ſeines Studiums, Gefühls und ſeiner Einſicht. Ueber Geſchichtſchreibung giebt der Verf. allerhand gute Rathſchläge: Schade nur daß er unfähig war, ſie in ſeinen hiſtoriſchen Werken zur Anwendung zu bringen. — Der Verf. las (ſo ſcheint es) die vielen franzöſiſchen Memoiren und die langen italieniſchen Geſchichtſchreiber mit Vergnügen (dieſe gar mehrere Male); unbegreiflich warum er ſich nicht einen weit größeren und heiligeren Genuß, durch wiederholtes Leſen des Meſſias verſchaffte. —

Möchte dieſe Recenſion (die von einem dem Verf. aufrichtig zugethanen Manne herrührt) dazu dienen ihn auf den rechten Weg zu verhelfen und ihn abhalten Gegenſtände, welche die umſtändlichſte, gründlichſte Erörterung verdienen, leichtſinnig und cavalierement zu behandeln, oder vielmehr zu mißhandeln."

Dritte Abtheilung.

34.

Montaigne, oder Montagne (geb. 1533, geſt. 1592), iſt faſt der einzige franzöſiſche, philoſophiſch-betrachtende Schriftſteller des 16. Jahrhunderts, welcher hier zu erwähnen iſt und den man noch mit Nutzen und Vergnügen lieſet. Denn obgleich Styl und Darſtellung in ſeinen essais von aller künſtleriſchen Vollendung fern bleibt, (ja dieſe nicht einmal bezweckt) obgleich die Gegenſtände ohne Ordnung und wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang vorübergeführt werden, und breite Plaudereien bei dieſem Verfahren nicht fehlen können; tritt man bald in ein freundſchaftliches Verhältniß zu dem aufrichtigen, gemüthlichen, klugen Manne, und läßt die ſonſt gewöhnliche Kritik ganz zur Seite.

[Bouterwek V, 306.
Stäudlin Geſch. des Skepticismus II, 1.]

Wenn Montaigne gern und viel von ſich ſpricht, ſo geſchieht dies nicht aus Eitelkeit und Anmaaßung, ſondern um zur Selbſterkenntniß zu gelangen; die ihm wichtiger iſt, als die Kenntniß von mancherlei äußerlichen, ihm fremderen Dingen. Eben ſo führen ſeine Zweifel nicht zu unſittlicher Willkür, oder finſterer Verzweiflung; ſie gehen nicht hervor aus einem erkälteten Gemüthe, ſondern bezwecken eigene Beſcheidenheit, und möchten auch Andere dahin bringen ihre angebliche Weisheit nicht zu überſchätzen, ſondern die Gränzen der menſchlichen Geiſtesgaben anzuerkennen. Wer darf Montaigne verdammen, daß er bei ſeiner Natur nicht geneigt war ſich in den Strom wilder Par-

teiung zu ſtürzen, und (ungewiß wohin) fortreißen zu laſſen. Wie innig aber ſein Gefühl dennoch war für die Leiden und Frevel ſeiner Zeit, zeigen viele Stellen ſeines Werks. — Es war gar nicht nöthig ſeine einfachen, verſtändigen Anſichten durch unzählige Stellen aus alten Schriftſtellern zu beſtätigen: er folgte einer damals herrſchenden Mode, die mit Recht, als pedantiſch und ſtörend, zur Seite geworfen iſt. — Beſſer jedoch als über Montaigne viel zu reden, iſt es ihn ſelbſt reden zu laſſen, und einige charakteriſtiſche Stellen aus ſeinen Werken auszuheben und mitzutheilen.

„Ich bin ſehr frei von der Leidenſchaft der Traurigkeit (tristesse); ich liebe und achte ſie nicht, obgleich die Welt unternommen hat, ſie durch beſondere Gunſt zu ehren. Man bekleidet damit die Weisheit, die Tugend, das Gewiſſen. Ein einfältiger und garſtiger Schmuck. Es iſt eine Eigenſchaft immerdar ſchädlich und thöricht, immerdar feige und niedrig. (Buch I, C. 2, S. 8.) Die höchſte Tugend iſt ſchön, triumphirend, liebevoll, entzückend, muthig, offene und unverſöhnliche Feindin von Aerger, Mißvergnügen, Furcht und Zwang; die Natur iſt ihr Führer, Glück und Luſt ſind ihre Begleiter. Gewiſſe ſchwächliche Leute haben aber ein Bild erfunden, einfältig, traurig, zänkiſch, verdrießlich, ärmlich, drohend; ſie ſtellen es abſeiten auf einen von Dornen umgebenen Felſen, um durch dies Fantom in Erſtaunen zu verſetzen. (S. 242.)

Es giebt feine Leute die ſcharfſinnig bemerken; um aber ihre Erklärung der Dinge geltend zu machen, ändern ſie ein wenig an der Geſchichte, ſtellen nichts dar wie es iſt, vielmehr ſo wie es ihnen erſcheint und gefällt. (320.) — Wenn du ſiehſt daß einer der nach Mitternacht aus ſeiner Studierſtube kommt, triefäugig, verſchleimt, ſchmutzig; glaubſt du er ſuche in ſeinen Büchern wie er werden könne rechtlich, weiſe, zufrieden? Nichts dergleichen! Er wird ſo ſterben, oder die Nachwelt belehren über daß Maaß plautiniſcher Verſe und die Rechtſchreibung eines lateiniſchen Wortes. (380.) —

Die Geſetze der Ehre und der Gerechtigkeit ſtehen oft in

Widerſpruch, ſo insbeſondere in Hinſicht auf die Zweikämpfe: eine Beleidigung dulden, heißt z. B. ehrwidrig, ſie rächen ſtrafwürdig u. ſ. w. (160.) — Viele Leute glauben einen neuen Ruhm zu erlangen, wenn ſie von Dingen ſprechen, die nicht ihres Amtes und Berufs ſind. (75.)

Die Beredſamkeit iſt ein Werkzeug erfunden um den großen Haufen zu behandeln und zu bewegen; ſie kommt, wie Arznei, nur in kranken Staaten zur Anwendung. (518.)

Es iſt eine ſchöne und ſehr löbliche Unternehmung zum Dienſte unſeres Glaubens, die natürlichen Werkzeuge zu gebrauchen, die uns Gott gegeben hat. Es giebt keine würdigere Beſchäftigung eines Chriſten, als durch alle Gedanken und Forſchungen, die Wahrheit unſeres Glaubens zu begründen und zu verſchönern. Der hauptſächlichſte Beweis der Wahrheit deſſelben ſollte unſere Tugend ſein. (II, 189—190.)

Es iſt eine übergroße Selbſtliebe und Anmaßung, ſeine eigenen Meinungen ſo hoch zu ſchätzen, daß man (um ſie durchzuführen) den öffentlichen Frieden umſtoßen und unvermeidliche Uebel herbeiführen dürfe. Bürgerliche Kriege und Staatsumwälzungen, ſind begleitet von einer entſetzlichen Verderbniß der Sitten, und iſt es nicht eine ſchlechte Leitung ſo viel gewiſſe und bekannte Laſter zu befördern, um zweifelhafte und beſtrittene Irthümer zu bekämpfen? — Es ſcheint mir ſehr ungerecht öffentliche und unbewegliche Verfaſſungen und Gewohnheiten, der Unbeſtändigkeit einer Privatfantaſie zu unterwerfen. Die Ueberzeugung des Einzelnen, welche nur einen beſchränkten Rechtsbezirk hat, unternimmt alsdann gegen göttliche Geſetze, was keine Obrigkeit gegen bürgerliche Geſetze dulden würde (I, 164, 166). — Es heißt: man dürfe ſich, zur Vertheidigung der Religion gegen ſeinen König waffnen und empören; und doch dürfte man aus den verſchiedenen Heeren kaum eine Compagnie zuſammenbringen, welche lediglich für die Religion, die Geſetze, den König kämpfen. Woher kommt es daß wir in unſeren bürgerlichen Unruhen ſo Wenige finden, welche bei demſelben Willen und Gange beharren? Bald gehen ſie langſam, bald mit zügel-

loſer Eil; bald verderben ſie die Sachen durch Heftigkeit und Rauhheit, bald durch Kälte, Weichlichkeit und Schwerfälligkeit. Ueberall entſcheiden beſondere und zufällige Rückſichten, und wir ſchieben das der Religion unter, was unſeren Leidenſchaften ſchmeichelt. Unſere Religion bezweckt die Ausrottung der Laſter; ſtatt deſſen bedienen wir uns ihrer dieſe zu verdecken, zu nähren und aufzuregen. (II, 193.)

Das Leſen von Büchern iſt nur eine matte und ſchwache Bewegung, die nicht erwärmt; wogegen das Geſpräch auf einmal lehrt und übt. Verhandele ich mit einem ſtarken Geiſte, einem tüchtigen Kämpfer, der mich zur Seite, rechts und links drückt und ſticht, ſo erwecken ſeine Gedanken, die meinen; Eiferſucht, Ruhm, Streit, treiben und erheben mich, über mich ſelbſt. Uebereinſtimmung iſt, für das Geſpräch, eine langweilige Eigenſchaft. Wie nun aber unſer Geiſt ſich ſtärkt durch den Verkehr mit kräftigen und geordneten Geiſtern; ſo iſt kaum zu ſagen wie viel er verliert und verdummt, durch ſteten Verkehr mit niedrigen und kränklichen Geiſtern. Keine Anſteckung verbreitet ſich ſo wie dieſe. (III, 246.)

Die Ausgelaſſenheit der Zeit, wird ſie zur Entſchuldigung der ſchrecklichen Kühnheit hinreichen, daß ich die Geſpräche Platons ſchleppend finde, und den eigentlichen Gegenſtand erſtickend? Ich beklage, wenn ein Mann, der ſo viel Beſſeres zu ſagen hatte, ſo lange, eitele, vorbereitende Zwiſchenreden einſchiebt. Auch mag meine Unwiſſenheit mich darüber entſchuldigen, daß ich von der Schönheit ſeiner Sprache nichts ſehe. (II, 145.)

Ich liebe die einfachen Chroniſten und die großen Meiſter der Geſchichtſchreibung; nicht aber die mittelmäßigen, welche uns Alles vorkauen, einſeitig urtheilen, oft das Beſte verſchweigen, oder nicht begreifen, und uns mit aufgeputzten Worten abſpeiſen. (II, 149.)

Guicciardini iſt ein fleißiger, genauer Geſchichtſchreiber, unbeſtochen durch Haß, Gunſt, oder Eitelkeit. Manche ſeiner eingeflochtenen Reden ſind gut, andere entbehrlich, zu lang und ſchleppend. Auch habe ich bemerkt, daß von ſo vielen Perſonen

und Sachen, Rathſchlägen und Bewegungen, die er beurtheilt, er auch gar Nichts bezieht und in Verbindung ſetzt mit Tugend, Religion und Gewiſſen; als wären dieſe in der Welt ganz erloſchen. Von allen Handlungen (ſo ſchön ſie an ſich erſcheinen), ſucht er die Urſach in laſterhaften, oder eigennützigen Veranlaſſungen. Es iſt unglaublich, daß unter der unendlichen Zahl von Handlungen die er beurtheilt, keine einzige in vernünftiger Weiſe zu Stande gekommen ſey. (II, 154.)

Der wahre Zweck der Kleidung iſt dem Körper in bequemer Weiſe zu nützen; darauf beruht ihre Anmuth und Wohlanſtändigkeit. Wozu dann die langen Schwänze von gefaltetem Sammet, welche von den Köpfen unſerer Frauen herabhängen, wozu das buntſcheckige Geſchlepp und das eitele, unnütze Modell desjenigen Leibestheils, den wir mit Anſtand nicht nennen dürfen, mit dem wir aber öffentlich Parade machen. (I, 160.) — Ich klage über die ſonderbare Unbeſonnenheit, ſich durch die augenblickliche Mode locken und blenden zu laſſen. Trägt man das Blankſcheit zwiſchen den Brüſten, ſo fehlt es nicht an lebhaften Gründen, dies ſey die rechte Stelle; rutſcht es nach einiger Zeit hinab bis zu den Schenkeln, ſo macht man ſich luſtig über den früheren Gebrauch, findet ihn einfältig und unerträglich. Die neueſte Mode läßt ſogleich die ältere verdammen, und zwar mit ſo allgemeiner Uebereinſtimmung, daß man glauben ſollte, eine Art von Wahnſinn, habe den geſunden Menſchenverſtand umgekehrt. (I, 504). Gehn doch unſere Damen (ſtatt den Leib, der Verdauung halber, warm zu halten) ſo zart und delikat ſie ſind, doch oft entr'ouvertes jusqu'au nombril! (II, 219.)[1])"

Montaigne iſt ein ſo unbefangener und gewiſſenhafter Freund der Wahrheit, daß er gleichmäßig verſchmäht die Pedanterie und Ziererei angeblicher Schicklichkeitsregeln, die ſchwülſtige Darſtellungsweiſe oberflächlicher Rhetoren, und den geputzten Anſtand vornehmer, kalter Egoiſten.

1) Vergleiche was Fenelon und Montesquieu hierüber ſagen.

35.

Den Dichtern aus der Zeit Ludwigs XIV. pflegt man (da politische Redner damals unmöglich waren) mit gleichem Gewichte die Kanzelredner gegenüber zu stellen. Gewiß stehen diese den gleichzeitigen Kanzelrednern aller übrigen Völker voran; (Abraham a S. Clara gehört nicht in diese Reihe); doch würde sich um deswillen weder Ueberschätzung noch Vernachlässigung rechtfertigen lassen.

Bei ihrer Beurtheilung muß man billigerweise nicht vergessen, daß sie eben zur Zeit Ludwigs XIV. gehören, aus ihr hervorgehn, und diesen Charakter weder verläugnen können, noch wollen. Ferner ist der Umfang und Inhalt ihrer Reden, meist ein vorgeschriebener, also beschränkter, an dem sie festzuhalten gezwungen sind. Die eine Hälfte besteht nämlich aus Leichenpredigten auf Männer und Frauen von größerer, oder geringerer Bedeutung. Ein Panegyrikus wird aber nie das höchste Ziel freier Beredsamkeit erreichen, am wenigsten wenn der Gegenstand, wenn die Person keinen erheblichen Stoff darbietet. Künsteleien, Schmeicheleien, Uebertreibungen, falscher Schmuck, sollen alsdann die tiefer liegenden Mängel und Hindernisse verdecken, — fast immer ohne Erfolg.

Die zweite Hälfte jener kirchlichen Reden bezieht sich auf den Glauben; wo niemand tadeln darf, daß sie an dem katholischen festhalten und diesen zu verherrlichen suchen. Nur führt dies Bestreben leicht zu Unbilligkeiten gegen anders Gesinnte und das Credo verwandelt sich dann in eine Fessel, welche die Freiheit der Anschauung und Bewegung hemmt. Das so häufige lateinische Citiren der Kirchenväter stört die Form der Darstellung und der Scholasticismus der Glaubenslehren ist mit einer lebendigen Beredsamkeit nicht gut verträglich. Wie dem auch sey, so bleibt die Kanzelberedsamkeit, von der politischen eines Demosthenes und Cicero wesentlich verschieden.

Ungeachtet diese Bemerkungen sich auf alle jene Redner be-

ziehen, iſt doch ihre Perſönlichkeit von großem Gewicht, und führt zu weſentlichen, charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten. Beginnen wir mit Boſſuet (1627—1704) ſo kann niemand läugnen die Kraft ſeines Geiſtes, umfaſſende Kenntniſſe, unermüdliche Thätigkeit, Neigung zum Wirken und Herrſchen, Macht ſeiner ſtrömenden Rede und Begeiſterung. — Dieſen Vorzügen ſtehen aber auch wieder bedenkliche Schattenſeiten gegenüber. Seine an der Bibel feſthaltende Auffaſſung der Geſchichte läßt ihn allerdings nicht in Flachheit, oder bittere Verzweiflung hinabſinken, verführt ihn aber ſehr einſeitig zu tyranniſchen, ſelbſt mit gemäßigter Freiheit unverträglichen Lehren[1]); und wenn ſein, ſonſt kräftiger Wille nicht mit dem Ludwigs XIV. übereinſtimmt, verfällt er in ſchwächliche, ja verdammliche Schmeichelei. Wo derlei Einſchüchterung nicht ſtattfindet, ſteht Boſſuet auf der Kanzel, mit der Würde und dem Anſpruch eines Kirchenfürſten, dem ſich die Gemeine ehrfurchtsvoll und gehorſam unterwerfen muß.

[Bouterwek VI, 263.
Eſchenburg VIII, 2, 376, 558.]

In der hochgerühmten Leichenrede auf die Königin Henriette Marie von England, die Gemahlin Karls I., hat Boſſuet mit eindringlicher Kraft ihre Schickſale erzählt, die Irthümer und Verbrechen der engliſchen Rebellion abſchreckend dargelegt, und Cromwell in einer Weiſe gezeichnet, die von der jetzt meiſt gebräuchlichen ſehr abweicht. Daß das Unrecht und die Irthümer der Stuarts nicht erörtert werden, iſt durch Ort und Veranlaſſung entſchuldigt, zu weit aber geht der Lobredner, wenn er weiſſagt: Die Tage des verblendeten Proteſtantismus ſeyen abgelaufen, und er führe zu Gleichgültigkeit und Atheismus. Dieſer iſt vielmehr in Frankreich, ohne Zuthun der Proteſtanten emporgewachſen.

In allen Reden Boſſuets herrſcht das rhetoriſche Pathos, was Anfangs blendenden Eindruck macht, allmählig aber er-

1) Ich übergehe ſeine Streitſchriften.

müdet, ſchwülſtig und unpaſſend erſcheint; z. B. wenn er in einer Leichenrede einem unbedeutenden Hrn. Cornet zuruft: sortez, grand homme, de ce tombeau, aussi bien y êtes vous descendu trop tôt pour nous: sortez, dis-je, de ce tombeau, que vous avez choisi inutilement dans la place la plus obscure et la plus negligée de cette nef. — Aehnlich wenn er in Beziehung auf die Königin von England ausruft: Neuf voyages sur mer entrepris par une princesse, malgré les tempêtes; l'Océan étonné de se voir traversé tant de fois en des appareils si divers. — Als Boſſuet in der Leichenrede auf die Prinzeſſin Henriette von England, verkündete: o nuit désastreuse! nuit effroyable! où rétentit tout à coup comme un éclat de tonnerre, cette étonnante nouvelle: Madame se meurt! Madame est morte! — ſo brach der ganze Hof in Thränen aus! Jetzt erſcheinen dieſe Worte ſchwülſtig, ja faſt lächerlich! — Doch ſagt Hr. Nouriſſon (Séances, LV, 82): on ne sçaurait même sans injustice préférer Demosthène ou Ciceron à Bossuet.

Hiegegen ſchreibt Voltaire: (44, 385) Bossuet enchasse continuellement des pierres fausses dans de l'or.

Viel härtere Vorwürfe verdient folgende Stelle aus der Lobrede für den Kanzler le Tellier, dem es zum höchſten Ruhme angerechnet wird, daß er die Aufhebung des Edikts von Nantes betrieb, und die Urkunde unterſchrieb. Boſſuet verkündet: «Messieurs, nos pères n'ont pas vu, comme nous, une hérésie invétérée tomber tout à coup, les troupeaux égarés revenir en foule, et nos églises trop étroites pour les reçevoir: leurs faux pasteurs les abandonner, sans même en attendre l'ordre, et heureux d'avoir à leur alléguer leur bannissement pour excuse: tout calme dans un si grand mouvement: l'univers étonné de voir, dans un évènement si nouveau, la marque la plus assurée, comme le plus bel usage de l'autorité, et le mérite du prince plus reconnu et plus révéré que son autorité même. Touchés de tant de merveilles, épanchons nos coeurs sur la piété de Louis: pous-

sons jusqu'au ciel nos acclamations, et disons à ce nouveau Constantin, à ce nouveau Théodose, à ce nouveau Marcien, à ce nouveau Charlemagne, ce que les six cent trente pères dirent autrefois dans le concile de Chalcedoine: Vous avez affermi la foi, vous avez exterminé les hérétiques; c'est le digne ouvrage de votre regne, c'en est le propre caractère. Par Vous l'hérésie n'est plus: Dieu seul a pu faire cette merveille. Roi du ciel conservez le roi de la terre: c'est le vœu des églises, c'est le voeu des evêques!»

Wie jemand der ſo koloſſale Lügen, ſo gemeine Schmeicheleien mit anmaaslicher Zuverſicht ausſpricht, ſo barbariſche, unchriſtliche Thaten lobpreiſet; — wie der Anſpruch machen kann auf den Namen eines großen Mannes, oder auch nur eines rechtlichen Charakters, iſt ſchwer zu begreifen!

Flechier (1632—1710), von Natur weniger begabt, aber einfacher und milder als Boſſuet, ließ ſich doch verleiten, in ſeiner Leichenrede auf le Tellier mit Boſſuet zu wetteifern. Er ruft aus: Quel spectacle s'ouvre ici à mes yeux, et où me conduit mon sujet! Je vois la droite du très-haut changer, ou du moins frapper les cœurs, rassembler les dispersions d'Israel, et couper cette haie fatale qui séparait depuis longtemps l'héritage de nos frères d'avec le nôtre. Je vois des enfans égarés revenir en foule au sein de leur mère; la justice et la verité détruire les œuvres de ténèbres et de mensonge; une nouvelle église se former dans l'enceinte de ce royaume, et l'hérésie née dans le concours de tant d'intérêts et d'intrigues, accrue par tant de factions et cabales, fortifiée par tant de guerres et de révoltes, tomber tout d'un coup comme une autre Jericho, au bruit des trompettes évangeliques et de la puissance souveraine qui l'invite, ou qui le menace. — Je vois la sagesse et la piété du Prince, excitant les uns par ses pieuses libéralités, attirant les autres par les marques de sa bienveillance, relevant sa douceur par sa majesté, modérant la sévérité de ses édits, par sa clémence; aimant ses sujets et haïssant

leurs erreurs; ramenant les uns à la verité par la persuasion, les autres à la charité par la crainte; toujours Roi par autorité; et toujours père par tendresse!»

[Bouterwek VI, 297, 303.
Eſchenburg VIII, 2, 562.]

So die religiöſe Beredſamkeit. Als Flechier in der Leichenrede auf Turenne, deſſen höchſtes Verdienſt im Uebertritte zum Katholicismus gefunden hatte, fügt er in Hinſicht auf den ungerechten Krieg Ludwigs XIV. gegen Holland hinzu: le Roi justement irrité alla porter la guerre au milieu des états d'une République injuste et ingrate, et fit sentir la force de ses armes à ceux qui méprisaient ses bienfaits, et qui voulaient s'opposer à sa gloire. — So ein Bruchſtück wahrheitsliebender, politiſcher Beredſamkeit!!

Zu Vorwürfen ähnlicher Art, giebt Maſſillon (1663—1741) keine Veranlaſſung. Er ſetzt ſich nicht auf einen biſchöflichen Prachtſeſſel, ſondern ſpricht mit kühner Wahrheitsliebe zu den Königen und zu ſeiner Gemeine in gutem, lehrreichen Predigertone, obwohl dieſer leicht in breite und trockene Allgemeinheiten, oder in ſtrenge Zurechtweiſungen führt. Ich gebe zwei Proben.

[Bouterwek VI, 304.
Eſchenburg VIII, 2, 575.]

1) Le pécheur, plus il aime le monde, plus il est malheureux: car plus il aime le monde, plus ses passions se multiplient, plus ses désirs s'allument, plus ses projets s'embarassent, plus ses inquiétudes s'aigrissent: Son amour fait tout ses malheurs: sa vivacité est la fourrées de toutes ses peines, parceque le monde qui en fait le sujet, ne peut jamais lui en offrir le remède. Plus il aime le monde, plus son orgueil est blessé d'une préférence, plus sa fierté sent une injure, plus un projet déconcerté le confond, plus un désir contredit l'afflige, plus un perte inopinée l'accable. Plus il aime le monde, plus les plaisirs lui deviennent nécessaires, et comme aucun ne peut remplir l'immensité de

son coeur, plus son ennui devient insupportable: car l'ennui est le retour de tous les plaisirs; et avec tous ses amusemens, le monde depuis qu'il est monde, se plaint qu'il s'ennuye! (S. 35.)

2) Tous les préceptes de l'Évangile demandent de la force; et si vous n'en avez pas assez pour soutenir avec soumission les croix, dont il plait au Seigneur de vous affliger, Vous n'en avez pas assez non plus pour l'observance des autres devoirs que la doctrine de Jesus-Christ Vous prescrit. Il faut de la force pour pardonner une injure, pour dire du bien de ceux qui nous calomnient; pour cacher les défauts de ceux qui veulent même flétrir nos vertus. Il faut de la force pour fuir un monde qui nous plait; pour s'arracher à des plaisirs, où tous nos penchans nous entrainent, pour résister à des exemples que la foule autorise, et dont l'usage a presque fait des lois. Il faut de la force pour user chrétiennement de la prosperité, pour être humble dans l'élévation, mortifié dans l'abondance, pauvre de coeur au milieu des biens périssables, détaché de tout lorsqu'on possède tout, plein de désirs pour le ciel au milieu de tous les plaisirs et de toutes félicités de la terre. Il faut de la force pour se vaincre soi même, pour réprimer un désir qui s'élève, pour étouffer un sentiment qui plait, pour ramener sans cesse à la regle, un coeur qui s'en écarte sans cesse. (178.)

36.

In Bourdaloue (1632—1704) iſt keine Spur von ſelbſtgefälliger Eitelkeit, von rhetoriſchem Pomp, von aufgebauſchten Redensarten. Er denkt nie an ſich und an äußerlichen Effekt, ſondern iſt und bleibt lediglich bei der Sache. Aber eben dadurch wirkt er edler, innerlicher, eindringlicher. Statt praktiſche Gegenſtände zu vermeiden, ſucht er dieſelben auf, und behandelt ſie ſo verſtändig und zugleich ſo chriſtlich, daß er hiedurch ſeiner

Gemeine gewiß ſehr nützte, und noch jetzt mehr anzieht, als Andere durch hochgerühmte Kunſtſtücke. Allerdings blieb auch ihm der katholiſch-dogmatiſche Standpunkt, der Mittelpunkt ſeiner Predigten; doch fehlt es, neben der natürlich hier ſich anreihenden Strenge, nicht an Milde und Billigkeit. Ich gebe hiefür mehrere Beweiſe.

[Eſchenburg VIII, 2, 551.]

1) Von dem erzwungenen Eintritt in ein Kloſter. (I, 21.)

Die Ausſtattung dieſer Tochter würde zuviel koſten; deshalb müſſen wir ſie in ein Kloſter unterbringen. — Sie iſt aber für dieſe Lebensart nicht geeignet. — Sie muß es ſeyn, weil ſich keine andere Auskunft (parti) für ſie findet. — Aber unter dieſen Verhältniſſen will ſie Gott nicht. — Man muß vorausſetzen daß er ſie will, und handeln als wenn er ſie wollte. — Sie giebt aber kein Zeichen für dieſen Beruf. — Es erweiſen ihn die jetzigen Verhältniſſe und die Nothwendigkeit. — Sie geſteht aber ſelbſt es fehle ihr dieſer Zug der Gnade. — Sie wird mit der Zeit kommen, wenn ſie am gehörigen Ort iſt ſie zu empfangen. — So führt man dieſes Opfer in den Tempel, Hände und Füße gebunden; ich meine mit erzwungenem Willen, der Mund ſtumm vor Furcht und aus Achtung eines ſonſt geehrten Vaters. Mit einer Feierlichkeit, glänzend für die Zuſchauer, aber ertödtend für die Hauptperſon, führt man ſie zum Prieſter und bringt ſie dar als ein Opfer, das weit entfernt Gott zu verherrlichen und ihm zu gefallen, in ſeinen Augen verdammlich iſt und ſeine Rache hervorruft.

2) Heirath und Ehe. (I, 73, 83, 89.)

Die Ehe, welche die Einigkeit und das Glück der Familien gründen und ihre feſteſte Stütze ſeyn ſollte, dieſe Genoſſenſchaft welche Mann und Frau als eins der ſchätzbarſten Güter erhalten ſollten, ſie iſt nur zu oft ausgeſetzt den Abneigungen, Zwiſtigkeiten, ja den anſtößigſten Ereigniſſen! Und warum? Weil

weder der Eine, noch der Andere zu ihrer Erhaltung beitragen will. Die Frau ist eigensinnig, hartnäckig, aufs Höchste von ihrer Person eingenommen; sie liebt Spiel, Ausgaben, eitelen Putz, Gesellschaft und weltlichen Zeitvertreib. Der Mann ist gebieterisch, eifersüchtig, verdrießlich, liebt Vergnügungen und Ausschweifungen. Und weil Keiner das Geringste thun will alle diese Uebel zu beseitigen, so folgen wechselseitige Klagen und bittere Vorwürfe. Ja der Widerwille steigert sich, bis zu dem Beschlusse einer Trennung welche menschliche Gesetze erlauben, das göttliche Gesetz aber keineswegs immer billigt. Diese jetzt so häufigen Scheidungen, die Schmach unseres Jahrhunderts, führen fast immer zum Untergang der, sonst aufs Beste gegründeten Häuser.

Unter allen Lebensverhältnissen sollte die Verheirathung am meisten von unserer freien Wahl abhangen, und ist es am wenigsten. Sie verloben sich, und wissen nicht mit wem. Denn Sie kennen fast nie Geist, Naturel und Eigenschaften der Person mit welcher Sie eine so enge Verbindung eingehn wollen; Sie erfahren erst davon, wenn es zu spät ist zurückzutreten. Wirbt ein junger Mann um Sie, so zeigt er sich überall gefällig, scheinbar milde, gemäßigt, tugendhaft; sobald aber der Bund geschlossen, werden Sie erfahren was er wirklich ist. Der erheuchelten Milde folgt Heftigkeit und Zorn, der angeblichen Mäßigung, Ungestüm, der scheinbaren Tugend, ungebührliche Ausschweifungen. — Dies junge Mädchen hat noch kein Unterkommen und Sie erscheinen ihr als ein annehmlicher Bewerber. Daher weiß sie sich zu benehmen und zu verstellen. Sobald sie aber nicht mehr nöthig hat viel Rücksicht zu nehmen, um Ihnen zu gefallen, kommt zum Vorschein, Eigensinn, Wunderlichkeit, Stolz und Hartnäckigkeit. Daher sagt Salomo: Reichthümer erhalten wir von unseren Aeltern, eine lobenswerthe Frau aber von Gott.

Hat sich jemand selbst verblendet in die Fesseln begeben, so läßt ihn Gott die Last tragen. Das heißt, und Sie wissen es nur zu gut, er läßt Sie ertragen allen Eigensinn eines wunder-

lichen Mannes, allen Stolz eines gebieterischen Mannes, allen Ungestüm eines heftigen Mannes, alles Sparen eines geizigen Mannes, alle Ausgaben eines verschwenderischen Mannes, alle Zurücksetzung eines gleichgültigen Mannes, alle thörichten und erfundenen Einbildungen eines eifersüchtigen Mannes. Gott gestattet daß Sie selbst (statt in Geduld und weisem Benehmen, die Mittel gegen derlei Uebel zu suchen) dieselben vermehren, daß Sie werden eine eitele Frau, eine unvorsichtige Frau, eine weltlich zerstreute Frau, eine eigensinnige und hartnäckige Frau; Sie selbst werden haben wechselnde Stimmungen, Unbeständigkeiten, Verdrießlichkeiten, Stolz, Zorn; so daß Einer wie der Andere nur dazu wirken das Feuer der Zwietracht anzufachen und immer unglücklicher zu werden!

3) Müßiggang und weltliches Treiben. (I, 349.)

Wir sehen, in der Verwirrung unseres Jahrhunderts, täglich Weltmenschen, deren Kreis durch eine erbärmliche Gewohnheit beschränkt ist auf Vergnügen, oder Langeweile, die ihr Leben hinbringen mit eitelem Zeitvertreib: sie erfragen was man sagt, horchen was man thut, laufen ins Schauspiel, ergötzen sich in Gesellschaften, rühmen sich dessen was sie nicht sind, spotten über Alles, ohne jemals etwas Tüchtiges zu sagen, oder zu thun. So kommt ein Christ dahin, daß das Spiel seine gewöhnliche und stete Beschäftigung ist; nicht zur Erholung, sondern wie ein Beruf dem er sich widmet: er lebt nur um zu spielen!

Eine, das Christenthum bekennende, Frau, ist nur mit ihrem Aeußern beschäftigt, hat nichts zu thun als sich im Spiegel zu sehen, neue Moden zu erkunden, ihren Leib zu putzen. Während sie eigene Pflichten vernachlässigt, ist sie stets bereit sich in fremde Angelegenheiten zu mischen, sie weiß nichts und spricht von Allem, ununterrichtet, spielt sie die Anmaaßliche, glaubt allen gerechten Anforderungen zu genügen wenn sie unnütz von Besuch zu Besuch läuft, mit tausend eitelen Briefen überflüssige, ja selbst verdächtige und gefährliche Verbindungen anknüpft, und

in der Todesſtunde nur wird ſagen können: ich habe die Welt geſehn, ich habe mich in ihr umhergetrieben.

4) Die Ergötzlichkeiten (divertissemens) der Welt. (II, 67, 79, 80, 83, 84.)

Ohne die Strenge der Vorſchriften Chriſti mildern zu wollen, kann, ja muß ich einräumen, daß es unſchuldige Erholungen, ehrbare (und alſo auch nach dem Evangelium erlaubte) Ergötzlichkeiten giebt. Sie ſind aber ſelten, während die verdammlichen ſich in großer Zahl vorfinden, und zwar ihrer Natur nach, oder ihres übermäßigen Umfangs, oder ihrer Folgen halber. Es giebt Leute, welche nur darauf ausgehn zu ſcheinen, ſich bemerkbar zu machen, und die Langeweile zu vertreiben welche ſie ergreift, ſobald ihnen Zeitvertreib fehlt und ſie ſich außerhalb ihrer Bagatellen befinden.

Zu dem verwerflichen Zeitvertreib muß ich noch zählen, die fabelhaften und romanhaften Geſchichten, deren Leſung eine Beſchäftigung für den Müßiggang unſeres Jahrhunderts iſt, und großes Uebel erzeugt. Sie ſind die gewöhnliche Unterhaltung junger Leute und eiteler Geiſter. Man verbringt viele Stunden ſich mit chimeriſchen Gedanken zu nähren, füllt das Gedächtniß mit erfundenen Thatſachen und Intrigen, man giebt ſich Mühe die glänzendſten Züge zu behalten, und wenn man alle weiß, weiß man nichts. — Dieſe verpeſteten Bücher (und dies iſt das Schlimmſte) verderben die Reinheit des Herzens und einflößen der Seele ein feines Gift, welches eben deshalb doppelt gefährlich iſt.

Die Liebe wird kunſtgemäß und nach Regeln behandelt, ſie iſt die überall herrſchende Leidenſchaft: alle Schwächen, Heftigkeiten, Ausſchweifungen der Liebe werden vorgeführt, man ſieht nichts als Grundſätze, Verſicherungen, Kunſtſtücke und Ränke der Liebe; die größten Intereſſen der Menſchheit, Ehre und Ruhm werden der Liebe geopfert. Einem ſo vernarrten Manne iſt dieſe Romanenliebe, ſeine einzige Beſchäftigung, ſein Leben, ſein Gegenſtand, ſein Zweck, ſeine Seligkeit, ſein Gott. — Die

Liebe iſt nicht die ächte, welche den Menſchen ſeiner Sinne und Vernunft beraubt, alle anderen Gedanken vernichtet, alle anderen Pflichten beſeitigt, und auf Koſten des Schöpfers, Götzendienſt treibt mit dem Geſchöpfe. Dürft ihr die Liebe ächt nennen, welche einen Menſchen vergeſſen läßt die heiligſten Pflichten der Natur, des Vaterlandes, der Gerechtigkeit, der Ehre, der heiligern Liebe? (de la charité.)

5) Sorge für die Dienſtboten. (II, 17, 20, 52.)

Ein rechter Herr ſoll ſeinen Dienſtboten ein gutes Beiſpiel geben, für ihren Unterricht (zunächſt im Chriſtenthum) ſorgen, und, nöthigen Falls, ſie zurechtweiſen. — Welche Eindrücke empfangen die meiſt ſchwachen, knechtiſchen, unerzogenen Perſonen, die Eure Häuſer füllen, wenn ſie ſtete Zeugen ſind deſſen was ihr ſprecht und thut? Wenn ſie ſehen daß ihr verdächtige Orte beſucht; wenn ſie in eure abſcheulichen Geheimniſſe eingeweiht werden, eure zügelloſen Reden und gottloſen Grundſätze vernehmen, die Schmähungen, womit ihr eure Nebenmenſchen zerreißet, die Gräuel die ihr in Zorneseifer ausſprecht! Frei von allen dieſen Laſtern betraten ſie euer Haus, angeſteckt von allen werden ſie es verlaſſen.

Ich will eure Klagen über die Dienſtboten als gegründet betrachten, iſt aber häufiger Wechſel derſelben das rechte Beſſerungsmittel? In manchen Häuſern wird heute einer angenommen, morgen fortgeſchickt, eine ſtete Ebbe und Fluth von Kommenden und Gehenden, eine Scene welche Andere bemerken und darüber räſonniren. Hiedurch ladet man auf ſich den Schein des Leichtſinns und der Unbeſtändigkeit, und während man ſich von einem Uebel befreien will, zieht man ſich eins zu, was wohl noch ſchlimmer iſt, als das erſte. Das große Geheimniß und das ſicherſte Beſſerungsmittel iſt, den Dienſtboten das rechte Chriſtenthum beizubringen.

6) Der Glaube und die Werke. (I, 112, 115, 142, 147; II, 391.)

Die Meinung, oder vielmehr der Irthum der Ketzer unſeres Jahrhunderts, iſt: daß der Glaube uns allein vor Gott rechtfertige und daß die guten Werke (ſo vollkommen ſie auch ſeyn mögen) nichts zur Seligkeit beitrügen; daß ein ewiges Leben uns nicht als Belohnung, ſondern als ein einfaches Erbtheil zu Theil werde, welches wir nicht verdienen können, ſondern welches wir (ohne irgend ein Anrecht) in Beſitz nehmen. Ich kann nicht gerettet werden, noch auf Gottes Belohnungen Anſpruch machen, als durch das Verdienſt guter Werke; aber ich muß auch anerkennen, daß meine guten Werke vor Gott nur Verdienſt haben können, durch den Glauben. So lange wir ein verderbtes Leben führen, thun wir dem Glauben Gewalt an, und halten ihn in Unterwürfigkeit und Sklaverei. Gute Werke beleben den Glauben, ohne dieſelben iſt er todt. Nichts führt ſo ſchnell zu Untreue und Ausſchweifungen des Glaubens, als Ausſchweifungen des Wandels.

Ich kann über den Glauben eines Menſchen nur urtheilen durch ſeine guten Werke; wer dieſe aufgiebt, läßt mich befürchten daß er auch den Glauben einbüßen werde; und wer dieſen verloren hat, kann nur hoffen ihn durch gute Werke wieder zu gewinnen.

7) Wahre und falſche Frömmigkeit. (II, 441, 445.)

Eure Frömmigkeit bezieht ſich nur auf gewiſſe Ceremonien und Gewohnheiten, während ihr vergeßt die Hauptpflichten der Gerechtigkeit, Liebe und Mildthätigkeit. Das Geſetz befiehlt euch, in euren Urtheilen billig zu ſeyn, und alle Tage laßt ihr euch die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen. Das Geſetz empfiehlt in Geſellſchaft und Verkehr treu und aufrichtig zu ſeyn, und ihr ſeyd voll von Kunſtſtücken und Verſtellung. Das Geſetz verlangt Liebe, Geduld und Milde gegen

den Nächsten, und ihr zeigt eine übertriebene Strenge, ihr fahrt auf um geringer Dinge willen, und kennt kein Mitleid für menschliche Schwäche.

Manche Frau ist die erste in allen heiligen Versammlungen, ergiebt sich nachdenklichen Forschungen, strebt nach der höchsten Staffel des Gebets; sie würde sich nicht verzeihen von einer gewissen Methode, die sie sich zur unveränderlichen Regel gemacht hat, auch nur einmal abzuweichen: geschieht es aber, daß man ihr einst widerspricht, so findet man sie stolz, hochmüthig, ungeduldig, verdrießlich. Nach einer Seite hin macht sie ihr regelmäßiges Leben und ihre pünktliche Tugend geltend, um nach der anderen Freiheit zu haben Alles zu thun was ihr gefällt und wie es ihr gefällt. Sucht das Innere ihrer Wirthschaft kennen zu lernen und wie sie sich da benimmt. Sie zeigt weder Gefälligkeit für den Mann, noch Anhänglichkeit an die Kinder, noch Wachsamkeit hinsichtlich des Gesindes. Jeder leidet durch ihre Grillen, jedem macht sie Verdruß. Wenn sie einen Theil des Tages vor den Altären zugebracht und gewissen Ceremonien beigewohnt hat, so kümmert es sie nicht wenn das Hauswesen darüber zu Grunde geht.

8) Gebete. (II, 224.)

Eitele Gebete nenne ich diejenigen, welche keinen Fehler verbessern, und keine praktischen Folgen haben. Sie entstehen eben aus Eitelkeit und beharren dabei, um eine Sonderbarkeit geltend zu machen. Sie reden von Ruhe und Stille um ihren Müßiggang zu beschönigen.

9) Christliche Strenge. (II, 352, 356, 379.)

Es giebt eine übermäßige Strenge, welche den Regeln des Glaubens widerspricht, und deren Folgen nicht minder zu fürchten sind, als die der Schlafheit. Hat diese falsche Strenge nicht im Ablaufe der Jahrhunderte gar viele Ketzereien erzeugt? Uebertriebene Schlafheit widerspricht den Vorschriften des Evangeliums so offenbar, daß alle rechtlichen Leute sie bekämpfen;

jene Strenge dagegen gewinnt ein, nicht leicht umzuſtoßendes Anſehn, beſonders bei wohlgeſinnten, aber allzu einfachen Perſonen. Mancher iſt ſtreng, dem es im Innern an aller Milde fehlt und der keine Gelegenheit vorbeiläßt ſeine Nebenmenſchen herabzuſetzen, ſich aber prahleriſch und ſonderbar hervorzuſtellen.

10) Die Wahrheit. (II, 126, 145, 155, 161.)

Nichts ſollen wir mehr ehren, als die Wahrheit, welche uns zurechtweiſet, nichts mehr fürchten, als die Wahrheit welche uns ſchmeichelt. Was ſind denn die meiſten, im Style der Welt ausgeſprochenen Lobeserhebungen? Höfliche Lügen, dienſtwillige Uebertreibungen, Zeugniſſe einer anſcheinenden Achtung, welche aber nicht aus Kopf, oder Herzen kommen, Betrügereien hervorgerufen durch eine falſche Schicklichkeit, oder eine niedrige Gefälligkeit, oder durch knechtiſchen Eigennutz. Man ſagt das von uns, was wir nicht ſind, ſondern ſeyn ſollten; und wir verfallen mit einer beklagenswerthen Leichtigkeit in die uns geſtellten Schlingen, und glauben das zu ſeyn, was die Schmeichelei verkündet. Bloße Complimente, Höflichkeiten, halten wir für buchſtäbliche Wahrheiten; ja wenn man unſere Leidenſchaften und Laſter rühmt, betrachten wir ſie wie Tugenden.

Dient doch jetzt täglich (es iſt eine Schmach) die evangeliſche Kanzel, zum Schauplatz der weltlichſten Eitelkeiten. Statt der chriſtlichen Reden, welche man ſonſt bei Begräbniſſen zur Erbauung der Lebenden hielt, entwirft man Lobreden, einen Panegyrikus und unternimmt es Todte heilig zu ſprechen. Ihr wißt daß man die feigſten (laches) ohne Unterſcheidung in Helden verwandelt, die kleinſten Geiſter in ſeltene Genien, und (was noch unwürdiger iſt) die Sünder in Fromme und Heilige. —

Ich glaube, dieſe Beiſpiele erweiſen genügend Bourdaloues ſcharfe Beobachtungsgabe, die Lebendigkeit ſeiner Darſtellung, den Adel und die Unabhängigkeit ſeiner Geſinnung und, neben chriſtlicher Strenge auch chriſtliche Milde und Mißbilligung wilder Verfolgungsſucht, ſowie gemeiner, unwürdiger Schmeichelei.

37.

Es können kaum zwei Menſchen verſchiedener ſeyn als der Herzog von Rochefoucauld (1613—1680) und Blaiſe Pascal, in Hinſicht auf Herkunft, Lebensweiſe, Thätigkeit, Neigungen, Ueberzeugungen, Weltanſicht u. ſ. w.; und nur in einer Beziehung findet ſich eine große Aehnlichkeit. Denn obgleich Geiſt und Inhalt ihrer Werke ganz entgegengeſetzt iſt, haben doch beide ihre Gedanken in kurzen ſcharfen Sprüchen dargelegt und gezeigt daß man dieſe Form für das Verſchiedenartigſte gebrauchen kann. Weit die meiſten Anſprüche Rocheſoucaulds ſind nur Variationen eines, überall durchklingenden Themas: daß nämlich Eigennutz und Eigenliebe die Einzelnen und das ganze menſchliche Geſchlecht beherrſche. Manche einzelne Beobachtungen und Erfahrungen haben als ſolche ihren Werth; aber aller Witz und Scharfſinn reicht nicht hin, ſie in allgemeine Wahrheiten zu verwandeln. Die ſcheinbare, glänzende Mannigfaltigkeit, kann das Einfarbige, Aermliche und Falſche der geſammten Weltanſicht nicht verdecken. Rocheſoucauld war wohl beſſer als ſeine Lehre; (gleichwie Epikur); aber dieſe wird verführeriſch für oberflächliche und anbrüchige Leſer, welche meinen es ſey rathſam und am klügſten in dieſer ſchlechten Welt, den angerühmten Weg ebenfalls zu betreten und (nach dem Sprichworte) mit den Wölfen zu heulen. Solch allgemeiner, bitterer Tadel, iſt faſt ebenſo nachtheilig in ſeiner Wirkung, als ſüßliche Schmeichelei. Die nachſtehenden, ausgewählten Proben, werden hoffentlich dieſe Behauptungen beſtätigen.

[Bouterwek VI, 256.]

„Wir haben Alle Kraft genug die Leiden Anderer zu ertragen. — Die Standhaftigkeit der Weiſen beſteht nur in der Kunſt ihre Aufregung in ſich zu verſchließen. — Große Eitelkeit abgerechnet, ſind die Helden beſchaffen wie andere Menſchen. — Der Eigennutz ſpielt alle Perſonen, redet alle Sprachen, ſelbſt die des Uneigennützigen. — Man iſt nie ſo glücklich, oder

ſo unglücklich, wie man ſich einbildet. — Haß gegen Günſtlinge iſt nichts anders als Liebe der Gunſt. — Man findet Frauen die niemals Galanterien hatten, aber ſelten eine, die nur eine hatte. — Die Liebe der Gerechtigkeit iſt bei den mehreſten Menſchen nur Furcht Ungerechtes zu erleiden. — Das was die Menſchen Freundſchaft genannt haben, iſt nur eine gegenſeitige Berückſichtigung von Intereſſen, ein Austauſch guter Dienſtleiſtungen; es iſt, mit einem Worte, nur ein Verkehr wo unſere Eigenliebe ſtets bezweckt etwas zu gewinnen. — Die Greiſe geben gern gute Lehren, um ſich darüber zu tröſten daß ſie nicht mehr im Stande ſind böſe Beiſpiele zu geben. — Je mehr man eine Geliebte (maitresse) liebt, deſto näher iſt man ſie zu haſſen. — Man thut oft Gutes, um ungeſtraft Böſes thun zu können. — Man lobt in der Regel nur um gelobt zu werden. — Unſere Reue iſt nicht ſowohl ein Schmerz daß wir Böſes gethan haben, als Furcht daß es uns widerfahren könnte. — Die Ehrbarkeit der Frauen iſt oft nur Liebe ihres Rufs und ihrer Ruhe. — In den Widerwärtigkeiten unſerer beſten Freunde, finden wir etwas, das uns nicht mißfällt. — Die Höflichkeit iſt der Wunſch höflich behandelt und für höflich gehalten zu werden. — Die Dankbarkeit iſt bei den meiſten Menſchen nur eine ſtarke und geheime Begier, größere Wohlthaten zu empfangen. — Wenn ſich Liebende untereinander nicht langweilen, ſo kommt dies daher daß ſie ſtets von ſich ſprechen. — Wir geſtehen kleine Fehler nur um zu überzeugen daß wir keine großen haben. — Wir loben von Herzen gewöhnlich nur diejenigen, welche uns bewundern. — Es giebt wenig ehrbare Frauen, welche dieſes Berufs nicht überdrüſſig wären. — Nichts hindert ſo ſehr natürlich zu ſeyn, als die Begierde es zu ſcheinen. — Es giebt wenig Frauen deren Verdienſt länger dauert, als ihre Schönheit. — Nichts iſt ſeltener als wahre Güte; ſelbſt diejenigen, welche ſie zu beſitzen wähnen, haben gewöhnlich nur Gefälligkeit und Schwäche."

38.

Blaiſe Pascal (1623—1663) vereinte auf höchſt ſeltene Weiſe mathematiſche, phyſikaliſche, philoſophiſche und theologiſche Kenntniſſe, und beſaß eine Abrundung, Klarheit und Kraft der Darſtellung, welche von edlen Ueberzeugungen unterſtützt, über alle rhetoriſchen Kunſtſtücke hinausreicht. Seine, gegen die zweideutige, laxe Sittenlehre der Jeſuiten gerichteten, damals ſehr wirkſamen lettres provinciales, bleiben (nachdem der Gegenſtand an Intereſſe verloren), noch immer durch Sprache und Form anziehend. Daß der Janſenismus, zu dem ſich Pascal bekannte, auch ſeine Einſeitigkeiten und Schattenſeiten hat, iſt hier nicht zu erörtern; zur Charakteriſtik des würdigen Mannes werden aber nachſtehende Mittheilungen aus ſeinen pensées sur la religion, in belehrender Weiſe dienen.[1])

[Bouterwek VI, 248.]

„Manche Leute glauben genug zu thun, wenn ſie einige Stunden zum Leſen des Evangeliums verwenden, oder einen Geiſtlichen über die Wahrheiten des Glaubens befragen. Nachher rühmen ſie ſich ohne Erfolg in Büchern und bei Menſchen geforſcht zu haben. Dieſe Nachläſſigkeit iſt unerträglich; denn es handelt ſich nicht von dem leichten Intereſſe eines Fremden, ſondern von uns ſelbſt, von unſerem Alles. — Der Tod bedroht uns in jedem Augenblick um uns zu verſetzen in ewiges Glück, Unglück, oder Vernichtung. — Gleichgültigkeit gegen die ſchrecklichſten Dinge, in einem für das Geringſte empfindlichen Herzen, iſt eine unbegreifliche Verzauberung, eine unnatürliche Schlaftrunkenheit. — Wäre die Gewißheit nach dem Tode anheimzufallen dem Nichts, nicht vielmehr ein Gegenſtand der Verzweiflung, als der Eitelkeit. Iſt es nicht eine unbegreifliche Thorheit ſich zu rühmen daß man in Zweifeln befangen ſey?

---

1) Siehe eine anziehende Gegeneinanderſtellung des Diogenes und Pascal, in Humes essays III, 419.

— Es zeigt eine ſonderbare Geiſtesſchwäche nicht zu erkennen, welch Unglück es iſt ohne Gott zu ſeyn. — Nur zwei Arten von Menſchen kann man vernünftig nennen, die welche Gott von ganzem Herzen dienen, weil ſie ihn kennen, und die welche ihn von ganzem Herzen ſuchen, weil ſie ihn noch nicht kennen. — Nur die chriſtliche Religion iſt ausreichend für die Gebildeten und für das Volk; ſie erhebt dieſes, und demüthigt jene. — Es iſt gleich gefährlich für den Menſchen nur Gott zu kennen, aber nicht ſein eigenes Elend; oder nur dieſes, und nicht den heilenden Erlöſer. — Allein die chriſtliche Religion lehrt daß Demuth ſich mit den anderen Tugenden verträgt; ohne jene, ſind dieſe nur Fehler und Laſter. — Das Chriſtenthum ſchützt gleichmäßig gegen Stolz und Verzweiflung. — Niemand iſt ſo vernünftig, ſo tugendhaft, ſo liebenswürdig wie ein wahrer Chriſt. — Der letzte Fortſchritt der Vernunft iſt einzuſehn, daß unendlich viele Dinge über ſie hinausgehn. — Es bleibt nothwendig zu wiſſen wo man zweifeln, behaupten, oder ſich unterwerfen ſoll. —

Frömmigkeit bis zum Aberglauben treiben, heißt ſie zerſtören. — Zwei Abwege ſind gleich gefährlich; die Vernunft ausſchließen, und ſie allein zulaſſen. — Nicht Alles läßt ſich beweiſen. Es giebt einen Glauben der Gewohnheit, welcher ohne Gründe, Gewalt und Kunſt uns überzeugt. — Der Menſch iſt offenbar zum Denken geſchaffen; hier liegt ſeine ganze Würde, ſein ganzes Verdienſt. Das Denken ſoll beginnen bei ſich, ſeinem Zweck, ſeinem Schöpfer; ſtatt deſſen denken die Meiſten nur daran ſich zu beluſtigen, reich oder berühmt zu werden. — Gäbe es nirgends Dunkelheit, ſo würde der Menſch ſeine Verderbniß nicht begreifen; gäbe es kein Licht, ſo würde er auf keine Hülfe hoffen. — Die Natur widerlegt (confond) die Pyrrhoniſten [1]), und die Vernunft beſchämt die Dogmatiker. — Um den Krieg zwiſchen den Leidenſchaften und der Vernunft zu beſeitigen und Frieden zu ſtiften, wollten die Einen ganz den

1) Skeptiker, Zweifler.

erſten entſagen und Götter werden; die andern wollten der Vernunft entſagen und zu den Thieren hinabſinken. Beides iſt unnatürlich, unmöglich. Wir haben eine Ohnmacht zu beweiſen, unüberwindlich für jeden Dogmatismus; wir haben eine Idee der Wahrheit unüberwindlich für jeden Pyrrhonismus. — Das Weſen der Menſchen iſt gleich entfernt vom Nichts, und vom Unendlichen. — Strebt gut zu denken, das iſt die Grundlage der Moral. — Es bleibt gefährlich dem Menſchen zu ſehr zu zeigen wie ſehr er den Thieren gleich iſt, ohne ihm ſeine Größe zu zeigen. Ebenſo ſoll man ihm nicht zu ſehr ſeine Größe, ohne ſeine Niedrigkeit ſehen laſſen. — Das Wichtigſte im Leben iſt die Wahl eines Berufs. Oft entſcheidet der Zufall. — Nur die Gegenwart iſt wahrhaft uns eigen. — Die Zeit ertödtet Kummer und Streitigkeiten, weil man ſich ändert und gleichſam eine andere Perſon wird. — Der Menſch iſt weder ein Engel, noch ein Thier; wer einen Engel vorſtellen will, ſinkt zum Thiere. — Der Menſch bleibt ſich ſelbſt der wunderbarſte Gegenſtand: denn er kann nicht begreifen was ein Körper, und noch weniger was ein Geiſt iſt; am wenigſten wie beide vereint ſeyn können."

Ich habe in dieſe kurzen Auszüge nichts von den einſeitigen ſchroffen Lehren der Janſeniſten aufgenommen, welche leidenſchaftlich beſtritten und verfolgt wurden. Ebenſo wenig will ich abſchreiben, was ſich über Pascals zum Theil ſonderbare Perſönlichkeit, in allen Geſchichten der Litteratur erzählt findet.[1])

39.

Die Neigung, ſich in Lob, oder Tadel auszuſprechen, liegt ſo ſehr in der menſchlichen Natur, daß ſich ſelbſt bei ungebil-

1) Goethes Behauptung, daß Pascal und ſeine Schule, der Moralität und Religion großen Schaden gebracht. Recenſion von Struenſees Bekehrung, Werke 33, S. 89. Ich erinnere an die vorgeblichen Wunder des abbé Paris.

deten Völkern Grundzüge deſſen finden, woraus ſich bei gebildeten die ſogenannten Satiren (oder Satyren) entwickelt haben. Obgleich man dieſen Namen allmählig vorzugsweiſe nur gewiſſen, beſtimmten Werken beigelegt, iſt das Satiriſche doch in den mannigfachſten Formen und mit ſehr verſchiedenem Inhalte hervorgetreten. Schon deshalb kann das Urtheil über Werth und Unwerth keineswegs gleichlauten, indeſſen ſtellt man in der Regel die Satiriker als Männer dar, welche die Sittlichkeit löblich beförderten. Wäre dieſe Anſicht auch richtiger als ſie iſt, ſo wird doch eine Schrift dadurch kein poetiſches Kunſtwerk daß ſie ſittliche Grundſätze anpreiſet und Unſittliches tadelt; ſonſt gehörten unzählige Bücher hieher, die von wahrer Poeſie weit abliegen.

In der Satire herrſcht überall der Tadel vor, zeigt ſich aber keineswegs in gleicher Weiſe: bisweilen iſt er heiter, lächelnd, ohne Bitterkeit und Zorn; dann übermüthig von oben herabſchauend, übertrieben, grob, boßhaft, verläumderiſch, — ſo daß manche Sittenrichter ſelbſt ſtrenge Zurechtweiſung verdienen. Steter Tadel, ohne Milde beſſert nicht, und des bitteren Menſchenfeindes Beurtheilung des Menſchen, iſt weder billig, noch wahr. Mithin liegen auf dem Wege des Satirikers viele Gefahren für die gute Sache, und durch Rückſchlag für ihn ſelbſt. Das letzte haben Manche durch Unverſtändlichkeit ihrer Werke zu vermeiden, oder doch zu verringern geſucht; der hiedurch entſtehende Schaden iſt aber oft größer, als der bezweckte Gewinn. Selbſt die vorzüglichſten Satiren können ſich nicht über einen untergeordneten Kreis der Dichtung erheben; ihre höchſte Verklärung findet ſich erſt im Luſtſpiel, oder im Roman.

Unter den alten, auf uns gekommenen Satiren, ſind die des Horaz die heiterſten, humanſten; die Dunkelheiten des Perſius können nur Wenigen behagen, und Juvenals Malereien (ſchwarz in ſchwarz und mit Anhäufung unſittlicher, widerwärtiger Thatſachen) bedürfen ſelbſt einer ſittlichen und poetiſchen Reinigung.

In der franzöſiſchen Litteratur tritt uns zuerſt Rabelais (1483—1553) Gargantua und Pantagruel entgegen; von Vielen

in den Himmel erhoben, als geiſtreich, kühn, witzig, mannigfaltig, eigenthümlich; von Anderen ſo ſehr herabgeſetzt, daß z. B. Voltaire ſagte: man kann den ganzen Verſtand und Witz Rabelais auf drei Seiten zuſammenfaſſen; der Reſt des Werks iſt eine Maſſe unzuſammenhängender Abgeſchmacktheiten. — Mag auch dies Urtheil das Gute im Rabelais auf ein zu kleines Maaß hinabdrücken, ſo bleiben doch der gerechten Einreden nur zu viele übrig. Gegenſtände des Spottes ſind überall leicht aufzufinden z. B. Mönche, Pedanten, Advokaten, Weiber u. ſ. w.; indem Rabelais aber Alles bis ins Maßloſe, Ungeheure ausdehnt, wird es unwahr und häßlich, ja ſtets Wiederkehrendes (ſo unermeßliches eſſen und trinken) zur platten Karikatur. Zweideutigkeiten könnte man ſich gefallen laſſen, wären ſie nur witzig (wie ſelbſt in der vielgeſcholtenen Lyſiſtrata des Ariſtofanes); bei Rabelais aber finden wir, der Ausdruck iſt nicht zu hart, gemeine, ekelhafte Dinge, mit widerwärtiger Umſtändlichkeit vorgetragen.[1])

[Bouterwek V, 287.
Dunlop 325.]

Nur Weniges kann man (der willkürlichen Sprachbildung, oder Verwirrung, und der vorſätzlichen Undeutlichkeit halber) ohne langen Commentar entziffern; zuletzt iſt aber die Ausbeute meiſt der Mühe nicht werth; oder es ergiebt ſich doch daß Geſchmackloſes und Formloſes ſehr überwiegt. Wie weit ſteht Rabelais zurück wenn wir ihn mit Moliere und Cervantes vergleichen in Hinſicht auf Sprache, Form, Witz, Mannigfaltigkeit, Anſtand, Charakterzeichnung, ächte Heiterkeit und edlen Ernſt. Dies Urtheil iſt allerdings einſeitig, eben weil es perſönlich iſt; denn ich kann und will nicht läugnen daß mir zwei Extreme gleichwenig zuſagen: der pedantiſche Verſtand Ben Johnſons, und die zügelloſe, geſchmackloſe Willkür Rabelais.

1) Man ſehe z. B. das acht Seiten lange Kapitel: de l'esprit merveilleux de Gargantua à l'invention d'un t—l.

40.

Unmöglich können zwei Dichter verſchiedener ſeyn als Rabelais und Boileau (1636—1711), und doch iſt die Hauptrichtung beider die ſatiriſche. Wenn aber jener (neben anzuerkennendem Talente) das Aeußerſte zeigt von Willkür, Maßloſigkeit und Unanſtändigkeit, ſo iſt dieſer überall gemäßigt, regelrecht, anſtändig, wohlerzogen. In ſeiner art poétique hat Boileau die, meiſt das Aeußerliche betreffenden Grundſätze der Dichtkunſt entwickelt, welche für die Franzoſen geſetzgebend wurden; er hat ſich ihnen ſelbſt unterworfen. Wenn er aber einerſeits Ungeheuerlichkeiten mit Recht ausſchließt, und Geſetz und Maaß überall (zugleich beſtimmt und ängſtlich) vorſchreibt, ſo wird der Kreis, in welchem ſich der Dichter bewegen darf, zu eng, und man beſchneidet ihm die Flügel auch da, wo ſie unentbehrlich ſind. Nach Boileaus Grundſätzen lebte Rabelais ganz außerhalb des Geſetzes, in partibus infidelium, und ward nur höflichſt geduldet, um die Mannigfaltigkeit der franzöſiſchen Litteratur zu erweiſen.

[Bouterwek VI, 97.
Eſchenburg II, 153; III, 95; V, 393.]

Boileaus Satiren ſind weder heitere Rügen eines geſcheuten Lebemannes, wie die des Horaz; noch vorſätzlich dunkel wie die des Perſius; noch voll ungemilderten, bitteren Zornes, wie die Juvenals. Doch hat er dieſe Vorbilder fleißig benutzt, und ihre Worte und Gedanken, ſeiner Zeit anzupaſſen verſucht: ob immer mit Glück, darüber läßt ſich ſtreiten. So möchte ich ausgeſprochenem Lobe kaum beiſtimmen, wenn er Juvenals Vers: si natura negat, facit indignatio versum, überſetzt: la colère suffit et vaut un Apollon. (Sat. I, 16.)

Boileaus Satire auf die Frauen iſt gemäßigter und anſtändiger, als die Juvenals; doch erlauben die allgemeinen Ausſprüche keine ſcharfe Charakteriſtik Einzelner. Wenn Boileau

Schriftſteller angriff, ſo blieben ſie ihm die Antworten nicht ſchuldig; deshalb klagt er: (Sat. IX, S. 83):

Et Dieu sçait, aussitôt que d'Auteurs en courroux,
Que de Rimeurs blessés, s'en vont foudre sur vous,
Vous les verrez bientôt, fécouds en impostures,
Amasser contre vous des volumes d'injures,
Traiter, en vos écrits, chaque vers d'attentat,
Et d'un mot inuocent faire un crime d'État.

Nicht minder traurig ſchildert er das Schickſal der Dichter im Allgemeinen:

Il n'est valet d'Auteur, ni copiste à Paris
Qui, la balance en main, ne pèse les écrits.
Dès que l'impressiou fait éclore un poëte,
Il est esclave né de quicouque l'achète;
Il se soumet lui-même aux caprices d'autrui,
Et ses écrits tous seuls, doivent parler pour lui.
Un auteur à genoux, daus une humble préface,
Au lecteur qu'il ennuie, a beau demander grace;
Il ne gagnera rieu sur ce juge irrité,
Qui lui fait son procès de pleiue autorité! (IX, 79.)

Allerdings machten die Geiſtlichen oft ein Vorrecht geltend, was man den Dichtern der Satiren verſagte; indeß ſollen dieſe ſo wenig den Charakter von Strafpredigten annehmen, als ſich umgekehrt bis zu Schmeicheleien abſchwächen. Dieſe fehlen (trotz ſeiner ſonſtigen Unabhängigkeit) auch im Boileau nicht, wenn er z. B. Ludwig XIV. anredet, (Discours au Roi, Vol. I, S. 6):

Grand Roi c'est mon défaut, je ne sçaurais flatter!

Und (Epître I, S. 161):

L'Univers sous ton règne, a-t-il des malheureux?

Die vierte Epiſtel iſt ganz angefüllt mit ſchlechtem Witz über die ungerecht angegriffenen Holländer und ihr Vaterland. Endlich beginnt die achte Epiſtel mit dem Verſe:

Grand Roi, cesse de vaincre, ou je cesse d'écrire!!

Boſſuet und Boileau ſtehen hier, und bei Beurtheilung der Reformation auf demſelben Boden. Doch ergreift dieſen ein

gerechtes Grauen wenn er an die Verfolgungswuth ſeiner Zeit denkt. Er ſagt (Sat. XII, S. 141) ſehr löblich:

Et l'Orthodoxe même, aveugle en sa fureur,
De ces dogmes trompeurs nourrissant son idée,
Oublia la douceur aux chrétiens commandée.
Et crut, pour venger Dieu de ses fiers enuemis,
Tout ce que Dieu défend, légitime et permis.
Au signal tout-à-coup donné pour le carnage,
Dans les villes, par-tout, théâtres de leur rage,
Cent mille faux zélés, le fer en mains courants,
Allèrent attaquer leurs amis, leurs parents,
Et sans distinction, dans tout sein hérétique,
Pleins de joie, enfoncer un poignard catholique:
Car quel lion, quel tygre égale en cruauté
Une injuste fureur qu'arme la piété!

Von ſeinem regelrechten Standpunkte aus, mußte dem Boileau, Form, Styl und Vers bei Weitem als das Wichtigſte erſcheinen; weshalb er erzählt: (Sat. II, S. 18):

Mais moi d'un vain caprice, une bizarre humeur,
Pour mes péchés, je crois, fit devenir Rimeur;
Dans ce rude métier, où mon esprit se tue,
En vain pour la trouver, je travaille et je sue;
Souvent j'ai beau rêver du matin jusqu'au soir,
Quand je veux dire *blanc*, la quinteuse dit *noir*.

Gewiß hat Boileau, in jenen untergeordneten Beziehungen, durch Verſtand und großen Fleiß ſo viel erreicht, daß er als Muſter und Vorbildner betrachtet wird, und man darüber oft vergeſſen hat woran es ihm fehlt: nämlich an höherer Begeiſterung und an dichteriſch ſchaffender Kraft. Sein erzählendes komiſches Gedicht: das Chorpult (le lutrin) iſt ein anſpruchsloſer Scherz, welcher Erfindung und Lebendigkeit der Darſtellung zeigt, und dichteriſcher iſt als die Satiren und Epiſteln.

41.

So bin ich faſt unausweichlich an einen ſehr ſchwierigen Gegenſtand, die franzöſiſche Tragödie gekommen: denn gegen

deren Ueberschätzung, oder Unterschätzung ist so viel gesagt, ihre Natur und ihr wirklicher Werth von den vorzüglichsten Sachverständigen so genau erörtert und bestimmt worden, daß man kaum irgend etwas Neues beizubringen im Stande ist. Ich beschränke mich bei diesen Verhältnissen auf wenige Bemerkungen.

Die ersten Spuren einer dramatischen Behandlung zeigen auch in Frankreich, die sogenannten Mysterien, über welche hinaus aber schon die Passionsbrüderschaft (confrairie de la Passion) ums Jahr 1380 thätig war. Zwei andere Gesellschaften, die Basoche und die enfans sans souçi, führten die Sache weiter, und ein Stück: der Advokat Pathelin, zeigte Fortschritt und machte Aufsehen. — Jodelle (1532—1573) versuchte das französische Theater von Abwegen und Willkürlichkeiten zu befreien und es in Hinsicht auf Theorie und Praxis den Alten zu nähern. Sein, in diesem Sinne gedichtetes Trauerspiel, Kleopatra, fand den höchsten Beifall, und es ließ sich schon itzt vermuthen daß die Dramatik der Franzosen sich keineswegs in einer eigenthümlich nationalen Weise entwickeln werde, wie die der Spanier und Engländer.

[Bouterwek V, 98.]

So verdiente es z. B. eine genaue Untersuchung, woher es kam daß die verschiedenen Völker zu ihren dramatischen Erzeugnissen ganz verschiedene Silbenmaaße wählten. — Welches Verfahren ist nun das Beste? Jedes Volk wird sein Verfahren zu rechtfertigen suchen; doch kann niemand läugnen daß die griechische Metrik die reichste ist, und es uns leichter wird sich an 5 oder 6 Jamben zu gewöhnen, als an die klappende Theilung des Alexandriners und die unruhige Bewegung der vier Trochäen.

Die Litteraturgeschichte jedes Volks beweiset daß sehr mannigfaltige, leichter oder schwerer zu erkennende Verhältnisse, auf ihre Entwickelung erheblichen Einfluß haben; dennoch reichen alle aufgefundenen Einzelnheiten und Gründe nie aus zu vollkommener Erklärung des Entstandenen. Der entscheidende,

oft überraschende Fortschritt geht (wie wir wiederholen müssen) immer aus von den höheren Gaben des Genius, welche Gott bestimmten Personen in einer tiefsinnigen, nie ganz begreiflichen Wahl verliehen hat. Die griechischen Tragiker, Lope und Calderon, Shakspeare, Corneille und Racine, Goethe und Schiller geben hinreichende Beweise für diese Behauptung.

In wie weit diese Genien auf einander gewirkt haben, soll die Litteraturgeschichte nachweisen; ein Unternehmen das bald mehr, bald weniger Schwierigkeiten zeigt. Aeschylus, Sofokles und Euripides konnten nach keinem anderen Volke hinblicken, und hielten (trotz aller Verwandtschaft der Hauptrichtung) an ihrer Eigenthümlichkeit mit Recht fest. Bei den Spaniern sind fast alle Spuren antiker Einwirkung in den Hintergrund gedrängt, und auch Shakspeare geht im Wesentlichen seinen eigenen Gang. Verwickelter gestalten sich die Dinge bei den Franzosen.

Im Vergleiche mit seinen Vorgängern verdient Corneille (1606—1685) den Namen des großen Corneille, seine dramatischen Werke wurden entscheidend für den weiteren Gang der französischen Entwickelung. Er selbst ward aber von verschiedenen Seiten, von den Alten und den Spaniern angezogen; wogegen ihm Shakspeare und die Engländer wohl gar nicht bekannt waren. Der spanische Einfluß, welcher sich im Cid und dem Lügner nachweisen läßt, verschwindet bald ganz; leider unterwarf sich aber der kräftige Geist Corneilles andern Fesseln. Nicht die großen Griechen, sondern der schwülstige Seneca gewann seine Verehrung, und der mißverstandene Aristoteles quälte ihn das ganze Leben hindurch. Corneilles Dichtergabe hinderte ihn nicht, mit löblicher Freiheit seine eigenen Werke zu betrachten und zu beurtheilen; allein jenes mangelhafte Vorbild und diese ästhetischen Bande hemmten seinen Flug.

[Bouterwek VI, 29.
Eschenburg VII, 462.]

Es war in ihm Sinn und Gefühl für die Größe der Römer; die schon bei diesen zu sehr hervortretende Rhetorik, ward jedoch

von Corneille noch mehr ins Breite gezogen, und konnte höhere Begeisterung nicht ersetzen. Auch nehmen die Römer unter seinen Händen (ihm vielleicht unbewußt und unbezweckt) mehr, oder weniger, französische Farben an, und sein Pompejus steht, selbst abgesehn von willkürlichen Erfindungen und Zusätzen, geschichtlich und dichterisch dem Cäsar Shakspeares weit nach.

Man hat mit Recht bemerkt, daß Corneille von mangelhaften Anfängen, sich zu preiswürdiger Höhe erhob, in spätern Werken aber wiederum hinabsank. Vielleicht war dies weniger Folge seiner abnehmenden Kraft, als der schon erwähnten Beschränkungen, welche er mißverständlich sich selbst auflegte. Auch minderte seine, keineswegs immer glückliche Wahl abgelegener, oder ärmlicher Stoffe, die frühere Theilnahme, und konnte durch allerlei hinzu Erfundenes nicht erzwungen werden. Es blieb, wie gesagt, ein die französische Dramatik hemmendes, großes Vorurtheil, daß neuere, näherliegende französische Stoffe für hohes Tragiren unbrauchbar seyen; während Shakspeare viel richtiger sehend, sich und seinem Vaterlande ein unsterbliches Denkmal setzte. Die französischen Tragödien sind nicht naturwüchsig, sondern Kunstprodukte, welche ferne Menschen und Zeiten, in die Ludwigs XIV. verpflanzen, oder verwandeln, und deshalb nicht für alle Jahrhunderte und Völker ein Gewicht behaupten können, welches die (an sich fremdartigern) Griechen nie verlieren werden.

42.

Racine (1635—1699) konnte nach dem hochgerühmten Vorgange Corneilles das französische Theater so wenig umgestalten, als Calderon das spanische nach dem Vorgange Lopes. So wie aber Euripides nicht ein Nachahmer des Sofokles werden wollte, sondern mit großem Rechte seine eigene Natur entwickelte und daran festhielt, so ist auch die Verschiedenheit Racines und Corneilles, eine natürliche und erfreuliche. Hiezu kam daß, trotz des Ruhmes von Corneille, seine rhetorische Richtung, die Bewunderung Senekas, die vorherrschende Rö-

merei, anfing Manchen zu langweilen. Es war ein Fortſchritt daß Racines zarter Schönheitsſinn ihn mehr zu den Griechen hintrieb, Ariſtoteles weniger ſtörend eingriff, und kalte Erhabenheit vor menſchlichern Gefühlen zurücktrat. Hingegen bleibt es zweifelhaft ob Boileaus Einfluß (ſofern er über Form und Versbau hinausging) Racinen mehr förderte oder hemmte. Gewiß daß Ludwig XIV. und ſein Hof nachtheiligen Einfluß hatte auf die Behandlung entfernter Stoffe. Daß (nach dem Verſchmähen alles näher Liegenden) Euripides und Tacitus, den Racine leiteten, können wir nicht tadeln; immer kehrt jedoch die Frage wieder, warum jene Wahl getroffen wurde, wenn ſie für den Horizont von Paris nicht paßte? Alle Helden und ihre unzähligen Liebſchaften, ſind nach dieſem Maaßſtabe zugeſchnitten.

[Bouterwek VI, 51.
Eſchenburg VII, 476.]

Sonderbar! Racine iſt ein ſo großer Verehrer des Euripides daß er deſſen, oft ganz mißverſtandene Alceſte, mit Recht vertheidigt; — und doch umgeſtaltet er deſſen Iphigenia in Aulis, weil ihre Opferung, oder Rettung, in der Zeit Ludwigs XIV. weder verſtändig, noch glaublich, noch dichteriſch erſcheine. Aus gleich zureichenden (oder vielmehr unzureichenden) Gründen, müßte man die Hexen im Macbeth und den Geiſt im Hamlet ausſtreichen, oder umgeſtalten, um ſie glaublich und verſtändig zu machen. Daß die hineingekünſtelte Intrigantin Eriphile ſich zuletzt ſelbſt umbringen muß, damit die geängſtete Iphigenie, ohne Götter- oder Menſchenhülfe, mit heiler Haut davonkomme, zerſtört das Großartige, Volksthümliche, Geheimnißvolle, Wunderbare der ganzen Fabel, und zieht ſie (zur Beruhigung des philiſterigen Publikums) hinab in den Kreis unangenehmer, aber glücklich beſeitigter Familiennoth. — Selbſt die Operndichter haben es verſchmäht ſich durch derlei Auskunftsmittel auf die angebliche Höhe der neueſten Anſicht zu erheben. Ebenſo ſinkt in der Phädra, durch die von Racine hinzuerfundene Liebesgeſchichte, die Fabel aus der geheimnißvollen, in eine gewöhnliche Region hinab.

Dieſe, aus der Verehrung des griechiſchen Meiſters hervorgehenden Bemerkungen, bezwecken keineswegs anmaaßend die Verdienſte Racines im Allgemeinen zu verkleinern; obwohl ſelbſt ſein gerühmteſtes Werk, die Athalia, mit dem muſikaliſchen Schmucke von Schulz und Mendelsſohn verſehen, in Deutſchland nur wie ein Curioſum betrachtet wurde, und keinen dauernden Beifall erlangte.

Niemand kann läugnen daß Racine neben Corneille ebenbürtig ſeine Stelle erhalten hat, ja in manchen Beziehungen über ihn hinausreicht. Trotz aller Einwendungen A. W. Schlegels, insbeſondere gegen die Phädra Racines, iſt er doch gerechter als ſelbſt manche Franzoſen, z. B. die, in der Regel überſchätzte Frau von Sevigné, welche ſagt: Racine aime Dieu, comme il aimait ses maîtresses. — Il n'ira pas loin et le goût en passera comme celui du Café.

Als ein Nebenzweig der dramatiſchen Dichtung verdienen Quinaults Opern größeres Lob, als Boileau ihnen zugeſtehen wollte, und ihm verdanken wir z. B. das muſikaliſche Wunderwerk, Glucks Armide.

[Bouterwek VI, 199.]

Die Fabel iſt nur eine untergeordnete Dichtungsart, doch werden die Lafontaines immer dankbare, beſonders jugendliche Leſer finden, und wer den Boccaz lobpreiſet, darf auch ſeine contes nicht verdammen.

[Bouterwek VI, 82.
Eſchenburg I, 19, 173.]

Die Romane aus der Zeit Ludwigs XIV. (von d'Urfe, Scarron, Calprenede, der Scudery u. A.) werden, anderer erheblichen Mängel nicht zu gedenken, ſchon ihrer übermäßigen Länge halber, nicht mehr geleſen; und nur le Sages, dem Spaniſchen nachgebildeter Gilblas, möchte eine löbliche Ausnahme machen. So wohlgemeint endlich Fenelons Telemach iſt, fallen doch des würdigen Mannes Verdienſte auf anderem Boden mehr ins Gewicht. Umſtändlicher von allen hieher ge-

hörigen Werken zu handeln, ist meiner Aufgabe und meinem Zwecke nicht gemäß.

[Dunlop 340, 374, 380.
Eschenburg VIII, 2, 223.]

43.

Die Werke Corneilles und Racines sind weder ganz griechisch, noch ganz römisch, noch ganz französisch; also nirgends aus einem bestimmten volksthümlichen Boden erwachsen, sondern mit geschickter Hand erschaffene Kunstprodukte. Darum verdienten und erhielten sie vorzugsweise da Beifall, wo die ästhetischen Ergebnisse mit vorhandenen Ansichten und Zuständen am Besten übereinstimmten. Im Ablaufe der Zeit blieb jedoch nicht verborgen, daß ihr Werth nur ein bedingter sey, und die Bewunderung nicht für alle Zeiten und Verhältnisse gleich groß bleiben könne.

Was Moliere (1620—1673) bezweckte und erreichte ist hievon wesentlich verschieden. So viel er auch von Anderen übernahm, so bedenklich einige Stoffe erscheinen, so verschieden der Werth der einzelnen Werke seyn mag; im Ganzen und Großen beruhen sie nicht bloß auf scharfer Beobachtung und gewandter Darstellung des Oertlichen und Zeitlichen, sondern auch des Dauernden, unvertilgbar Menschlichen. Und hieraus folgt, daß Erkenntniß, Verständniß und Beifall Molieres dauernder und allgemeiner ist und bleiben wird, als die Bewunderung Corneilles und Racines.

[Bouterwek VI, 68.]

Amphitruo, der uns schon in der antiken Behandlung nicht zusagt, verdiente kaum eine Erneuung; George Dandin verletzt das sittliche Gefühl. Dennoch sind die gerühmten Fabeln, in den Lustspielen des angeblich so wohlgezogenen Terenz, viel anstößiger als Alles was Moliere je wagte. — Wenn wir die, auf ganz anderem Boden erwachsenen, rein poetischen Lustspiele

Shakſpeares (z. B. den Sommernachtstraum) ausnehmen, ſo ſteht Moliere an der Spitze aller neueren Luſtſpieldichter, und wird noch ſo viel mit Vergnügen geleſen, daß umſtändliche Erörterungen hier überflüſſig erſcheinen.

44.

Ich bin öfter von gebildeten Frauen gefragt worden, welche philoſophiſche Schriften ſie leſen ſollten? Die Antwort eines bloßen Liebhabers der Philoſophie hätte (ſo ſcheint es) an dieſer Stelle eher genügen können, als die eines tiefſinnig Eingeweihten: dennoch fanden ſich große Schwierigkeiten, insbeſondere weil ſehr wenige Philoſophen ſich die Aufgabe ſtellten, durch eine vollendete Form und edle Popularität, den Kreis ihrer Leſer zu erweitern. Zunächſt mußte ich an die hochgerühmten Geſpräche Platons denken; aber nicht einmal Phädon und das Gaſtmahl fanden Eingang, vielmehr lautete das Urtheil in der Regel wie das Montaignes, Bolingbrokes und des amerikaniſchen Präſidenten Jefferſon. Größeren Beifall gewannen Theile der nikomachiſchen Ethik und der Politik des Ariſtoteles, ſowie Ciceros Werk über die menſchlichen Pflichten. Die Scholaſtiker des Mittelalters durfte ich nur in höchſter Kürze vorüberführen, und noch unzugänglicher ſind Teleſius, Campanella, Bruno und andere Italiener.

Descartes (1596—1650) konnte nicht unerwähnt bleiben, aber welches Werk des ausgezeichneten Mannes ſoll man den Frauen empfehlen, welches würden ſie mit Beifall zu Ende leſen? Ohne Descartes berühmten Satz zu kennen: „ich denke, alſo bin ich;“ haben ſie nie an ihrem Daſeyn gezweifelt, und dagegen immer geglaubt daß Alles dauernd bezweifeln, eine Thorheit, ja eine Unmöglichkeit ſey. Auch ſpringt Descartes (nachdem er alle frühere philoſophiſche Entwickelung zur Seite geworfen) ſelbſt hinein in einen übertriebenen Dogmatismus, der hier nicht näher zu erörtern iſt. Gewiß hat er mit Scharf-

sinn Gedanken erzeugt und in Anderen erweckt; sein System ist aber (wie man sich jetzt vornehm ausdrückt) ein überwundener, nur nicht in der Geschichte der Philosophie zu übergehender Standpunkt. Voltaire sagt von ihm (XX, 296): „Statt die Natur zu erforschen, wollte er sie errathen. Er wollte bauen ohne Materialien, und konnte mithin nur einen erträumten Palast errichten." — Buhle bemerkt (III, 1, 41): „Sein System ist fast ganz ein Gewebe von Behauptungen, die aus einseitigen Voraussetzungen erschlossen waren, oder von grundlosen Hypothesen." — Fülleborn schreibt (Beiträge III, 34): „Es braucht nicht erinnert zu werden, wie wenig die Philosophie bei diesem Systeme gewonnen hat." — Ritter behauptet (XI, 87): „Der philosophische Geist, welcher das Vereinzelte zusammenzufassen, die störenden Widersprüche zu beseitigen strebt, findet keine lebhafte Vertretung in Descartes. Die Zusammenhanglosigkeit seiner Ergebnisse, die lockere Methode in welcher er sie verknüpft, zeigt uns deutlich daß er die Tiefe nicht kennt, in welcher die Einheit der Wissenschaften ihren Sitz hat."

Wenn Malebranche (1638—1711) sagt, daß wir alle Dinge in Gott schauen, so bedarf dieser künstliche Lehrsatz einer schwierigen Entwickelung. Statt diese zu versuchen, mag hier (für meine Zuhörerinnen angemessener) Platz finden was Malebranche über die schönen Geister und einige andere wichtige Punkte, in seinem traité de morale vorträgt.

„Sobald man zugiebt daß der Mensch vernünftig sey, kann man nicht bestreiten daß er etwas von dem wisse, was Gott denkt und von der Art wie Gott handelt. Es giebt Wahrheit und Falschheit, Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit nicht bloß für den Menschen, sondern für alle Wesen. Die Wahrheit ist begreiflich, die Falschheit hingegen an sich völlig unbegreiflich. Das Vergnügen ist der Lohn des Verdienstes, kann aber nicht sein Prinzip seyn. Alle Ausdrücke der Sittenlehre sind weit dunkeler als man glaubt: was Liebe, Demuth, Stolz u. s. w. sey, kann man ohne Wissenschaft und Menschenkenntniß nicht mit Schärfe angeben. Sehr irrig verwechseln viele Philosophen

die Pflichten und Tugenden; durch Erfüllung jener, wird man noch nicht innerlich und wirklich tugendhaft, und die tugendhafteſten Menſchen müſſen bisweilen ſcheinbar ihre Pflichten verletzen. Anſtatt die ewige, göttliche Ordnung der Dinge anzuerkennen und ihr gemäß zu leben, machen ſich nur zu Viele ihre eigene Moral, und legen ſich auf dieſe und jene einzelne Tugend, weil ſie ihren Neigungen zuſagt: ſo giebt es denn angebliche Tugenden für ſtolze, ehrgeitzige, furchtſame, faule Leute. —

Glauben, ohne alle Einſicht, (wenn anders dieſer Zuſtand möglich iſt) kann nicht wahrhaft tugendhaft machen, und Liebe der göttlichen Ordnung, welche mehr auf Vernunft als Glauben, ich meine mehr auf Erkenntniß denn auf Gefühl beruht, iſt feſter, verdienſtlicher, ſchätzenswerther, wie eine andere Liebe, die ich als gleich ſetze. Freilich bleibt Glaube ein ſo zweideutiger Ausdruck, als Vernunft, Philoſophie, Wiſſenſchaft u. dgl. Ich rede indeß hier von der unfehlbaren, unveränderlichen, unverderblichen Vernunft, die überall herrſchen ſoll, und welcher Gott ſelbſt folgt.

Es giebt fromme Leute, die durch Vernunſt beweiſen wollen, daß man der Vernunft entſagen müſſe, daß nicht die Einſicht ſondern der Glaube uns allein führen ſolle, und Gehorſam die erſte Tugend der Chriſten ſey. Die Faulheit der Geringern und ihr ſchmeichleriſcher Sinn, findet ſich oft in dieſe vorgebliche Tugend, und der Hochmuth der Befehlenden iſt damit ſtets ſehr zufrieden. Meine Anſicht wäre nur irrig, wenn ich die ewige Vernunft und die wahre Erkenntniß, mit geheimen Einflüſterungen einer verderbten Einbildungskraft verwechſelte. Denn es iſt allerdings weit beſſer den Leidenſchaften der zum Befehlen Berechtigten nachzugeben, als ſich ſelbſt wie einen unbedingten Herrn hinſtellen, ſeinen eigenen Leidenſchaften folgen, ſich vorſätzlich verblenden, und mitten im Irthum mit einer Zuverſicht auftreten, welche allein die Erkenntniß der Wahrheit geben kann und ſoll. Ohne Arbeit, Anſtrengung, Aufmerkſamkeit des Geiſtes, wird man niemals begreifen die Größe der Religion, die Heiligkeit der Sittenlehre, die Kleinheit alles deſſen was

nicht Gott ist, die Lächerlichkeit und Elendigkeit der Leidenschaften. Kraft und Freiheit des Geistes könnte man zwei Haupttugenden nennen; sie sind sehr selten, niemand besitzt sie ganz."

Nachdem Malebranche hierauf viele Mängel und Gefahren der Einbildungskraft entwickelt hat, fährt er fort: „es würde mich zu sehr aufhalten, wenn ich alle Wirkungen der verschiedenen Arten von Einbildungskraft aufzählen wollte; gewiß widerstrebt aber nichts so sehr der Wirksamkeit Jesu Christi, als was man in der Welt einen schönen Geist (bel esprit) nennt. Denn je ausgebildeter die Einbildungskraft, desto mehr ist sie zu fürchten. Ihre Feinheit, Zartheit, Lebhaftigkeit, Ausdehnung (große Eigenschaften in den Augen der Menschen) ist die furchtbarste und allgemeinste Ursach der Verblendung des Geistes und der Verderbniß des Herzens.

Da ich hier ein Paradoxon behaupte, wird man mir nicht ohne Beweis glauben. Der Geist kann nur vernünftig seyn durch die Vernunft, oder geregelt durch die Ordnung; seine Vollkommenheit beruht lediglich auf seiner unmittelbaren Verbindung mit Gott. Hingegen erfüllt die Verbindung des Geistes mit dem Körper, jenen mit Finsterniß und wirft ihn in Unordnung. — Durch die Einbildungskraft verbreitet sich der Geist über die Geschöpfe; zur Wahrheit gelangt man aber nur durch reine, von allen Täuschungen befreite Ideen. Je mehr die Einbildungskraft also Stärke, Lebhaftigkeit, Ausdehnung besitzt, desto mehr beschäftigt sich der Geist mit sinnlichen Gegenständen; und anstatt zur Wesenheit der Dinge durchzudringen, läßt er sich von seinen Träumereien bezaubern, und spielt immerdar Komödie mit sich selbst.

Alle Menschen trachten natürlich nach Beifall, und dem schönen Geiste fehlt er niemals; wenn ihn aber seine eigenen Visionen entzücken, die Welt lobt, Freunde schmeicheln, Schüler anbeten, wie kann er bei so vielen Verhältnissen und Verbindungen mit Geschöpfen, noch mit Gott eng verbunden seyn? Der schöne Geist ist ein Mann von Ehre, ich räume es ein, aber er kann auch ein Schuft seyn und es giebt deren; er ist

nicht lasterhaft, doch giebt es unter ihnen Liederliche in großer Zahl. Gewiß hängt der schöne Geist an unzähligen Stellen mit der Welt zusammen; denn wie könnte er für die Welt todt seyn, da sie so lebendig für ihn ist. Er wird stets von Eitelkeit geplagt, und all sein Umgang reizt nur seinen Stolz. Er sucht, in Gesellschaften sich umhertreibend, stets eine Miene und Haltung anzunehmen, die da gefällt, und ist in der That ein Sklave aller derer, die ihn wie ihren Herrn zu betrachten scheinen. Anstatt die Augen zu Gott zu erheben, und alle Geister und Herzen auf ihn hinzuwenden, stellt er sich in die Mitte des Heiligthums, freut sich wenn Schwächlinge zu seinen Füßen liegen und nimmt, in eitlem Hochmuthe, einen Dienst an, wie er nur Gott gebührt.

So ist der schöne Geist weiter von Gott getrennt, als irgend jemand, und kein Anschein zur Rückkehr. Mag sich des Tages zehnmal Gnade und Liebe ihm nahen, sie finden sein Herz von Gefühlen und Bewegungen erfüllt, welche alles Andere ersticken; mag Erkenntniß ihn erleuchten und die Trugbilder zerstreuen, rasch stellt die Einbildungskraft sie wieder her. Es sind zu viel Ketten zu zerbrechen, zu viel Bande aufzulösen, um diesen Gefangenen zu befreien; — und überdies liebt er seine Ketten und ist stolz auf seine Sklaverei!"

Alles was Malebranche hier sagt (behaupten mehrere Philosophirende) ist noch jetzt wahr für den bel esprit. Während auf die 18 Jahrhunderte, seit Christi Geburt, kaum 18 wahre Dichter kommen (aber einer derselben dann freilich für 1000 zählt) hat man jetzt nach der Lehre von Theilung der Arbeiten, die Sache umgekehrt. Tausend zählen für Einen, und wenn jeder Einzelne auch nichts weniger als ein Dichter ist, werden doch tausend Dichter daraus, sobald sie sich eine gemeinsame Form geben und in Gesellschaft lesen, schreiben, essen, trinken u. s. w. Und wer auf diese Weise einmal zum Dichter gestempelt, oder plombirt ist, geht auch außerhalb der Mascopei (oder Genossenschaft) (wie der Soldat an den Knöpfen, so an der poetischen Plombe kennbar) gewichtig und für voll umher, und

das was, wenn er es für ſich allein ſagt, unbedeutend und geringhaltig ſcheinen könnte, wird groß und bedeutend indem jeder das Echo, oder (wie man jetzt ſagt) der Repräſentant Aller iſt.

Mithin hat der bel esprit unſerer Tage, durch die Kraft alles Genoſſenſchaftlichen ungemein gewonnen im Vergleich zu den belletriſtiſchen Tirailleurs zur Zeit Malebranches. Doch wollen Einige behaupten: der kleine Kamaſchendienſt ſey andererſeits deſto ſchwerer geworden. Da müßte jedes gedankenloſe Tageblatt aufgeſucht, jede elende Correſpondenznachricht geleſen, jedem der unzähligen poetiſchen Kollegen Beſuch abgeſtattet, Weihrauch wechſelſeitig geopfert und die Zeit getödtet werden um dadurch die Ewigkeit der poetiſchen Erzeugniſſe feſtzuſtellen. Statt daß der wahre Dichter auf den Schwingen ſeines inneren Reichthums über Zeiten und Räume in ſeliger Begeiſterung fortgetragen werde, finde ein klägliches Abmühen ſelbſt nach dem Beifalle derer ſtatt, die der Suchende innerlich gering ſchätzt und, von edlem Stolze und fröhlicher Genügſamkeit gleich weit entfernt, werde ſolch Unglücklicher durch die oberflächlichſte Eitelkeit immerdar gezwickt und umgetrieben bis ſich das kleine Talent ganz in Bücklingen auflöſe!

Gegen dieſe, leicht zu verlängernde Philippika, können die angegriffenen Dichter ausrufen: „Iſt denn unter allen Seelenkräften allein die Einbildungskraft dem Irthum und der Verführung unterworfen? Sieht es denn unter den philoſophiſchen Schwadronen, die in geſchloſſenen Reihen auf uns anrücken, beſſer aus? Haben ſie etwa weniger Hof- und Kamaſchendienſt, weniger Aberglauben, ſchwören ſie weniger auf Worte, und kennt man die Dutzendwaare nicht auch an dem Stempel gewiſſer auswendig gelernten, aufgebauſchten und angeſchwollenen Redensarten?

Wir treiben unſeren wichtigen oder unwichtigen Spaß für uns, treten damit niemand in den Weg, wollen damit die Welt nicht vorwitzig umgeſtalten, oder hochmüthig erlöſen. Giebt es denn etwa ſeit Chriſti Geburt mehr Meiſter in der Philoſophie, als in der Dichtkunſt? Oder iſt, weil ein philoſophiſcher König baut, jeder Kärrner ein König, von dem wir uns geduldig

müßten überfahren laſſen? Wenn ſie unſere Verſe nicht für alten ſtarken Wein gelten laſſen, ſo iſt ihr Gebräu dagegen ganz ungenießbar, und wenn ſie unſere Arbeiten vergängliches Gras, oder gar trockenes Heu nennen, ſo wird durch den chemiſch-kritiſchen Prozeß welchen ſie damit vornehmen, gewiß etwas noch viel Schlechteres daraus."

. Dieſen beiden Parteien gegenübergeſtellt, kann man vermittelnd behaupten: daß ſelbſt zwiſchen den größten Philoſophen und Dichtern ein weſentlicher Unterſchied vorhanden ſey und bleiben müſſe. Um deswillen ſind Trauerſpiele, gezimmert nach den Grundſätzen irgend eines philoſophiſchen Syſtems, trotz anfänglichen Lobes bald vergeſſen worden; deshalb ſagt Goethe: „der wahre Dichter ſoll nicht von dem allgemeinen Begriff ausgehen, oder ſich deſſen Erklärung unmittelbar zum Ziel ſetzen; vielmehr muß Alles individuell hervorquellen, worin dann mittelbar auch alles Uebrige enthalten iſt." — Gilt dies doch ſelbſt für die Kritik. Wer läſe wohl noch Leſſings Dramaturgie, wenn ſie nach dem Verlangen der damals herrſchenden Philoſophen aus der wolfiſchen Schule entworfen wäre?

Andererſeits wäre es ein großer Irthum, wenn Dichter oder Philoſophen wähnten, daß gründliche Kenntniſſe ihr Talent verkümmerten, und ſie Alles, wie eine Spinne, aus ſich ſelbſt herausſpinnen müßten. Die größten Meiſter in beiden Fächern, zeichneten ſich aus durch Fleiß und Kenntniſſe, womit ſie Fremdes aufnahmen, mit Eigenem verbanden und Neues hinzu bildeten.

45.

Es iſt am rathſamſten von der franzöſiſchen Entwickelung der Philoſophie, ſogleich zur engliſchen überzugehn. Hier ſteht Franz Bacon (1561—1626) vollgewichtig dem Descartes gegenüber; und wenn jener von ſeinen Anhängern wohl noch höher geſtellt wird, ſo laſten auf dieſem keine ſchweren ſittlichen Vorwürfe. Alle Verſuche dieſelben als unbegründet darzuſtellen,

ſind mißlungen, und alle künſtlichen Erläuterungen führen (der nur allzuklaren, handgreiflichen Wahrheit gegenüber) zu keinem erheblich verſchiedenen Ziele.[1]) In der politiſchen Geſchichte finden wir viele Beiſpiele, daß große Talente und verdammliche Laſter ſich in einem Menſchen beiſammen fanden; in der Litteraturgeſchichte iſt dagegen Bacon wohl das einzige, bejammernswerthe Beiſpiel[2]) ganz außerordentlicher Gaben des Geiſtes, nicht bloß mit Schwäche des Charakters verbunden, ſondern mit gefühlloſer Charakterloſigkeit und ganz gemeinen Verbrechen. Laſſen wir indeß dieſe kummervollen Verhältniſſe zur Seite, ſo drängt ſich die Frage hervor: ob die Unſittlichkeit des Mannes nirgends Einfluß gehabt habe, auf den Umfang und die Ausbildung ſeiner Philoſophie, und ob ſein Standpunkt ihn berechtigte (wie Descartes) alle frühere Philoſophie zu verwerfen und ihre Geſchichte eigentlich mit ſich anzufangen.

Gewiß hatte Ariſtoteles (an 2000 Jahre vor Bacon) in Manchem geirrt, und in noch mehreren Punkten war er mißverſtanden und mißgedeutet worden; dies gab aber keinen Grund ihn (an ſehr vielen Stellen) gleichſam als Repräſentanten aller vorhandenen Verkehrtheiten zu bezeichnen und als Sündenbock zu opfern. Bacon mußte wiſſen daß Ariſtoteles neben ſeiner zum Theil metaphyſiſchen Phyſik, ebenfalls der Beobachtung, der Erfahrung, dem Verſuche, der Induktion, volles Recht wiederfahren läßt, und auf dem Wege ſich ſchon als Meiſter bewährte, den Bacon als neu und als den einzigen empfiehlt. Mit vollem Rechte hat alſo Ariſtoteles, trotz aller Einreden Bacons u. A. ſeine glänzende Stelle in der Geſchichte der Philoſophie wieder eingenommen.[3]) Auch Albertus magnus verdiente An-

1) Our admiration of genius should us never betray into an apology of guilt. Mahon Hist. of England II, 74.

2) Tribonian?

3) In No. 100—105 der Allg. Zeit. für 1863 hat Hr. Juſtus von Liebig die Anſichten Bacons einer ſcharfen und lehrreichen Kritik unterworfen, ſeine Anmaßung mit Recht gerügt, und die oft überſehenen Verdienſte ſeiner Vorgänger und Zeitgenoſſen hervorgehoben.

erkennung, und noch mehr Bacons Namensvetter, Roger Bacon, der nicht ein Märtyrer eigener Verbrechen, sondern, bei den größten Verdiensten, ein Märtyrer der Wissenschaft ward.

Gewiß trat Bacon mit vollem Rechte der zusammengetrockneten, unfruchtbaren Scholastik entgegen, er hat Naturbeobachtung und Naturphilosophie wesentlich gefördert und für lange Zeit, Ton und Richtung angegeben; während Ethik, Politik, Aesthetik, ja überhaupt die (von Descartes vertretene) Geistesphilosophie, sowie ihr Verhältniß zur Theologie zwar keineswegs übergangen, aber doch von Bacon mit weniger Sorgfalt und Eifer, behandelt ist. — So wenig indessen Aristoteles alle Irthümer seiner Nachfolger verschuldet hat, ebenso wenig Bacon. Wenn dieser, dem damals so vorherrschenden, unnützen Treiben gegenüber, zornig sagt: alle Wissenschaft, die nichts nützt, ist nichts werth; so folgt nicht daß er Benthams Nützlichkeitslehre in allen Punkten beistimmen müsse: und wenn er mit Recht nicht zugab daß die Theologen Naturgesetze vorschreiben, oder vielmehr aufheben und die Vernunft verdammen dürften; so hat er nicht gemeint daß die Natur Gott-los, und der Physiker (der kein Blatt erzeugen kann) ihr Schöpfer sey. Gewiß war Bacon (trotz höflicher Complimente) kein gläubiger Christ, wie es die Verkündiger einer überkünstlichen Dogmatik verlangten und noch verlangen; ob er aber ein Organ für kindlich einfache, und doch strenge Sittlichkeit fordernde Religion besaß, darf man mit Hinsicht auf seinen unsittlichen Wandel, wo nicht läugnen, doch bezweifeln. — Die Philosophie des Geistes, die der Natur und die Religion stehen sich, richtig aufgefaßt, keineswegs feindlich gegenüber; sie sind Glieder eines größern, harmonischen Ganzen.

Da es nicht meines Amtes ist, in diese Dinge näher einzugehn, so ziehe ich vor zur Erläuterung Folgendes aus Bacons merkwürdigsten Schriften mitzutheilen. „Alle Wahrnehmungen, sowohl sinnliche, als geistige, sind der Beschaffenheit des Beobachters, nicht dem Weltall analog; und der menschliche Ver-

ſtand gleicht einem unebenen Spiegel zur Auffaſſung der Gegenſtände, welcher ihrem Weſen das Seinige beimiſcht, und ſo jenes verdreht und verfälſcht. — Mithin iſt der menſchliche Geiſt, nach der jedesmaligen Laune des Einzelnen, ein unbeſtändiges, ſchwankendes, vom Zufalle abhängiges Weſen. — Die Logik dient eher dazu, Irthümer welche auf oberflächlichen Begriffen beruhen, zu begründen und zu befeſtigen, als zur Aufdeckung der Wahrheit; ſo bringt ſie denn mehr Unheil, als Nutzen. — Unſeres Dafürhaltens ſind nämlich alle bisher erfundenen, oder entlehnten philoſophiſchen Syſteme, ſammt und ſonders Fabeln und Spiele einer erdichteten Theaterwelt. Dies behaupten wir nicht bloß von den jetzigen, oder von den ältern philoſophiſchen Sekten; da noch viele dergleichen Fabeleien können erfunden werden. Auch gilt dies nicht allein von ganzen philoſophiſchen Syſtemen, ſondern auch von einzelnen Grundſätzen und Axiomen in den Wiſſenſchaften, die durch Ueberlieferung, blinden Glauben und Nachläſſigkeit, Anſehn gewonnen haben. — Vorzugsweiſe wird der menſchliche Geiſt von dem, was plötzlich das Gemüth ergreift und erſchüttert, wovon die Fantaſie erfüllt wird, angeſprochen; alles Uebrige dichtet und fabelt er auf eine, freilich unbegreifliche Weiſe hinzu, ſowie es zu ſeinen wenigen Begriffen am Beſten paßt. — Der menſchliche Geiſt iſt kein reines Licht, ſondern Eigenſinn und Affekte trüben ihn; dadurch macht er denn aus den Wiſſenſchaften Alles was er will. Und der Menſch glaubt leicht, was er gern will. So übergeht er das Schwierige, weil er beim Unterſuchen die Geduld verliert; das Nüchterne, weil es ſeine Hoffnungen beengt; die tiefere Nachforſchung, wegen ſeines Aberglaubens; das Licht der Erfahrung, aus Hochmuth und Anmaßung, damit es nicht ſcheine, daß er ſeinen Geiſt mit gewöhnlichen, geringfügigen Dingen beſchäftige; ungewöhnliche Anſichten endlich wegen der herrſchenden Meinung: kurz auf unendliche, und oft unmerkliche Weiſe überwältigen und vergiften unſere Neigungen, die klare Anſicht.

Die zerſtückelnde Beobachtung der Naturkörper macht den

Geiſt kleinlich und beſchränkt; die allgemeine und combinirende Ueberſicht dagegen zerſtreut und betäubt ihn leicht. Man muß ſomit beide Methoden abwechſelnd vereinen, um den Geiſt zugleich ſcharf und vielumfaſſend zu erhalten, wodurch jenen Uebeln und Vorurtheilen vorgebeugt wird. — Das würdigſte Ziel der Naturgeſchichte iſt, daß ſie Geräth und Bauholz zu einer wahren und geſetzmäßigen Induktion liefere, daß ſie hinlänglichen Stoff aus dem Gebiete des Sinnlichen herbeiſchaffe, zur Belehrung des Geiſtes. Jene andere Seite der Naturgeſchichte, welche durch intereſſante Erzählungen ergötzt, oder durch Experimente nützt, ſteht unendlich tief unter der, welche das Gerüſt zum Bau einer Philoſophie liefert. Das iſt wahrlich von geringer Bedeutung, daß man alle Species von Blumen im Gedächtniſſe habe und benamſen könne, alle die Iris- und Tulpenarten, oder alle Conchylien, oder die endloſen Varietäten von Hunden und Falken; dieſes ſind vielmehr Naturſpielereien und individuelle Eigenthümlichkeiten. Auf ſolche Weiſe kann man ſich eine Menge von Sachkenntniſſen erwerben, ohne eine Ahndung von der Wiſſenſchaft zu haben; und dennoch iſt es gerade dieſes, womit die gewöhnliche Naturgeſchichte ſo groß thut, welche jedoch mit all ihrem Diſtinguiren und Sammeln nimmermehr zu dem von mir bezeichneten Endzweck gelangen kann.

Vor Allem thut der Aberglaube und die Einmiſchung der Theologie, wie leicht einzuſehn, der Philoſophie großen Schaden, ſowohl im Allgemeinen, als im Beſondern; denn der menſchliche Verſtand iſt nicht weniger dem Einfluſſe der Fantaſie, als dem gemeiner Begriffe unterworfen. Die disputirſüchtige Sophiſtik leitet ihn irre; jene fantaſtiſche, ſchwülſtige, faſt dichteriſche, berückt ihn noch mehr. Denn die Menſchen, und vorzüglich die genialen Köpfe haben einen nicht geringern Ehrgeiz des Verſtandes, als des Willens. — Vor dem Uebermaße mancher philoſophiſchen Syſteme im Behaupten und Bezweifeln, muß man den menſchlichen Verſtand hüten, weil ein ſolches die Vorurtheile befeſtigt und oft für immer unaustilgbar macht. — Man ſpreche den Sinnen und dem Verſtande,

trotz ihrer Unzulänglichkeit, nicht alle Glaubwürdigkeit ab, aber man komme ihnen zu Hülfe.

Das wahre Ziel der Wissenschaften ist die Bereicherung des menschlichen Geschlechts, mit neuen Kräften und Erfindungen. — Niemand erwarte große Fortschritte in den Wissenschaften (vorzüglich dem praktischen Theile), wofern nicht die Naturphilosophie auf die einzelnen Wissenszweige angewandt, und diese wiederum zur Naturphilosophie zurückgeführt sind. — Es ist ein Vorurtheil einer eingewurzelten, aber nichtigen und verwerflichen Eitelkeit: daß nämlich der Würde des menschlichen Geistes dadurch Abbruch geschehe, wenn er sich viel mit materiellen Versuchen, und einzelnen sinnlichen Gegenständen befasse. So hat man nicht nur den lehrreichen Weg der Erfahrung verlassen, sondern ihn auch hochmüthig verschmäht. — Es ist höchst kleinlich, den Begründern philosophischer Systeme, unendliche Verdienste zuzuschreiben, und der Begründerin aller Begründer selbst (somit aller Gründlichkeit) der Zeit, ihr Recht, zu versagen. Mit Recht nennt man die Wahrheit eine Tochter der Zeit, nicht des Ansehns. —

Wenden wir uns von den Werkstätten in die Bücherſäle, so bemerken wir eine ungeheure Menge Bücher aufgethürmt, — wir staunen; — allein dies wendet sich bald, wenn wir ein wenig genauer die Materie und den Gehalt derselben prüfen. Bemerken wir diese endlosen Wiederholungen, womit die Verfasser nie ermüden dasselbe zu sagen, so erstaunen wir bei aller Fülle über die bisherige Armuth des menschlichen Geistes. —

Alle Gebräuche und Einrichtungen an den Schulen, Akademien, Collegien und ähnlichen Versammlungen, welche zum Aufenthalt der Gelehrten und zur wissenschaftlichen Bildung bestimmt sind, arbeiten dem Fortgange der Wissenschaft entgegen. Vorlesungen und Uebungen sind so eingerichtet, daß es nicht leicht Jemand einfällt etwas Anderes als das Herkömmliche denken und erforschen zu wollen. Sollte aber der Eine, oder der Andere, sich zu einer eigenen, freien Ansicht berufen fühlen,

der hat dieſe Laſt allein zu tragen; die Andern werden ihm wahrlich keinen ſonderlichen Beiſtand leiſten. —

Die bisherigen Philoſophen waren entweder Empiriker, oder Rationaliſten. Die Empiriker begnügen ſich damit Alles zum einſtigen Gebrauche zuſammenzutragen, wie die Ameiſe. Die Rationaliſten entwickeln ihr Gewebe aus ſich ſelbſt, wie die Spinne. Zwiſchen beiden hält die Biene das Mittel; aus den Blumen der Felder und Gärten ſammelt ſie ihren Stoff, dann aber verarbeitet ſie ihn durch eigene Kraft. Nicht ungleich dieſem Bilde iſt die wahre philoſophiſche Thätigkeit. Sie läßt nicht Alles bloß auf die Kräfte des Geiſtes ankommen, noch nimmt ſie aus der Naturgeſchichte und den mechaniſchen Verſuchen den ihr dargebotenen Stoff, roh, wie er iſt, ins Gedächtniß auf; ſondern legt ihn erſt verändert und umgearbeitet dem Verſtande vor. Aus ſolcher innigen Verbindung der Erfahrung mit der Vernunft, welche bisher noch nicht ſtattgefunden hat, iſt nun Alles zu erwarten.

Derjenige, welcher die Macht und Herrſchaft des menſchlichen Geſchlechts über die Geſammtnatur zu begründen und zu erweitern ſtrebt, beſitzt ohne Zweifel eine natürliche und preiswürdige Ehrbegierde. Die menſchliche Gewalt über die Körperwelt beruht aber einzig auf Kunſt und Wiſſenſchaft. Man beherrſcht die Natur nur, indem man ſich ihren Geſetzen unterwirft. — Der Geiſt gelangt nicht durch ſich, ſondern nur durch ſein Einsſeyn mit den Dingen zur Vollkommenheit, woraus ſich ergiebt, daß mit den Erfindungen auch die Erfindungskunſt zunehmen müſſe. (Aus dem Organon.)

Es iſt gewiß und durch die Erfahrung bewieſen, daß oberflächliche Philoſophie zum Atheismus führen kann, gründlichere Forſchung aber zu Gott und Religion zurückführt. — Keiner liebt ſeine Beſchäftigungen um ihrer ſelbſt willen, ausgenommen der wiſſenſchaftliche Mann. Die Andern denken an Gewinn, Ehre, Macht, eiteles Aufſehn u. ſ. w. — Künſte und Wiſſenſchaften mildern die Sitten, machen ſie zart, folgſam, nachgiebig gegen obrigkeitliche Befehle; Unwiſſenheit hingegen macht ſie hals-

ſtarrig, widerſpenſtig, aufrühreriſch. — Sind Gemüther nicht ſchon ganz verderbt, ſo werden ſie durch Bildung verbeſſert. —

Leichtgläubigkeit hat beſonders in der Kirchengeſchichte großen Schaden gethan, wenn ſie handelt von Wundern, Heiligen, Märtyrern, Einſiedlern, Bildern, Reliquien u. ſ. w. Aehnliches ſehen wir in der Naturgeſchichte bei Plinius, Cardanus, Albertus u. A. faſt nur mit Ausnahme des hier löblichen Ariſtoteles. — Es giebt eine gleich verkehrte Vorliebe für das Alte und für das Neue. — So lange die Wiſſenſchaft ſich in Aphorismen und Beobachtungen verbreitet, kann ſie wachſen und ſich erheben; iſt ſie durch Methoden (und Syſteme) umſchrieben und eingeſchloſſen, ſo mag ſie erläutert und zu menſchlichem Gebrauche bearbeitet werden, nicht aber wahrhaft vermehrt. Die ſogenannte allgemeine, oder erſte Philoſophie, iſt für den Fortſchritt der einzelnen Fächer nur ſchädlich. Sie ſieht herab von hohen Bergen, oder Thürmen, und kann nicht die entfernteren, inneren, in der Ebene liegenden Theile der Wiſſenſchaften erforſchen. — Wer bei Forſchungen vom Gewiſſen ausgeht, endet in Zweifel; wer mit dieſem beginnt und geduldig ausharrt, wird den Ausgang zum Gewiſſen finden.

In der Geſchichte müſſen die Urſachen mit den Thatſachen verbunden werden: alſo Natur der Länder und Völker, günſtige oder ungünſtige Anlagen und Verhältniſſe, Eifer und Miſchung der Religionen, Rechtspflege, ausgezeichnete Männer und Beförderer der Wiſſenſchaften u. ſ. w. Einige welche Geſchichte ſchreiben vernachläſſigen die Form, oder berichten nur ganz Allgemeines, oder erzählen auch das Kleinſte und Unbedeutendſte, oder erfinden in überkühner Weiſe, ſtellen nur ſich dar oder ihre Partei, oder ermüden durch überlange urtheilsloſe Reden u. ſ. w. Genug es ſtehet feſt, daß man unter allen Schriften nichts ſeltener findet als eine in jeder Beziehung vollkommene Geſchichte. —

Satiren, Elegien, Epigramme, Oden, gehören mehr zur Rhetorik und Philoſophie, als zur Dichtkunſt. Die dramatiſche Poeſie könnte ſehr nützlich ſeyn, wenn ſie geſund wäre. Es

findet ſich aber ein Ueberfluß von Verderbtheiten, und die Zucht (disciplina) iſt in unſern Zeiten ganz vernachläſſigt. (de augm. scient.)"

(Aus dieſer Stelle geht hervor daß Bacon ſeinen großen Zeitgenoſſen, Shakſpeare, entweder (unbegreiflicher Weiſe) gar nicht kannte, oder ganz verkannte.)

„Männer in hohen Würden ſind dreifache Knechte (servants): des Fürſten oder Staates, des Rufes (fame), der Geſchäfte, ſo daß ſie keine Freiheit haben in Hinſicht auf ihre Perſonen, ihre Handlungen, ihre Zeit. Es iſt eine ſonderbare Begierde, Macht zu ſuchen, und Freiheit zu verlieren; oder Macht über Andere zu ſuchen und ſie über ſich ſelbſt zu verlieren. Das Aufſteigen zu einer Würde iſt anſtrengend; durch Mühe kommen die Menſchen zu größeren Mühen; durch Niedriges und Unwürdiges, zu Würden. Ihr Stehen iſt ſchlüpferig, ihr Rücktritt ein Fall, oder doch eine melancholiſche Verfinſterung. — Bei Erfüllung deiner Amtspflichten, ſtelle dir die beſten Beiſpiele vor Augen; und vergleiche ſtreng dein eigenes Verfahren mit denſelben. Halte deine und deiner Untergebenen Hände nicht allein frei von Beſtechung (corruption); ſondern auch die Hände der Nachſuchenden daß ſie nichts darbieten: denn gewöhnliche Rechtlichkeit thut jenes; aber eine mit offenbarem Verdammen aller Beſtechlichkeit ſich darlegende Rechtlichkeit, vermeidet nicht bloß das Unrecht ſondern auch den Verdacht. (Boltz Handbuch, S. 41.)"

(Welch ein Jammer, daß ein Mann wie Bacon ſeiner beſten Erkenntniß und Ueberzeugung ſo untreu ward, und zu Verbrechen hinabſank die er ſelbſt aufs Beſtimmteſte verdammte! Mit Recht ſagt Macaulay: Bacon liebte Vieles mehr als die Tugend, und fürchtete Vieles mehr als die Schuld!)

„Niemand (ſagt Bacon) ſoll ſchlechte Mittel zu angeblich guten Zwecken anwenden, am wenigſten ſoll die Religion den Vorwand geben. Es iſt weiſe bei Neuerungen ſchrittweiſe vorzugehen, und nur dann, wenn eine Nothwendigkeit dazu vorliegt. Durch zweckmäßige Reformen vorbeugt man Unruhen und

Empörungen. Könige ſind ſterbliche Götter auf Erden. Wer ſie nicht ehrt, ſteht dem Atheismus nahe, und im Herzen fehlt ihm die Gottesfurcht.“ — Dieſes letzten Ausſpruchs halber, iſt Bacon bis auf den heutigen Tag bitter getadelt worden. [Brougham political Philosophy I, 63.]

46.

Ueber Thomas Hobbes (1588—1679) und einige andere engliſche Philoſophen, habe ich in meiner Schrift: „die geſchichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik“ ſo umſtändlich geſprochen, daß ich (ohne es zu wiederholen) darauf verweiſen kann. Hier nur ſo viel, daß Hobbes durch die erlebte engliſche Revolution von allen Freiheitsbeſtrebungen ganz zurückgeſchreckt, eine ungenügende und ungemüthliche Theorie des Abſolutismus entwarf. Sie ſteht in genauer Verbindung mit ſeinem ſpekulativen Syſteme, welches ſich nirgends über den Empirismus und Materialismus erhebt, von Gott und einer Vernunfttheologie faſt nichts weiß, und dann (wohl nur um Anſtoß zu vermeiden) die Offenbarung zu Hülfe ruft, ohne ihr irgendwo lebendigen Einfluß einzuräumen.[1])

47.

Weit mehr Anklang als Hobbes und eine bis auf den heutigen Tag fortdauernde Einwirkung, fand Locke (1632—1704). Er gründete ſein Syſtem weſentlich auf äußere Erfahrung und innere Reflexion, und ſuchte durch Verbindung beider eine Geiſtesphiloſophie, neben der Naturphiloſophie, zu begründen. Allmählig legten aber ſeine Nachfolger vorzugsweiſe den Nach-

1) Jöcher ſagt: Hobbes iſt von Natur und ſonderlich bei zunehmendem Alter ſo morös geweſt, daß er jederman contradiciret.

druck auf die äußere Erfahrung und geriethen in einen ungeistigen Materialismus, zu dem Locke allerdings eine Veranlassung, oder einen Vorwand gegeben hatte. Hiedurch kam sein System in übertriebenen Mißcredit, ließ sich aber, wenn auch nicht als umfassend rechtfertigen, doch in Hinsicht vieler Punkte eher erklären und aufrecht halten, als Leibnitzens Monadologie und prästabilirte Harmonie. Eine nähere Entwickelung der spekulativen Grundsätze Lockes gehört nicht hieher; seine Ansichten über Regierung und Staat habe ich in dem soeben erwähnten Büchlein mitgetheilt, weshalb hier nur noch Folgendes aus seiner Erziehungslehre Platz finden mag.[1])

„Kinder vornehmer Aeltern sollten zur Beförderung ihrer Gesundheit etwa wie Kinder wohlhabender Landleute gehalten werden. Enge Kleider taugen nicht, am wenigsten die Schnürbrüste der Mädchen. Früh aufstehen, früh zu Bette gehn, sey Regel. Man gebe den Kindern möglichst wenig Arznei, besonders keine Präservativmittel. Auch schicke man nicht um jede Kleinigkeit nach dem Arzte. Selbstverläugnung und Selbstüberwindung muß früh eingeübt werden. Kinderfehler sind nicht zu übersehn, sie erwachsen zu Mannesfehlern. Dressirt man doch junge Thiere zum Guten, warum nicht Kinder? Den Launen der Kinder muß man nie dienen, sie zuerst an unbedingten Gehorsam, danach mit den Jahren an Freiheit gewöhnen, so daß sie aus gehorsamen Kindern, Freunde werden. Man soll die Kinder nicht durch sinnlichen Köder, Leckereien u. dgl. zum Guten bewegen, noch durch Geld, Putz u. s. w. belohnen. Dagegen wirke man auf die Kinder durch Lob und Tadel. Es soll in ihnen das Verlangen entstehen, sich um Beifall zu bewerben und das zu vermeiden, was sie verächtlich macht.

Man gebe nicht zu viel Regeln, welche die Kinder kaum zu behalten im Stande sind. Man hüte sich die Manieren der Kinder beständig zu meistern; vieles giebt sich von selbst mit der Zeit. Vor Allem sollen die Aeltern ihre Kinder nicht den

1) K. v. Raumer Pädagogik II, 114.

Dienſtboten Preis geben, ſondern ſie ſo viel möglich um ſich haben, doch ohne ſie zu beengen. Aber am wenigſten dürfen die Aeltern den Kindern ein Aergerniß geben. — Kinder wollen herrſchen, das iſt die Quelle vieles Böſen; ebenſo wollen ſie haben, beſitzen. Gegen dieſe Herrſchſucht und Habſucht muß früh gewirkt werden. Man gewähre dem Kinde nichts, was es mit Ungeſtüm verlangt, erſchreien und ertrotzen will; dagegen befriedige man wahre Bedürfniſſe. Kleine Unredlichkeiten der Kinder erwachſen zu Betrügereien, wenn ſie Männer werden. Man entwöhne von Furcht, doch ſo daß die Kinder nicht dummdreiſt werden, und erziehe ſie zum rechten Muth. Spielſachen der Kinder ſind nicht in Ueberfluß anzuſchaffen, auch müſſen nicht viele zugleich in die Hände gegeben werden. — An die Lehre von Gott ſchließe man die Anweiſung zur Wahrheit, Liebe und zum Wohlwollen an."

So viel des Beſſeren aus Lockes Schrift; Mangelhaftes, ja Verkehrtes habe ich übergangen. Seine beredte Empfehlung religiöſer Duldſamkeit, verdient großes Lob.

48.

Ich klagte daß ſo wenige Philoſophen von Fach danach ſtrebten, zu dem lehrreichen Inhalt auch eine anſprechende Form zu finden; denn (um bei den zuletzt erwähnten ſtehen zu bleiben) es iſt eine mühſame Arbeit, Bacons Schrift de augmentis scientiarum zu Ende zu leſen, und in Lockes Hauptwerke, vom menſchlichen Verſtande, fehlt es auch nicht an ermüdenden Theilen. Wenn ſich alſo ein Philoſoph findet, der ernſtlich und mit Erfolg bemüht war, zugleich geiſtreich, ſchön und lesbar zu ſchreiben, ſo ſollte man dies dankbar anerkennen, und nicht ſplitterrichtend über Einzelnes herfallen, und das viele Lobenswerthe in Schatten ſtellen. So iſt es aber Shaftesbury (1671—1713) ergangen!

[Bouterwek 8, 262.]

Schleiermacher (der aus übergroßer Verehrung Platons, den Aristoteles oft einseitig behandelt) hätte am wenigsten über Shaftesbury unbillig urtheilen sollen, da dieser ein Bewunderer Platons und bemüht ist ihm nachzufolgen und ihm nachzuahmen. Anstatt aber philosophische und theologische Einreden gegen den ausgezeichneten Mann umständlich aufzuzählen, stimme ich den kurzen und wahren Worten Hettners (I, 177) bei: „Shaftesbury ist eine der bedeutendsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts. Alle größten Geister dieses Zeitalters, nicht bloß die Engländer, sondern auch Leibnitz, Voltaire, Diderot, Lessing, Wieland und Herder haben aus ihm die kräftigste Nahrung gezogen. Seine Reize sind ewig neu. Unsere Gegenwart thut sehr Unrecht, ihn jetzt so völlig außer Acht zu lassen." — Und Goethe sagt: „ich brauche Shaftesbury nur zu nennen, um jedem Gebildeten einen trefflichen Denker ins Gedächtniß zu rufen." (32, 244.) — Hiemit übereinstimmend bemerkt Buhle (V, 291) Shaftesburys Charakteristiken sind voll philosophischen Geistes, Witzes und Laune, und höchst schätzbare Ueberreste eines der liebenswürdigsten Schriftsteller, die je gelebt haben.

Bei diesen Verhältnissen gebe ich mehrere Stellen und Auszüge aus seinen Schriften, damit jeder selbst prüfe und entscheide, in wie fern Lob und Tadel verdient sey.

1) A letter concerning Enthusiasm.

Gäbe die Geschicklichkeit, Schwächen und Laster gut darzulegen, eine hinreichende Sicherheit für die entgegenstehenden Tugenden, so lebten wir in einem vortrefflichen Zeitalter. Denn nie wurden Thorheiten und Ausschweifungen jeder Art schärfer beaufsichtigt und witziger verspottet. Doch bleibt eine freie und unparteiische Beurtheilung der Sitten unmöglich, wenn irgend eine besondere Gewohnheit, oder Meinung nicht allein bei Seite gestellt und von jener Beurtheilung befreit, sondern auch mit der höchsten Kunst geschmeichelt wird. Betrügereien, Einfluß des Hofes, Macht des Adels, Ansehn der Kirche, dürfen hier keinen Schutz gewähren und allseitige Prüfung verhindern. Läßt

man hingegen der Unterſuchung freie Bahn, ſo wird ſich das rechte Maaß für Alles ſchon finden.

Mit jeder Schwärmerei (enthusiasm) iſt Trübſinn verbunden, (ſey es in Liebe, oder Religion) und bevor derſelbe ausgetrieben iſt, beſitzt der Geiſt keine Freiheit zu hören, was ſich gegen das Lächerliche dieſer Richtungen ſagen läßt. Doch muß man ihnen einen Ausgang verſtatten, damit das Schädliche gleichſam durch Gährung ausgetrieben werde; ſonſt können ſich leichte Uebel in gefährlichere Krankheiten verwandeln, und durch Anſteckung verbreiten. — Gränzen vorſchreiben der Einbildungskraft und Spekulation, religiöſen Glauben oder religiöſe Furcht ordnen, Schwärmerei durch Gewalt unterdrücken, oder ſie auf eine Art beſchränken wollen, iſt gleich vergeblich. Wenn man Aberglauben und Schwärmerei milde behandelt und ſich ſelbſt überläßt, ſteigern ſie ſich nie bis zu Verfolgungen, Verwüſtungen, Blutvergießen und Krieg. Aber eine neue Art von Polizei, welche ſich bis zu einer anderen Welt ausdehnt, und künftiges Leben und Glückſeligkeit mehr ins Auge faßt, als die Gegenwart, überſpringt die Gränzen der natürlichen Menſchheit, und lehrt aus übernatürlicher Liebe uns gegenſeitig in frömmſter Weiſe zu plagen.

Seelen zu retten, iſt jetzt die heroiſche Leidenſchaft überſpannter Geiſter, und wird gewiſſermaßen die Hauptſorge der Obrigkeiten, ja der wahre Zweck der Regierung. Sollten Beamte es unternehmen ſich dergeſtalt in andere Wiſſenſchaften zu miſchen, ſo fürchte ich wir würden bald bekommen eine ſchlechte Logik, ſchlechte Mathematik und in jeder Beziehung eine ſchlechte Philoſophie; — ſo wie wir oft eine ſchlechte Gottesgelahrtheit in den Ländern haben, wo eine ſcharfe Rechtgläubigkeit durch Geſetze vorgeſchrieben iſt.

2) On the freedom of wit and humour.

Einige Gentlemen ſind ſo angefüllt vom Geiſte der Frömmelei und falſchem Eifer, daß wenn ſie hören man prüfe Grundſätze, forſche in Wiſſenſchaften und Künſten, und behandele

Sachen von Wichtigkeit mit der Offenheit des Humors, so bilden sie sich ein daß alle Berufsarten zu Grunde gehn, alle Einrichtungen zerfallen und nichts Geordnetes und Schickliches in der Welt übrig bleibe. Sie fürchten, oder geben vor zu fürchten, daß selbst die Religion bei diesem freien Verfahren in Gefahr gerathe. Die Tugend leidet nie so wenn sie bestritten, als wenn sie betrogen wird. Ich fürchte nicht so sehr witzige Gegner, welche zur Uebung und Vertheidigung auffordern, als zarte Ammen welche durch Uebermaß von Sorge und Liebe tödten.

Es giebt keine wirkliche Liebe der Tugend, ohne Kenntniß des öffentlichen Wohls, und wo unbeschränkte Gewalt herrscht, giebt es kein Publikum. Sittlichkeit und gute Regierung gehen Hand in Hand. Diejenigen, welche unter einer Tyrannei leben, und gelernt haben sie als geheiligt und göttlich zu bewundern, sind verderbt sowohl in Hinsicht auf ihre Sittlichkeit, als auf ihre Religion. — Wie kann man irrend bürgerliche Gesellschaft und Regierung betrachten als eine Art von Erfindung, als ein Geschöpf der Kunst. Mir scheint die vereinigende Richtung, das gesellige Versammeln eine, in den Meisten so natürliche und starke Neigung zu seyn, daß aus ihrem Uebermaß manche Unordnung in der menschlichen Gesellschaft entstand.

Es ist eine gewöhnliche Behauptung: das Interesse (interest) beherrsche die Welt. Ich glaube hingegen daß wer die Verhältnisse genau betrachtet, finden wird daß Leidenschaft, Laune, Eigensinn, Eifer, Faktionsgeist und tausend andere Triebfedern, welche der Eigenliebe entgegenstehen, einen bedeutenden Antheil an den Bewegungen dieser Maschine haben. Die Sache ist zu verwickelt, als daß man sie von einem Standpunkte aus ergründen und mit einem, oder zwei Worten abfertigen könnte. Allerdings beruht die rechte Selbstliebe, auf Weisheit und Rechtlichkeit. Wie die Sachen jetzt stehen, dürfte diese wenig durch Philosophie und tiefe Spekulationen gewinnen; besser wohl festhalten an dem gemeinen Menschenverstande. Oft sind hier die ersten Gedanken der Menschen, besser als die zweiten, und ihre

natürlichen Begriffe denen vorzuziehn, welche durch Studium, oder durch Berathung mit Caſuiſten verfeinert wurden. Ein einfacher Mann ſagt natürlich und herzlich, ſeinem geſunden Menſchenverſtande gemäß: für die ganze Welt will ich dies Unrecht nicht thun. — Aber ſpeculative Leute finden große Bedenken bei dem Falle, manche Ausflüchte, Mittelwege, Erleichterungen: z. B. eine gute Gabe an der rechten Stelle angewandt, eine richtige Methode um Verzeihung zu bitten, gute Almoſen, milde Stiftungen für rechtgläubige Gottesverehrer, Eifer für die rechte Lehre u. dgl. geben hinreichende Buße für ſchlechte Handlungen; — insbeſondere wenn man dadurch zu großer Macht kommt, um (wie ſie ſagen) dann Gutes zu thun, und der guten Sache zu nützen!

3) Soliloquy, or advice to an author.

Was man gewöhnlich Rath geben nennt, iſt nur eine Gelegenheit unſere eigene Weisheit auf Anderer Koſten zu zeigen. Wiederum iſt Rath empfangen, ſelten mehr als jemand Gelegenheit geben durch unſere Mängel ſeinen Charakter zu erheben.

Ein ſogenannter heiliger Schriftſteller ſchätzt unter allen Menſchen am wenigſten die Wohlgezogenheit. Er verachtet es ſeinen Geiſt den Geſetzen der Kritik und des weltlichen Forſchens zu unterwerfen. Ebenſo wenig iſt er geneigt irgendwie Kritik gegen ſich ſelbſt zu üben, oder Styl und Sprache nach dem Maßſtabe guter Geſellſchaft und gebildeter Männer zu ordnen. Er iſt erhaben über Alles was wir Sitte (manners) nennen, und wiederum ungeſchickt andere Mängel zu rügen, als die er Sünden nennt; obwohl er ſelbſt ſündigt gegen Wohlgezogenheit und Schicklichkeit, Grammatik, Beweisgründe und verſtändigen Sinn. — Es würde ſchlecht mit der Menſchheit ſtehen, wenn die für Religion Patentirten, auch beauftragt würden für allen Unterricht, für Sitte (manners), oder Geſpräche (conversation). Mag die Bühne unterrichten, wie die Kanzel.

Wir waren ſo glücklich die dramatiſche Dichtkunſt und die Bühne ſo hoch zu heben, als es der Genius unſeres Volkes

erlaubt. Der hohe Geiſt der Tragödie kann nicht beſtehen, wo der Geiſt der Freiheit mangelt. Der Genius dieſer Dichtungsart beſteht in der lebhaften Darſtellung von Unordnungen und Elend der Großen; zu dem Zwecke daß die niedriger Geſtellten belehrt werden ſich ihres ſicherern Standes zu erfreuen, und die Gleichheit und Gerechtigkeit ſchützender Geſetze anzuerkennen.

Viele unſerer neuern Schriftſteller richten ſich ganz nach dem Geſchmacke des Publikums, und der unregelmäßigen Fantaſie der Welt. Sie geſtehen daß ſie verkehrt und thöricht ſchreiben, um ſich dem Sinne der Gegenwart anzuſchmiegen. In unſeren Tagen machen die Zuhörer den Dichter, der Buchhändler den Schriftſteller, und jeder Urtheilsfähige kann ſich vorſtellen, welcher Vortheil daraus entſteht für das Publikum, und für Ruf und Ehre des Schriftſtellers!

4) Letters.

Es iſt ein Unglück der Jugend, ja nicht bloß der Jugend, ſondern des menſchlichen Geſchlechts, daß es tauſendmal leichter iſt die höchſten Ideen von Tugend und Güte auszubilden, als das Geringſte auszuüben.

Es iſt weit beſſer weniges Vortreffliche, als viel und vielerlei zu leſen. Vor Allen meide man ſtreitſüchtige Schriften und Schriftſteller.

Hobbes Charakter und ſklaviſche Grundſätze in Hinſicht auf Regierungen, nahmen das Gift ſeiner Philoſophie hinweg; aber Locke traf alle Grundlagen, und trieb Ordnung und Tugend zur Welt hinaus. Die Frage iſt nicht wenueher gewiſſe Ideen in dem Menſchen hervortreten; ſondern ob ſeine Natur, ſeine Conſtitution ſo iſt, daß früher oder ſpäter die Idee, das Gefühl für Ordnung, Vorſehung, Gott, unfehlbar, unvermeidlich, nothwendig in ihm hervorbrechen müſſen. Nach Locke hat die Tugend kein anderes Maaß, Geſetz, oder Vorſchrift, als Mode und Gebrauch. Sittlichkeit, Billigkeit, Gerechtigkeit hängen angeblich allein ab von vorhandenen Geſetzen und eigenem Willen.

Hienach ſind recht und ſchlecht, Tugend und Laſter nichts an

ſich ſelbſt; es iſt hievon keine Spur, oder Idee dem menſchlichen Gemüthe von Natur eingeprägt. Dies iſt eine ſehr ärmliche Philoſophie.

5) An inquiry concerning Virtue and Merit.

Ich habe Leute gekannt welche den Schein großen Eifers für Religion an den Tag legten, denen es aber an den einfachſten Geſinnungen der Menſchlichkeit fehlte, und die ſich außerordentlich entartet und verderbt zeigten. Andere dagegen welche wenig Achtung vor Religion zeigten und wie Atheiſten betrachtet wurden, beobachteten die Geſetze der Sittlichkeit und handelten ſo wohlmeinend und liebevoll, daß man faſt gezwungen wurde ſie als tugendhaft anzuerkennen.

Ein vollkommener Deiſt glaubt, daß alle Dinge geordnet und regiert werden zum Beſten, durch ein vorbeſtimmendes Prinzip, oder ein nothwendig gutes und dauerndes Weſen. Der vollkommene Atheiſt läugnet dies Alles und überläßt Jegliches dem Zufalle. Wie zwei, drei, oder mehr gute Weſen an die Spitze ſtellt, iſt ein Polytheiſt. Wer nicht annimmt daß dieſe Weſen nothwendig gut ſind und das Beſte bezwecken, ſondern nach Willkür und Einfällen handeln, iſt ein Dämoniſt. Wenige Menſchen denken jedoch folgerecht und gleichartig über ſo ſchwierige Dinge wie die Anordnung und Regierung der Welt. Man kann deshalb nur das eines Menſchen Meinung nennen, was ihm angewöhnt iſt und bei den meiſten Veranlaſſungen hervortritt.

Wenn jemand im Einzelnen noch ſo gut handelt, im Grunde aber nur von Selbſtſucht bewegt wird, iſt er an ſich noch laſterhaft. Es bleibt verkehrt zu behaupten, es ſey gerecht jemand für eines anderen Schuld leiden zu laſſen, oder ihn willkürlich und ohne Grund zur ewigen Glückſeligkeit, oder ewigen Verdammniß hinzuweiſen. Entſagung in dieſer Welt, unter der Bedingung weit größerer Vergnügungen und Genüſſe in jener, iſt nur ein eigennütziger Handel, und kein Beweis des Werthes und der Tugend. Es ergiebt ſich vielmehr, daß in mancher

Beziehung nichts der Tugend ſchädlicher ſeyn kann, als der ſchwächliche und unſichere Glaube an künftige Belohnungen und Strafen.

Die Neigungen und Geſinnungen eines Tugendhaften müſſen nicht bloß in Beziehung auf ihn ſelbſt, ſondern auch auf das Publikum, die Geſellſchaft, recht ſeyn und aus einem Stück. Wo dies fehlt iſt nur Verderbniß und Laſter. Sittlichkeit ſtiftet überall Nutzen, Unſittlichkeit bringt nach jeder Richtung Schaden. Ein religiöſes Gewiſſen ſetzt voraus ein natürliches und ſittliches Gewiſſen. Dies muß geübt und geſchärft werden. Zu ſtarke, eigenliebige Eigenſchaften machen elend. Wer vorzugsweiſe Neigung hat zur Ruhe, Muße, einem weibiſchen Temperament, wem Arbeit und Beſchäftigung zuwider iſt, der geht unvermeidlichem Elende und Plagen entgegen. Schlecht, oder laſterhaft ſeyn, heißt ſo viel als elend und unglücklich ſeyn. Dies iſt ſo gewiß und erwieſen, als irgend ein mathematiſcher Satz. Jeder Fortſchritt in Rechtlichkeit und Tugend, iſt ein Fortſchritt zum größten und ächteſten Glück. Die Tugend iſt Stütze und Schmuck aller menſchlichen Angelegenheiten, erhält Einigkeit und Freundſchaft, macht Familien und Völker blühend und glücklich; ohne ſie geht Alles zu Grunde!

6) The Moralists.

Woher kommt es daß wir Neueren ſo viel Abhandlungen und essays beſitzen, und vom Geſpräche, vom Dialog, ſo wenig Gebrauch machen? Weil es jetzt falſch und eine Lüge wäre, ſo viel Verſtand, Inhalt und gründliche Erörterung in die Zeit einer Stunde zuſammen zu preſſen.

Wir haben eine ſonderbare Laune Schöpfer zu ſeyn, und alle Geheimniſſe der Natur zu ergründen; ja Menſchen zu machen auf eine andere, als die bisher natürliche Weiſe. — Jede Sekte hat ihr Recept! Kennt ihr es, ſo ſeyd ihr Meiſter der Natur, ſeht alle ihre Plane, verſteht alle ihre Erſcheinungen, und könnt über jede ihrer Thätigkeiten Rechenſchaft ablegen, und

leichter eine Welt erſchaffen, als Archimedes ſich erbot ſie zu bewegen!

Es giebt Rationaliſten welche behaupten alle Dinge zu kennen, weil ſie wenig, oder nichts glauben; Andere, welche nichts wiſſen, glauben Alles. Manche Gegner der Schwärmerei, zeigen ſo wenig Eifer, Theilnahme und Wärme, in Hinſicht auf das was ſie ihre vernünftige Religion nennen, daß Verdacht entſteht ob ſie in irgend einer aufrichtig verfahren.

Viele religiöſe Schriftſteller und heilige Redner ſchelten auf ſittliche Tugend, als ſey ſie eine Art von Stiefmutter und Gegnerin der Religion. Sittlichkeit, Moralität (heißt es) muß nicht genannt werden, die Natur hat keine Anſprüche, Vernunft iſt ein Feind, gemeine Gerechtigkeit eine Thorheit, Tugend ein Elend!

Das Weſen eines Deiſten, eines Gottesverehrers, ſteht nicht in Widerſpruch zum Chriſtenthume. — Diejenigen irren ſehr, welche die Gedanken der Menſchen dadurch auf eine beſſere Welt hinlenken wollen, daß ſie von der jetzigen ſehr ſchlecht denken; vielmehr denken nur die Tugendhaften gern an jene Zukunft, obgleich dieſe Ausſicht nicht der erſte und weſentlichſte Grund ihres Handelns iſt.

Wer ſich bemüht die Geſetze der Natur zu verrücken, im Himmel und auf Erden nach Wundern umherſucht, jedes Ding lediglich ins Wunderbare hineinzieht, bringt Verwirrung in die Welt, zerbricht ihre Uebereinſtimmung, zerſtört die bewundernswerthe Einfachheit und Ordnung, woraus ein unendliches, vollkommenes Weſen erkannt wird.

Nur den Zuſtand darf man natürlich nennen, in welchem der Menſch verharren und ſeine Beſtimmung erfüllen kann. Außerhalb geſelliger Verhältniſſe iſt dies unmöglich.

Durch unſere ſchwachen, mit mechaniſchen Mitteln geſtärkten Augen, erkennen wir in allen Werken der Natur, die vollendetſte Kunſt, eine verborgene Scene von Wundern, Welten in Welten von unendlicher Kleinheit, hinſichtlich der Kunſt jedoch dem Größten gleich, und angefüllt mit mehr Wundern als der ſchärfſte

Sinn, die größte Kunſt und die geübteſte Vernunft durchdringen und entfalten kann.

7) Miscellaneous Reflections.

Von allen Streitſchriften, Kritiken und Antikritiken bleibt faſt Nichts übrig; ſie wandern nach kurzer Friſt zum Paſtetenbäcker. Der augenblickliche Spaß geht bald vorüber.

Die Maſſe des Aberglaubens wächſt oft mit der Zahl der Prieſter, Wahrſager, Propheten, oder derjenigen die ihren Unterhalt, oder andere Vortheile aus religiöſen Angelegenheiten beziehen.

Urſprünglich hatte unſere heilige Religion nichts zu ſchaffen mit Philoſophie und Spekulation; ja ſie ſchien dieſen entgegengeſetzt zu ſeyn. Zum wahren Philoſophen gehört nicht bloß ein Kopf, ſondern auch Herz und entſchloſſener Charakter.

Selbſt der Atheismus iſt nicht frei von Schwärmerei, welche bis zum Märtyrerthum ſteigen kann. Er haßt alles Geiſtige und treibt Götzendienſt mit dem Materiellen.

Die alte Hierarchie erſcheint in Hinſicht auf ihre erſte Gründung, Kirchenzucht, Feſtigkeit der Geſtaltung und Verfaſſung, ſogar denen in mancher Beziehung groß und ehrwürdig, welche keine ſchwachen Augen haben. Jene waren geiſtliche Eroberer, gleich den erſten Cäſaren, und legten den Grund zu einer Univerſalmonarchie. Selbſt die willkürliche Herrſchaft, geübt von einer geiſtlichen, ſo ausgedehnten, ſo alten und dauerhaften Macht, erſcheint weniger unerträglich als die kleine Tyrannei und angebliche Politik einiger neuen Prätendenten.

Nur da kann ein vernünftiger Glaube vorhanden ſeyn, wo man Prüfung und Vergleichung erlaubt, und aufrichtige Duldung ſtattfindet.

Es giebt keinen geeignetern Weg die heiligſten Wahrheiten verdächtig zu machen, als ſie mit Drohungen und Schrecken aufzuzwingen.

Von allem Haß dauert der religiöſe (ohne genügenden Grund) am längſten. Herrſchende Religionsparteien verfolgen, unterdrückte

empfehlen Mäßigung und Duldung. Milde und brüderliche Liebe ſind ſchöne Worte; wer kann ſich träumen laſſen daß in ihrem Gefolge ſich finden Ruthen, Martern, Galgen, Feuer!

Das Intereſſe einer wahrhaft frommen Geiſtlichkeit iſt nothwendig verbunden mit Bildung und klaſſiſcher Litteratur; hier findet ſie Mittel alle Einwürfe ihrer Gegner zu widerlegen. Aberglaube dagegen, Bigoterie, Frömmelei, Schwärmerei, verknechten Verſtand und Vernunft, und laſſen zuletzt Zwang und Tyrannei als den natürlichen Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts erſcheinen.

Sich von frei begründeten Geſetzen entbinden, regieren nach dem Belieben der täglichen Willkür und nach Grillen, bei jeder Wendung die Regel und das Maaß der Regierung ändern, ohne Rückſicht auf alte Beſtimmungen und Einrichtungen, auf Billigkeit und Gerechtigkeit; — iſt Gewalt, Zerſtörung, Elend und Sklaverei.

Ein begründeter und richtiger Geſchmack kann nicht entſtehn und zu Tage kommen, ohne die vorhergehende Arbeit der Kritik. Deshalb erklären wir offenen Krieg gegen die trägen, ſorgloſen Schriftſteller, Leſer, Hörer, Schauſpieler, Zuſchauer, welche nach ihren Launen und Grillen allein entſcheiden was anmuthig und ſchön ſey, und alle Kritik verwerfen, durch welche ſie allein die Schönheit und den wahren Werth jedes Gegenſtandes entdecken können.

Machen Sie ſich zu einem heiligen Geſetz, Ihr Auge und Ihre Einbildungskraft, die ſich zu dem Luſtigen und Muthwilligen hinneigt, gehörig zu zügeln; halten Sie ſich hauptſächlich an das, was anfänglich für Sie nicht eben viel Reiz hat, an die edeln, großen, durchgebildeten Werke der anerkannteſten Meiſter. Wenn Sie bei dem erſten Anſchauen keine Reize und Annehmlichkeiten an ihnen finden, ſo bleiben Sie länger dabei ſtehen; ſehen Sie ſich tiefer und tiefer in das Bild hinein, und wenn Sie einen Reiz entdeckt haben, machen Sie ſich ihn zu nutze, copiren Sie ihn, und unterhalten Sie die Idee und wenden Sie allen Fleiß an, bis Sie ſich einen richtigen Geſchmack zu eigen

gemacht haben und das, was wirklich ſchön iſt, empfinden und beurtheilen lernen.

49.

Lord Bolingbroke (1672—1751) war eben ſo weit entfernt von der freiwilligen litterariſchen Muße des Grafen Shaftesbury, als von den verbrecheriſchen Irrwegen Lord Bacons. Dennoch iſt zunächſt ſein politiſches Benehmen als wankelmüthig und zweideutig bezeichnet worden, theils mit Recht, theils mit Unrecht. Bei den Unterhandlungen über den utrechter Frieden, verfuhr er allerdings nicht mit edler, großartiger, kühner Offenheit und genügender Vorſicht; mit Recht aber hielt er dafür, daß England nicht verpflichtet ſey ſo lange Krieg zu führen bis die ganze ſpaniſche Monarchie in den Händen der Habsburger ſey. Bolingbroke kehrte vielmehr zu den politiſchen Anſichten König Wilhelms III., und dem urſprünglichen Inhalte des großen Bundes gegen Frankreich zurück.[1]) Daß er ſich dem Prätendenten anſchloß, war weniger ein Unrecht, als ein Irthum, der ſehr beſtraft ward durch die ihm undankbar wiederfahrne Zurückſetzung.

[Bouterwek 8, 267.]

Heimgekehrt nach England und ausgeſchloſſen vom Oberhauſe, wandte er ſich zu litterariſchen Arbeiten, und ward durch Scharfſinn und Beherrſchung der Form ein ſehr intereſſanter und leſenswerther Schriftſteller. Er gehört zu der Reihe von Autoren, welche bisweilen von oben herab beurtheilt werden, weil ſie nicht ſtreng ſyſtematiſch vortragen. Ihre Einwirkung iſt aber in Wahrheit viel größer und verdient weit mehr Aufmerkſamkeit, als Pedanten ihnen zuzuwenden geneigt ſind. Mithin haben wir um ſo mehr Grund aus ſeinen Schriften (wie aus denen Shaftesburys) umſtändlichere Auszüge zu geben, damit

1) Siehe ſeine ungemein lehrreichen Briefe über das Studium der Geſchichte. Daſelbſt (S. 98) über die älteſte Geſchichte Roms.

ſich zeige ob und in wiefern die harten Vorwürfe wohlbegründet ſind, welche man ihm wegen ſeiner politiſchen, philoſophiſchen und religiöſen Grundſätze gemacht hat.

„Gottes Daſeyn iſt erwieſen und Streiten gegen dieſe Demonſtration erſcheint unpaſſend (impertinent). Ja der Gottesläugner hat nur noch einen Schritt zu thun, um bei dem Gipfel aller Thorheit (absurdity) anzulangen und ſein eigenes Daſeyn zu läugnen; denn die unmittelbare Erkenntniß und Gewißheit von dem eigenen Daſeyn, verbindet daſſelbe nothwendig mit dem Beweiſe von dem Daſeyn Gottes, und die letzte Gewißheit iſt eben nicht geringer als die erſte; ſie beruht vielmehr auf der nothwendigen Verbindung der klarſten, deutlichſten und inhaltreichſten Ideen.

Dennoch hat Gott unſerer Neugier, oder Wißbegier, Schranken geſetzt, welche zu überſteigen man ſeit Plato bis Malebranche ſich vergebens abmühte. Wir kennen die Geſetze nicht, nach welchen äußere Gegenſtände auf uns Eindruck machen; wir wiſſen nicht wie Körper auf Körper, und Geiſt auf Geiſt einwirkt: unſere Unwiſſenheit über die Urſachen, hindert aber keineswegs unſere Einſicht in die Wirkungen.

Die Sinnlichkeit würde zur Bildung des Verſtandes wenig nützen, wenn wir keine andere Fähigkeit beſäßen, als die des bloß leidenden Aufnehmens. Wiederum aber würden dieſe anderen Fähigkeiten, ohne Sinnlichkeit, nichts haben, worauf ſie wirken könnten. Sinnlichkeit iſt die größere, Reflexion die kleinere Quelle der Ideen. Dieſe aber ſind klar und deutlich, ja man kann ſagen daß ſie mehr wahre Erkenntniß hervorrufen, als die erſte. Die Sinnlichkeit gab die Veranlaſſung zu denſelben; aber ſie waren, genau zu reden, niemals in der Sinnlichkeit. Faſt noch ſchwieriger als die ſinnlichen Eindrücke, ſind die Wunder des Gedächtniſſes zu erklären.

Sinn und Geiſt müſſen zuſammenwirken, um Kenntniſſe von der Natur zu erwerben, aber der letzte darf nicht vorſchreiten ohne den erſten. Der Verſuch, das Experiment, iſt die Feuerſäule, welche uns in das gelobte Land führt. Descartes Syſtem

blendete nur auf kurze Zeit, und Leibnitz (der viel Kenntniß und Scharfſinn, aber noch mehr Spitzfindigkeit und Anmaßung beſaß) hat den Philoſophen die Pflicht auferlegt, Phyſik und Metaphyſik zu verunreinigen (adulterating). Und doch iſt, nächſt der Moralphiloſophie (ohne jene metaphyſiſche Zuthaten) keine Beſchäftigung ſo würdig des menſchlichen Geiſtes, als die mit der Naturphiloſophie und mit den Künſten und Wiſſenſchaften, welche dieſelbe fördern.

Der Geiſt verfährt oft nach Weiſe der Fürſten und Staaten. Er giebt Münzen aus von Kupfer und Erz, die in den verſchiedenen philoſophiſchen und theologiſchen Münzſtätten geprägt werden. Aber in den Sekten, wie in den Staaten, geht die Täuſchung vorüber und niemand wird reicher dadurch. Die meiſten unſerer metaphyſiſchen und logiſchen Ideen und Begriffe ſind unſicher, ſchwankend und fantaſtiſch; meiſt aus Mangel an Maßſtäben, Kriterien, mittelſt welchen wir ſie an den Gegenſtänden prüfen und erproben könnten, oder weil wir dieſe Prüfung da unterlaſſen, wo ſie uns möglich wäre. Und doch ſollten Freunde der Wahrheit nicht von Philoſophen und Geiſtlichen abhängig ſeyn.

In neuerer Zeit hat man ſehr große Fortſchritte und Erkenntniß der körperlichen Welt und ſeit Jahrtauſenden ſehr wenig Fortſchritte in Erkenntniß der (unzugänglichen) geiſtigen Welt gemacht. Dennoch giebt es noch immer Leute, die von der göttlichen Weltregierung in ebenſo zuverſichtlicher Art reden, wie von ihren eigenen erbärmlichen Angelegenheiten. Dies nennen ſie Theologie. Aus den Grillen ihrer Einbildungskraft erbauen ſie geiſtige und körperliche Welten. Beſſer ſeine Forſchungen auf die von Gott vorgeſchriebenen Gränzen beſchränken, innerhalb welcher es noch unermeßlich viel zu thun giebt. Beſſer ſeinen Leib genau kennen lernen, als zu zweifeln ob er vorhanden ſey; beſſer den eigenen Geiſt erforſchen (woher man überhaupt allein Kenntniß vom Geiſte erlangen kann) als gleich Malebranche zu träumen, daß man den göttlichen Logos befrage.

Auch ohne ein Volk wie die Juden, würde die Kenntniß von einem wahren Gotte erworben und erhalten seyn. Diese Kenntniß erstreckt sich aber nicht bis zu dem innersten Wesen und den physischen und moralischen Eigenschaften Gottes, nicht über das hinaus, was seine Werke zeigen und mittheilen. — Es ist gleich thöricht anzunehmen es gebe zwei unabhängige, gleichgestellte Götter, als es gebe nur einen allmächtigen und allweisen, der aber einem untergeordneten Wesen erlaube, sein Werk in jeder Weise zu verunstalten und zu verderben.

Platon war ein heroischer, dithyrambischer Dichter; wo er aber von diesen Höhen hinabsinkt, geräth er in langweilige, sokratische Ironie, leere Hypothesen und unbedeutende Anspielungen, welche nichts von dem erklären und beweisen, was zu erklären und zu beweisen war. Doch übte er von seiner Akademie, wie später Bernhard von Clairvaux von seiner Zelle aus, eine größere Gewalt über die Gemüther, als viele Fürsten und Helden mit aller Anstrengung. Aber er hat auch in allen Zeiten und Kirchen Schwärmer erzeugt; so besonders in der christlichen die seraphischen Heiligen und die ausschweifendsten Ketzer. Der Platonismus schützte die künstliche auf Offenbarung gegründete Theologie, und diese diente wiederum jenen zu erhalten. Solch ein ursprünglicher Mangel hat sich, wie die Erbsünde, durch alle Geschlechter hindurch fortgepflanzt.

Das Christenthum hat den Schriften des alten Testaments erst ein Ansehn verschafft, das sie vorher nicht hatten. Juden und Christen halten sie in Ehren, verdammen aber gegenseitig ihre Auslegungen. Wir finden alte, zusammengetragene Sagen, spätere Abkürzungen früherer Nachrichten, Genealogien welche nicht ausreichen darauf ein System der Zeitrechnung zu gründen. — Moses hat nicht den ganzen Pentateuch niedergeschrieben, und die Lehre von einer unmittelbaren göttlichen Eingebung aller jener Schriften, ist unhaltbar.

Möge man über die Offenbarungen im neuen Testamente denken wie man will, so viel steht fest: weder die äußeren Zeugnisse, noch die innere Kraft der Lehre war solcher Art, daß

ſie allen Widerſpruch aufgehoben und allgemeine Zuſtimmung erworben hätte. Die Offenbarung theilt in dieſer Hinſicht das Schickſal der Vernunft. Der Abweichungen, Streitigkeiten, Verketzerungen, ſind nur zu viele; und die Juden zeigten ſich nicht fähiger für Annahme und Verbreitung der neuen Lehre, als die Heiden. Der Uebergang von Unwiſſenheit zur Erkenntniß iſt kürzer und leichter, als vom Irthum zur Erkenntniß. — Je wichtiger ein Gegenſtand iſt, deſto mehr müſſen wir gegen die Täuſchungen und Verführungen bloßen Anſehns, bloßer Autorität auf der Hut ſeyn. Die Grundlage der natürlichen Theologie iſt die natürliche, das heißt experimentirende, die Erfahrungsphiloſophie, und dieſe Grundlage iſt beſſer als alle Autorität. Es giebt keine Offenbarung, welche der Vernunft nichts zu thun übrig ließe.

Wenn eine Offenbarung mit Erfolg durch alle vernünftigen Prüfungen hindurchgegangen iſt, wenn ſie alle Glaubwürdigkeit menſchlicher Zeugniſſe für ſich hat, in allen Theilen folgerecht erſcheint, nichts enthält was der rechten Erkenntniß von einem höchſten Weſen und der natürlichen Religion widerſpricht: ſo verdient ſie mit der größten Ehrfurcht, Unterwerfung und Dankbarkeit angenommen zu werden. Die Vernunft hat alsdann alle ihre Rechte geübt und übergiebt uns dem Glauben. Es iſt gleich unvernünftig, vor all dieſen Prüfungen zu glauben, und nach ihnen zu zweifeln.

Nie iſt eine Religion auf Erden erſchienen, ſo geeignet wie die chriſtliche, Friede und Glück unter den Menſchen zu verbreiten. Scheint das Gegentheil eingetreten zu ſeyn, ſo liegt der Fehler nicht an der Religion, ſondern an der Theologie, welche man mit der Büchſe der Pandora vergleichen könnte. Obenauf liegen allerlei gute Dinge, tiefer unten folgen größere Uebel. Können wir dieſe Büchſe nicht verſchließen, ſo iſt es doch gut zu wiſſen daß ſie offen ſteht. Die Offenbarung ward nicht gegeben, die Menſchen von der Vernünftigkeit der Moralität zu überzeugen, ſondern deren Anwendung durch eine höhere Autorität einzuſchärfen.

Gewiſſe Vorſchriften (z. B. keinem Unrechte und keiner Beleidigung zu widerſtehen, nicht für den morgenden Tag zu ſorgen, Alles zu verkaufen um Chriſtus nachzufolgen) mögen für Chriſti unmittelbare Begleiter und Schüler gegolten haben; Vernunft und Erfahrung erweiſen dagegen, daß ſie, als allgemeine Pflichten betrachtet, unpraktiſch, mit dem Inſtinkt und den Geſetzen der Natur unverträglich und für die Geſelligkeit zerſtörend ſind. Man hat ſie bei Seite gelegt, und nur einige Mönchsorden geben vor, ſie zu beobachten. Ja unbegnügt mit den Vorſchriften Chriſti, hat die Kirche neue Gewalten, Rechte, Pflichten, Sünden, Ceremonien, Gebräuche u. ſ. w. erfunden, welche alle zum Vortheile der Geiſtlichen dienen, die Chriſten von der Geburt bis zum Tode beläſtigen, und oft dem Geiſte und dem Buchſtaben des Evangeliums geradezu widerſprechen. Hiemit ſteht eine Erſcheinung in Verbindung, welche erſt mit dem Chriſtenthume in die Welt trat: daß man nämlich die härteſten Verfolgungen billigte wegen Meinungen und Anſichten, oft der abſtrakteſten Spekulation, welche für bürgerliche und religiöſe Intereſſen von der geringſten Wichtigkeit waren.

Wir können den Apoſtel Paulus als den Vater der künſtlichen Theologie betrachten. Daher ſo viele Streitigkeiten, welche man irrig religiöſe nennt. Wer ſich für *keine* Partei erklärt, heißt ein Ungläubiger; wer *eine* Partei ergreift, wird von allen anderen dem Teufel übergeben. Da nun Rechtgläubigkeit und Ketzerei nach der Stärke und Schwäche der Parteien feſtgeſtellt wird, ſo wechſelt nur die Rolle der Verfolger und Verfolgten; aber Verfolgung und Unduldſamkeit ſelbſt nimmt kein Ende! — Siegten die Atheiſten, ſo würde alles religiöſe Gewiſſen und Bewußtſeyn ein Ende nehmen; ſiegten Latitudinarier ſo zerbröckelte das Chriſtenthum in unzählige kleine Sekten; ſiegen die Ueberſtrengen, ſo wird Verfolgungsſucht ihr Grundſatz, zum Verderben der Staaten und zur Schande der Chriſtenheit.

Schwärmerei iſt ſo wenig Beweis für die Wahrheit einer Religion, als das Märtyrerthum Beweis für eine gute Sache. — Findet man wohl in den heidniſchen Syſtemen einen Gott, der

seinen unschuldigen Sohn opfert, um seinen Zorn über einen Dritten zu stillen? Oder einen Gott, der zugleich sein eigener Vater und sein eigener Sohn ist?

Eine Hauptquelle von Irthümern ist die Annahme: daß die ganze Welt nur um der Menschen willen gemacht, und ihr Standpunkt der Betrachtung und Beurtheilung der einzig richtige sey.

Orthodoxie hat an einer Stelle und zu einer Zeit diesen Inhalt, und ist wiederum etwas Anderes an anderen Stellen und Orten. So wurden z. B. in England Leute zu dem Glauben gezwungen, für welchen man sie ein andermal verbrannte. Kann man glauben, der rechtlichste alle Gebote der natürlichen Religion erfüllende Mann, werde ewig verdammt, wenn er nicht alle Wunderlichkeiten und Willkürlichkeiten des athanasischen Bekenntnisses glaubt? Jedes Kind werde ewig verdammt, das nicht mit dem Taufwasser abgewaschen sey? Nach solchen Erfindungen künstlicher Theologie vertheilen die Priester der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, Lohn und Strafe!

Ich sage nicht, der Glaube an ein künftiges Leben sey ein Irthum; ich sage nur, es könne durch die Vernunft nicht demonstrirt, erwiesen werden. Die wahre Grundlage dieses Glaubens ist in der Offenbarung gegeben. — Mögen Andere über ihren künftigen Zustand besorgt seyn, sich fürchten, oder freuen, je nachdem Vorurtheil, Einbildungskraft, Gesundheit, Krankheit, ja ein finsterer Tag, oder heller Sonnenschein auf sie einwirken: die Ruhe meines Gemüths gründet sich auf den unwandelbaren Felsen daß mein künftiger, wie mein jetziger Zustand, von einem allmächtigen und allweisen Schöpfer angeordnet ist, und diejenigen gleich thöricht und anmaßend sind, welche fantastisch in die Zukunft hinüberschweifen, oder sich über die Gegenwart beklagen."

Diesen Mittheilungen aus Bolingbrokes philosophischen und theologischen Schriften, mögen einige charakteristische Stellen aus seinen politischen Abhandlungen folgen.

„Niemals lebten die Menschen außerhalb aller Geselligkeit.

Politiſche Geſellſchaften erwachſen aus den natürlichen; und bürgerliche Regierungen bilden ſich nicht durch das Zuſammenlaufen von Einzelnen, ſondern nur durch das Aneinanderſchließen von Familien. Von Natur giebt es keine perſönliche Gleichheit aller Menſchen; es zeigt ſich vielmehr unter ihnen eine größere Verſchiedenheit, als bei irgend einem anderen Geſchlecht erſchaffener Weſen. Es gab nie eine bloße Anarchie, ohne irgend eine Art der Regierung. Die Art wie Filmer alle Gewalt unbedingt den Königen zuſchrieb, iſt eine der größten Thorheiten, welche je zu Papiere gebracht wurden. Lockes Eifer, dieſe falſchen Lehren über Regierung zu widerlegen und die Sache der Freiheit zu vertheidigen, führte ihn aber irrig in ein anderes Aeußerſtes. Er nimmt einen Stand der Natur an, wie er nie vorhanden war, und läßt die bürgerlichen Geſellſchaften auf eine niemals ausgeführte Weiſe gründen.

Ich empfehle keinen Geiſt der Willkür und des Widerſpruchs, woraus Aufruhr und Unordnung hervorgeht, und der jeden Staat häufigen und gefährlichen Kämpfen ausſetzt. Ebenſo wenig billige ich jene verdrießliche Stimmung, welche bisweilen vorherrſcht und die Harmonie der geſelligen Verhältniſſe auflöſet. — Aber Worte, Geſetze, Befehle ſchützen die Freiheit nicht, ſobald der Geiſt entweicht, welcher ihr das Leben gab. Auch ſind die beſten Geſetze ein todter Buchſtabe, ja oft ein Uebel, wenn man ſie nicht muthig und ehrlich anwendet.

Der Geiſt der Freiheit behält überall das allgemeine, nationale Wohl im Auge und opfert ſich für daſſelbe, während ihm perſönliche und Privatvortheile gleichgültig ſind. Der Geiſt der Faktion hingegen, wird lediglich für dieſe Vortheile thätig, und kümmert ſich in keiner Weiſe um jenes Wohl.

Woher die erſtaunenswerthen Wirkungen der Regierung der Königin Eliſabeth? Weil ſie die Liebe des Volks gewann; ja ſie ward bald die geliebteſte, populärſte Perſon im Königreiche.[1])

1) Neal, der Geſchichtſchreiber der Puritaner (I, S. 8) ſagt: She was the glory of the age in which she lived, and will be the admiration of posterity.

Während ihrer Regierung war der Sinn des Hofes, des Parlaments und des Volks einer und derselbe, und wenn sie von ihrer eigenen Stärke Gebrauch machte, setzte sie das ganze Volk in Bewegung. Nichts von dem was sie forderte ward ihr vom Parlamente abgeschlagen, weil sie nichts forderte was das Parlament abgeschlagen hätte. In den Herzen ihrer Unterthanen lag ihre Sicherheit, und sie konnte deshalb Zweifel über ihren Rechtstitel verachten. Natur und Kunst bildeten sie für ihren Beruf. Sie besaß Würde, ohne Stolz, und wenn sie sich um den Beifall des Volks bemühte, so that sie es wie eine Königin, und jede That und ihr ganzes Leben bestätigte zugleich ihre Güte und ihre Weisheit. Sie ward von dem Geiste der Freiheit gestützt und getragen; sie bezwang hingegen den Geist der Faktion.

Der bloßen Spekulation erscheint nichts thörichter, als ein erbliches Anrecht, Menschen zu regieren: in der Praxis ist nichts thörichter, als bei jeder Thronerledigung einen König zu erwählen. — Eine gemäßigte Monarchie ist die beste aller Verfassungen, eine Erbmonarchie die beste der Monarchien. — Aechte Vaterlandsliebe beruht auf großen Grundsätzen, und wird durch große Tugenden gestützt. Unbedingte Unveränderlichkeit kann und soll in keiner menschlichen Angelegenheit erreicht werden. Nie darf ein König bloß durch eine Partei regieren: er soll der Vater seines ganzen Volks seyn."

So weit meine kurzen Auszüge aus Bolingbrokes Schriften. Ich habe mich (wie immer) bemüht, nicht das Tadelnswerthe, sondern das Anziehendste und Lehrreichste auszuheben. Man kann Bolingbroke nicht den tiefsinnigsten Philosophen, oder Theologen gleichstellen; aber noch weniger ihn mit leichtsinnigen Schwätzern, oder gar mit Atheisten in eine Klasse werfen. Er hat unabweisliche Ansichten und Aufgaben mit Geist und Ernst hingestellt, und wenn auch seine Lösungen nicht überall genügen, doch viele schwache Stellen des Gebäudes nachgewiesen[1]), und

1) Z. B. durch seine Kritik der Schriften des alten Testaments, woran

aus dem Schlafe der Trägheit, oder Anmaßung, zu neuer Thätigkeit und feſterer Begründung, löbliche Veranlaſſung gegeben.

Es ſey erlaubt von dieſer Stelle aus einen Blick zu werfen in die Vergangenheit und in die Zukunft. Die Scholaſtik hatte ſich (wie ich ſchon bemerkte) die ſehr große und ſchwierige (ja unlösliche (Aufgabe geſtellt, die geſammte chriſtliche Dogmatik (in allen ihren Grundzügen und erkünſtelten Zuſätzen) wiſſenſchaftlich zu begründen, und zugleich das Weſentliche der griechiſchen, beſonders ariſtoteliſchen Philoſophie damit zu verbinden und auszuſöhnen. Der Verſuch Luthers, Bacons, Descartes, Janſenius u. A. die letzte philoſophiſche Hälfte faſt ganz zu verwerfen, mißlang; ſchon Melanchthon lenkte zur richtigen Mitte zurück, und die Philologen überzeugten ſich bald, daß ſie ihre Wiſſenſchaft weder den Freunden, noch den Gegnern der alten Dogmatik auf die Dauer opfern dürften.

Obgleich Luther (wie Dryden ſagte) weit den größten Theil derſelben in ſeine Lehre aufgenommen hatte, ließ ſich doch vorausſetzen daß ſo gewaltige Bewegungen nicht zu gleichen Zielen führen würden. Das augsburgiſche Bekenntniß, die tridenter und dordrechter Kirchenverſammlungen, die Concordienformel, die von Pius IV. vorgeſchriebene Glaubensformel, der römiſche Katechismus, die 39 Artikel u. a. m., galten den verſchiedenen Religionsparteien für weiſe Geſetzgebungen, an denen für die Ewigkeit feſtzuhalten ſey. So unendlich viele Mühe man ſich auch bis auf den heutigen Tag gegeben hat, dieſe Lehren und Geſetze zur ſteten und allgemeinen Anerkennung zu bringen, ſo muß doch jeder Verſuch die welthiſtoriſche Entwickelung zu verſteinern und für immer in die Feſſeln zeitlicher, menſchlicher Formen und Formeln zu ſchlagen, jedesmal mißlingen. Auch

---

ſich viele neuere Unterſuchungen anreihen. Er ſagt: die älteſten Sagen are at best no more than fanciful preludes, that try the instruments and precede the concert. Letters 44. Es iſt, bemerkt er an einer anderen Stelle, kein großes Verdienſt to make fair copies of foul manuscripts, give the signification of hard words, and take a great deal of other grammatical pains. S. 3.

zeigen ja ſchon jene confeſſionellen Gegenſätze und Verſchiedenheiten, daß ſie nur gebrochene Strahlen eines höheren Lichtes ſind.

So, nach der theologiſchen Seite. Noch weniger aber konnte man erwarten, daß die Philoſophen ſich derlei Feſſeln unterwerfen würden; vielmehr hatte es keinen Zweifel, nach dem angeblichen Sturze des Ariſtoteles, werde die zweite Hälfte der Scholaſtik (die Dogmatik) nicht unangetaſtet bleiben. Wenn Bacon und Hobbes Streitigkeiten mit Theologen zu vermeiden ſuchten, Locke eine Vermittelung für möglich hielt und Bolingbroke keineswegs das Religiöſe mit frivolem Leichtſinn behandelt, ſondern es von Auswüchſen (oder was er dafür hielt) reinigen möchte; finden wir nunmehr ein ſtufenweiſes Herabſinken, eine allmählige Verkümmerung der theologiſchen und philoſophiſchen Anſichten. Dem Zuviel der Scholaſtik folgte ein Zuwenig der neueren Zeiten: beides hat ſich überlebt und der Glaube, einſeitige Wiederherſtellung, oder Wiedergeburt, ſey das rechte Ziel, wird ſich auf die Dauer auch nicht bewähren. Ehe wir aber von dieſer weiteren, beſonders franzöſiſchen Entwickelung ſprechen, wollen wir (um etwanige Ermüdung zu vermeiden) über einige engliſche Dichter Bericht erſtatten.

---

7 GEN 64

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

00563336

Berichtigungen.

Seite	11,	Zeile	3 v. o.,	ſtatt: übrigen, lies: der übrigen
»	48,	»	7 v. u.,	ſt.: die joniſche, l.: der joniſchen
»	62,	»	9 v. u.,	ſt.: Ecclogen, l.: Eclogen
»	95,	»	11 v. o.,	ſt.: Prtrarka, l.: Petrarka
»	113,	»	1 v. u.,	ſt.: vieler kleinen Lehrjungen, l.: vieler Dichter, oder
»	130,	»	5 v. o.,	ſt.: viele italieniſche, l.: vielen italieniſchen
»	171,	»	14 v. o.,	ſt.: von keiner, l.: durch keine

Schriften von Friedrich von Raumer.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lebenserinnerungen und Briefwechsel. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.

Diese infolge vielfacher Aufforderungen veröffentlichten Memoiren des berühmten Geschichtsforschers umfassen beinahe drei Menschenalter. Ihre Berechtigung und Bedeutung beruht darauf, daß sie keineswegs nur eine persönliche Lebensgeschichte des Verfassers sind, sondern zugleich die interessantesten Aufschlüsse über die wichtigsten Zeitangelegenheiten innerhalb dieser langen Periode geben. Von besonderm Interesse ist deshalb auch der mit den eigenen Aufzeichnungen abwechselnde Briefwechsel mit hervorragenden Zeitgenossen, wie Heeren, Solger, Hardenberg, Stein, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Tieck, Jean Paul, Steffens u. a.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Dritte, nochmals wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. 8. Geh. 4 Thlr.

Wenn ein derartiges, vor länger als einem halben Jahrhundert verfaßtes Werk sich fortdauernd in der Gunst des Publikums erhält, sodaß davon abermals eine neue dritte Auflage erscheinen mußte, so ist das gewiß die beste Empfehlung für dasselbe. Das Werk bietet in der Form von Vorlesungen eine vollständige Darstellung der alten Geschichte und bestrebt sich „das wahrhaft Denkwürdige, Geist und Gemüth Ansprechende aus der ungeheuern Menge von Thatsachen und Ansichten auszusondern". Es ist recht eigentlich für das große gebildete Publikum geschrieben und verdient die allgemeinste Verbreitung, die jetzt auch durch den wohlfeilen Preis desselben erleichtert wird.

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. 8. Geheftet 6 Thlr. Gebunden 7 Thlr.

Der Preis dieser dritten Auflage des berühmten Werks, welche als eine wohlfeile Volksausgabe erscheint, ist gegen früher um die Hälfte ermäßigt worden, um dasselbe — eins der wenigen deutschen Geschichtswerke, die in das Volk gedrungen, — als eine Bereicherung jeder Haus- und Familienbibliothek immer weitern Kreisen zugänglich zu machen.

Ein dazu gehöriger Atlas von Kupfern und Karten kostet 2 Thlr.

Ueber die geschichtliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das Erscheinen einer dritten Auflage dieser bekannten Schrift spricht gewiß für ihren Werth und ihre Brauchbarkeit. Sie ist nicht für das wissenschaftliche Publikum allein, sondern für gebildete Männer aller Kreise geschrieben, indem sie eine kurze, allgemein verständliche Uebersicht aller auf Recht, Staat und Politik Bezug habenden Verhältnisse zu geben sucht.

Historisch-politische Briefe über die geselligen Verhältnisse der Menschen. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses neue Werk des Verfassers erörtert nicht in trockener Compendienform, sondern in der für die populäre Darstellung so geeigneten Briefform alle auf Geschichte, Staatswissenschaft, überhaupt auf die staatlichen und geselligen Verhältnisse der Menschen sich beziehenden Gegenstände in einer für jeden Gebildeten verständlichen und interessanten Weise. Uebrigens ist diese Form des Werks keine fingirte, sondern die Briefe sind im Laufe mehrerer Jahre auf Grund sehr beachtungswerther Aufforderungen wirklich geschrieben worden.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

LEGATORIA CARTAGLI
VIA
SEMINARIO

Digitized by Google